



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„Zur empirischen Fruchtbarkeit des Habituskonzepts“

Eine kritische Auseinandersetzung mit exemplarischen
Ansätzen zur Anwendung und Weiterentwicklung des
Habituskonzepts in der Nachfolge von Bourdieu

Verfasser

Christoph Hochwarter, BA BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Soziologie

Betreuerin / Betreuer:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Christoph Reinprecht

Danksagung

Mein Dank gilt meinen Eltern für die emotionale und finanzielle Unterstützung während meines Studiums, meinem Betreuer Prof. Reinprecht für die kompetenten und freundlichen Hilfestellungen in der Abfassung der vorliegenden Arbeit, und all denjenigen Personen, die ein Stück des Studienweges mit mir gegangen sind und deren zahllose und im Nachhinein oft wenig greifbaren Einflüsse am Ende wohl dennoch einen zumindest „feinen Unterschied“ ausmachten.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung und Problemaufriss	7
2	Das Habituskonzept bei Bourdieu	14
2.1	Geistesgeschichtliche Wurzeln des Habituskonzepts.....	14
2.2	Wirkungsweise und Stellenwert des Habituskonzepts bei Bourdieu	18
2.2.1	„Habitus“ – ein unbewusstes, generatives System von dauerhaften Dispositionen	18
2.2.2	„Habitus“ und Geschmack	22
2.2.3	Genese, Aneignung und Trägheit des Habitus	24
2.2.4	„Praktischer (Wahrnehmungs-)Sinn“ und Grundlage des Alltagsverstands.....	26
2.2.5	Abstimmung der Praktiken: „Habitus“ als Lex Insita	29
2.2.6	Das Verhältnis von Einzelhabitus und Gruppenhabitus.....	32
2.3	Räume und Felder	33
2.3.1	Verhältnis von Habituskonzept und Raumkonzept.....	33
2.3.2	Verhältnis von Habituskonzept und Feldkonzept	39
2.4	Habitusforschung bei Bourdieu	45
2.4.1	Habitusforschung durch Fotografien.....	46
2.4.2	„Quantitative“ Habitusforschung am Beispiel von „Die feinen Unterschiede“	48
2.4.3	„Qualitativ-interpretative“ Habitusanalyse in „Das Elend der Welt“	54
2.5	Potential des Habituskonzepts zur Untersuchung symbolischer Herrschaft	58
3	Kritik am Habituskonzept	60
3.1	Kritik am Determinismus	61
3.2	Fehlende Theorie der Habitualisierung und der lokalen Wirkungsweise des Habitus...	63
3.3	Einheitlicher oder pluraler Habitus	65
3.4	Zirkularität des Habitusbegriffs	68
3.5	Unklarer Gesellschaftsbezug des Habituskonzepts.....	68
3.6	Überbewertete Anpasstheit der Habitusformen.....	69

3.7 Reifizierter Dispositionsbegriff	70
3.8 Widersprüchlichkeit des Habitusbegriffs	71
3.9 Geschlossenheit des Habituskonzepts gegen Falsifizierbarkeit	72
4 Das Habituskonzept in der Lebensstilforschung	73
4.1 Überblick über die Lebensstilforschung	73
4.1.1 Das heterogene Feld der Lebensstilforschung	73
4.1.2 „Beliebigkeit von Definitionen?“ - Lebensstil und Lebensführung.....	77
4.1.3 Varianten und Ziele der deutschsprachigen Lebensstilforschung.....	79
4.1.4 Methoden und Methodologie der Lebensstilforschung.....	82
4.1.5 Theorien der Lebensstilforschung.....	85
4.1.6 Lebensstilforschung zwischen Ablehnung und Inkorporation des Habituskonzepts	86
4.2 Hermeneutik von Massendaten – Gerhard Schulzes „Fundamentalsemantik“ als Habitus-Analogon	92
4.2.1 Relativiert die „Erlebnisgesellschaft“ die „feinen Unterschiede“?	92
4.2.2 Zwei Arten der Fundamentalsemantik: Ökonomische und psychophysische Semantik.....	94
4.2.3 Zwei Dimensionen der psychophysischen Fundamentalsemantik: Differenziertheit und Reguliertheit	96
4.2.4 Habituskonzept und Fundamentalsemantik	99
4.2.5 Der Weg zur Fundamentalsemantik: Die fundamentale Interpretation	106
4.2.6 Kritische Würdigung	114
4.3 Habitus- und Lebensführungstypologie am Beispiel Ottos konzeptioneller Lebensführungstypologie	122
4.3.1 Das Habituskonzept bei Otte.....	122
4.3.2 Theoretische Konstruktion von Typen.....	124
4.3.3 Das Habituskonzept als Teil der Lebensführung im Grundmodell der Lebensführungsgenese	127

4.3.5 Das Investitionsparadigma der Erklärung der Genese individueller Lebensführung	130
4.3.6 Operationalisierung der Typologie und praktische Anwendung des Konzepts der „grundlegenden Handlungsorientierungen“	142
4.3.7 Empirische Anwendungsmöglichkeiten des Ansatzes	149
4.3.8 Kritische Würdigung	150
5 Hermeneutische Ermittlung von Habitussyndromen – Habitushermeneutik und Milieusoziologie.....	166
5.1 Ursprung der Habitushermeneutik: Milieuforschung und Habitusanalyse	166
5.2 Das Habituskonzept in der Habitushermeneutik und dessen Erweiterung	169
5.3 Theoretisch-methodologisches Framework der Habitushermeneutik.....	176
5.3.1 Rekonstruktion von Sinnschichten der sozialen Praxis.....	176
5.3.2 Erklären und Verstehen	177
5.3.3 Doppelter Bruch	177
5.3.4 Erschließung der Habitusformen im Kontext eines Feldes	178
5.3.5 Korrespondenz von mentalen und sozialen Strukturen.....	182
5.4 Methodisches Vorgehen	183
5.4.1 Habitushermeneutische Adaption etablierter Methoden	183
5.4.2 Sequenzanalytisches Vorgehen	187
5.4.3 Habitushermeneutische Arbeit mit Collagen	189
5.4.4 Verdichtung der ermittelten, akteurbezogenen Habitussyndrome zu Typen durch analytische Elementarkategorien.....	190
5.6 Kritische Würdigung	194
5.6.1 Stärken und Schwächen des Zugangs	194
5.6.2 Reflexion des Ansatzes vor dem Hintergrund der Kritik am Habituskonzept.....	199
6 Praxeologisch-autoethnographische Habitusanalyse am Beispiel von Wacquants “Body & Soul“	201
6.1 Der Eintritt in die Welt der Faustkämpfer – Der Kontext.....	201
6.2 Methodologie und Habitusanalyse	203

6.2.1 Wacquants Ansatz einer „fleischlich-sinnlichen“ Soziologie	203
6.2.2 Eine „beobachtende“ Teilnahme	204
6.3 Analytische Betrachtung der Studie	206
6.3.1 Aufbau der Studie.....	206
6.3.2 Das Habituskonzept in der Studie „Body & Soul“ - Der faustkämpferische Habitus	207
6.2.3 Das Gym als Ort der Habitusaneignung und Ausprägung eines praktischen Sinnes	209
6.2.4 Die Vermittlung des faustkämpferischen Habitus als implizite und kollektive Pädagogik	211
6.2.5 Die objektiven Strukturen – Das Gym in Symbiose und Opposition zur Straße ..	217
6.2.6 Kritische Würdigung	220
7 Zusammenführende Bewertung der Ansätze und Schlussfolgerungen	228
Anhang	237
Anhang A: Polaritätenprofil der „Erlebnisgesellschaft“	237
Anhang B: Fragebogen zum Thema Lebensführung	238
Anhang C: Deskription der Lebensführungstypen bei Otte	242
Anhang D: Abstract.....	246
Anhang E: Lebenslauf	248
Literaturverzeichnis.....	249

1 Einleitung und Problemaufriss

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Habituskonzept des französischen Soziologen und Ethnologen Pierre Bourdieu, der nach Fröhlich/ Rehbein zu den einflussreichsten und gleichzeitig umstrittensten Soziologen der Welt zählt (vgl. Fröhlich/ Rehbein 2009a: IX). Verfolgt wird dabei die Beantwortung der folgenden Forschungsfrage: **Welche Möglichkeiten der empirischen Fruchtbarmachung¹ von Bourdieus Habituskonzept bestehen im Anschluss an Bourdieu? Was sind die Stärken und Schwächen dieser Ansätze? Inwiefern, wenn überhaupt, wird dabei Bourdieus Habituskonzept weiterentwickelt und ergänzt, bzw. von Charakteristika von Bourdieus Habituskonzept abgerückt? Inwiefern betrifft diese Weiterentwicklung die Kritik, die an Bourdieus Habituskonzept geäußert wurde?**

Weshalb ist das Habituskonzept relevant? Zunächst nimmt es eine wichtige Rolle im Korpus von Bourdieus Theorie(n) ein. Ein roter Faden, der sich durch Bourdieus Gesamtwerk zieht, ist die Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Kultur, Herrschaft und sozialer Ungleichheit, und die Untersuchung, wie Gesellschaft reproduziert wird (vgl. Müller 1986: 162f). Für Bourdieu ist die Sphäre der Kultur das entscheidende Medium zur Reproduktion der Klassenstrukturen in spätkapitalistischen Konsumgesellschaften. Das Konzept des Habitus stellt dabei ein Schlüsselement für Bourdieus Gesellschaftstheorie dar, weil es zu fassen erlauben soll, wie gesellschaftliche Strukturen sich in der (kulturellen) Praxis individueller Akteure niederschlagen, und wie umgekehrt vermittelt über den Habitus die Praxis auf die Struktur zurückwirkt.² Müller spricht hierbei auch von der „[...] allgemeinen Reproduktionsformel *Struktur-Habitus-Praxis* [...]“ (Müller 1986: 163). In einer ersten Annäherung kann der Habitus als ein System von Dispositionen verstanden werden, die als Denk-, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata fungieren. Manifest werden diese Schemata im alltäglichen Leben als Praxisformen, unter anderem in der Wahl von

¹ Die womöglich etwas umständlich wirkende Formulierung „empirische Fruchtbarmachung“ wurde, anstatt von „Messung“ oder „Operationalisierung“ gewählt, weil „Messung“ und „Operationalisierung“ üblicherweise stärker (bzw. ausschließlich) im Rahmen von quantifizierenden und standardisierten Ansätzen verwendet werden (vgl. Diekmann 2011: 239; Flick 2012: 23), in der vorliegenden Arbeit aber a priori keine solche Engführung vorgenommen werden sollte.

² Müller spricht sogar davon, dass Bourdieu mit seiner Habitus Theorie eine gesellschaftliche Grundformel habe liefern wollen, weil der Habitus der Schnittpunkt ist der Interdependenzen von objektiven sozialen Lagen, Strukturen sozialer Herrschaft und sozialer Ungleichheit, kulturellen Praktiken, sozialen Klassifikationen, subjektiven und gruppenspezifischen Motiven, Kognitionen und Handlungsstrategien und ideologischen Verkennungen dieser Interdependenzen (vgl. Müller 1989: 196).

Konsumprodukten, beispielsweise in der Wahl der Musik, im Kleidungsstil, oder auch in der Art zu sprechen und sich zu verhalten. Vermittelt über den Habitus sind Praxisformen *sozial strukturierte* Praxisformen, weil er systematisch innerhalb von gesellschaftlichen Strukturen erworben wird und entsprechende Praxisformen hervorbringt, wobei ähnliche gesellschaftliche Strukturen bei Bourdieu ähnliche Habitusformen³ erzeugen.

Gebesmair bezeichnet das Habituskonzept auch als „eigentliche Innovation“ der Bourdieu’schen Theorie (vgl. Gebesmair 2001: 132). Entgegen Handlungstheorien, die von einem rationalen Nutzenkalkül der Akteure ausgehen (was nach Bourdieu einem „naiven Voluntarismus“ entspricht), betont Bourdieu durch das Habituskonzept die Rückgebundenheit individueller Strategien an die Strukturen der Gesellschaft. Diese Abkehr von der Konzeption des sozialen Handelns als Resultat bewusster Entscheidungen oder als Befolgung von Regeln wird mitunter sogar als Paradigmenwechsel im sozialwissenschaftlichen Denken interpretiert (vgl. Kraus/ Gebauer 2002: 5).

Das Habituskonzept ist ein „Denkwerkzeug“, wie auch andere von Bourdieu entwickelten Begriffe, z.B. die Vorstellungen vom „sozialen Raum“, vom „Feld“ oder von „symbolischer Gewalt“, und dient dazu, die soziale Praxis in ihrer eigenen praktischen Logik zu verstehen (vgl. Engler 2013: 247). Lenger et al verweisen allerdings auf die Gefahr, auf Grund von Bourdieus Status als „Klassiker“ und der fast inflationären Verwendung des Habituskonzepts bei Autoren, die sich auf ihn beziehen, Bourdieu kaum noch im Original zu lesen und auf diese Art seine Konzepte nur verkürzt zu rezipieren (vgl. Lenger et al 2013a: 13).⁴ Aus diesem Grund werden im ersten Abschnitt der vorliegenden Arbeit, der sich mit Bourdieu direkt beschäftigt, vor allem Originaltexte von Bourdieu herangezogen werden.

Eine paradigmatische Anwendung von Bourdieus Habitus-Begriff findet sich in seiner bekannten Studie „Die feinen Unterschiede“, mit dem Untertitel „Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft“, in welcher Bourdieu jeder der drei von ihm analytisch konstruierten sozialen Klassen Frankreichs eine bestimmte Form von Klassenhabitus zuweist, bzw. diese Klassen in Klassenfraktionen unterteilt und einen fraktionsspezifischen Habitus darlegt (vgl. Bourdieu 1987). Vester bemerkt hierzu, dass Bourdieus Methodologie in „Die feinen Unterschiede“ stark auf eine rigide französische Klassengesellschaft der 60er Jahre zugeschnitten ist (vgl.

³ „Habitusformen“ wird in der Literatur mitunter als Plural für Habitus genutzt.

⁴ Bourdieus mitunter schwieriger Stil ist wohl ein Faktor dabei, keine Primärtexte von Bourdieu zu rezipieren. Für eine (unterhaltsame) Kritik von Bourdieus Sprache und Schreibstil vgl. Jenkins 1992: 162-172.

Vester 2003: 26). Deshalb sei der dort von Bourdieu genutzte Ansatz von späteren Wissenschaftlern (beispielsweise von Vester und seinen KollegInnen für das Deutschland der 80er und 90er Jahre) in verschiedenen Aspekten für die Analyse von „komplexeren Gesellschaften“ adaptiert worden.

Lange-Vester und Teiwes-Kügler verweisen darauf, dass von Bourdieu keine systematische Methode aufgestellt wurde, um Habitusmuster herauszuarbeiten, zu identifizieren und begrifflich voneinander abzugrenzen (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 149).

Der Grund hierfür ist, dass Bourdieu das Habituskonzept als „offenes“ Konzept sah, das die empirische Arbeit anleiten und wandelbar sein solle (vgl. Reay 2004: 438ff). Dem Habituskonzept bleibt nach Reay daher auch immer ein gewisser Grad an Unbestimmtheit inhärent, sodass es gut zur Unordnung der sozialen Welt passe. Diese durchaus auch positiv auslegbare Anpassungsfähigkeit kann auch zu einem Nachteil führen: „But there is also a danger in habitus becoming whatever the data reveal“ (Reay 2004: 438). Bourdieu habe ihn als konzeptionelles Werkzeug bezeichnet, das in der empirischen Arbeit genutzt werden müsse, und sollte daher sowohl als „Methode“ wie auch als „Theorie“, als Weg zum Verständnis der Welt, betrachtet werden. Inkonsistenzen und die Gefahr von Determinismen seien in dieser empirisch ausgerichteten Verwendungsweise viel geringer, so Reay. Das Konzept diene dazu, Strukturen als in actu sehen zu können, innerhalb von mikrosozialen Interaktionen und Aktivitäten innerhalb größerer Zusammenhänge.

Der „Habitus“ kann also als ein formaltheoretisches Konzept betrachtet werden, das erst durch empirische Rekonstruktionen mit Inhalt gefüllt werden muss (vgl. El-Mafaalani 2012: 103). Untersucht werden kann der Habitus von Akteuren, weil in jedem Handeln von Akteuren Habitusspuren gefunden werden können, die Rückschlüsse auf den Habitus erlauben. Methodisch werden von ForscherInnen für Habitusanalysen die verschiedensten Methoden genutzt, beispielsweise quantitative Befragung und Interviews, Kombinationen von Interview- und Beobachtungsverfahren, sowie Gruppenwerkstätten in denen Interview-, Fotografie- und Gruppendiskussionsverfahren verwendet werden. Janning verweist allerdings darauf, dass Begriffe wie „Habitus“ und „Disposition“ wenig operationalisierungsfreundlich sind, und sich nur schwer die theoretischen Konstrukte in messbare Indikatoren übersetzen lassen, ohne ihren Gehalt zu verwässern (vgl. Janning 1991: 40). Vielfach werden daher, wie El-Mafaalani darstellt, qualitative Verfahren genutzt, um auf Umwegen dem Habitus auf die Spur zu kommen.

Das Habituskonzept fand über die Soziologie hinaus Eingang in verschiedene interdisziplinäre Anwendungsfelder, so z.B. in die Bildungswissenschaften, die Frauen- und Geschlechterforschung, in empirische Kulturwissenschaften wie Volkskunde und Cultural Studies, in die Geschichtswissenschaft v.a. im Bereich der Alltagsgeschichte (vgl. hierzu jeweils die einzelnen Beiträge in Lenger et al 2013b), sowie auch in die Humangeographie (vgl. für einen Überblick Dirksmeier 2007: 74f).

Aufgrund des wichtigen Stellenwerts und der Verbreitung des Habituskonzepts in der sozialwissenschaftlichen Forschung, und der bei Bourdieu fehlenden systematischen Methode einer Habituserschaffung, werden in der vorliegenden Arbeit verschiedene Möglichkeiten und Ansätze einer empirischen Fruchtbarmachung des Konzepts in den Blick genommen. Dabei soll einerseits betrachtet werden, wie das Habituskonzept methodisch gehandhabt wird, ob und in welcher Weise zusätzliche Annahmen zur Funktionsweise des Habituskonzepts getroffen wurden, die über Bourdieus Ausführungen hinausgehen (im Sinne einer „Weiterentwicklung“ des Konzepts), und inwiefern die Anwendung und Weiterentwicklung Kritikpunkte betreffen, die prominent gegen das Habituskonzept vorgebracht worden waren.⁵

Dabei muss notwendigerweise aus der Fülle von empirischen Nutzungen von Bourdieus Habitus-Begriff eine Auswahl für die vorliegende Arbeit getroffen werden. Die in der vorliegenden Arbeit behandelten Forschungsrichtungen und Ansätze sind daher bewusst als (lediglich) exemplarisch herausgegriffene Ansätze zu betrachten. Ein erschöpfender Überblick über sämtliche Ansätze einer empirischen Fruchtbarmachung des Habituskonzepts ist auf Grund der schon oben angesprochenen, auch interdisziplinären Verbreitung des Konzepts im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich, auch nicht eingeschränkt auf den Bereich der Soziologie im engeren Sinne. Dieser Beschränkung eingedenk stellt sich an dieser Stelle die Frage, welche Ansätze zur genaueren Betrachtung ausgewählt wurden, und warum. Die nächsten Absätze dienen der Klärung dieser Frage.

Sallaz und Zavisca untersuchten die Rezeption Bourdieus im US-amerikanischen Wissenschaftsraum für die Zeit zwischen 1980 und 2004 (vgl. Sallaz/ Zavisca 2007).⁶ Neben einer quantitativen Untersuchung der Bourdieuzitationen in vier maßgeblichen US-amerikanischen Fachjournals, deren Ergebnis auf einen kontinuierlichen Anstieg in der

⁵ Vgl. (neben Kapitel 3 der vorliegenden Arbeit) für einen Überblick an Kritikpunkten Rehbein/ Saalman 2009: 115-117.

⁶ Zur Rezeption Bourdieus im deutschsprachigen Raum vgl. Fröhlich/ Rehbein 2009c.

Bourdieu-Rezeption und eine zunehmend fruchtbare empirische Anwendung von Bourdieus zentralen Konzepten⁷ verweist (vgl. Sallaz/ Zavisca 2007: 25-29), betrachten die AutorInnen auch zentrale zeitgenössischen Monographien, die sich jeweils besonders dominant auf eines von Bourdieus Kernkonzepten beziehen.⁸ Für den Konzeptbereich des Habitus war dies die Studie „Body & Soul“ des Bourdieu-Schülers Loic Wacquant. Wacquants Studie basiert im Wesentlichen auf einer jahrelangen teilnehmenden Beobachtung in einem Boxgym in Chicago, in der er das Habituskonzept nutzt, um Transformationen seiner eigenen Dispositionen hin zu einem „boxerischen Habitus“ nachzuvollziehen. Wacquants Ansatz wird deshalb als ein exemplarischer Ansatz im Rahmen der vorliegenden Arbeit ausgewählt.

Der australische Kulturosoziologe Tony Bennett bezeichnet (neben seinen eigenen Studien) die Milieustudien um Michael Vester als Ausnahme von der Regel, dass Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ trotz ihres Erfolgs keine „Bourdieu’sche Tradition“ von Kulturuntersuchungen gegründet hätte (vgl. Bennett et al 2009: 33 und 284). Zudem wird Michael Vester eine Vorreiterrolle in der empirischen Arbeit mit Bourdieu zugestanden (vgl. Fröhlich/ Rehbein 2009c: 384). Deshalb wird in der vorliegenden Arbeit auch der Ansatz der „Habitushermeneutik“ der Hannoveraner Habitus- und Milieustudien für Deutschland um Michael Vester betrachtet, der „Habitus“ in Untersuchungen der Sozialstruktur einbezieht (als zentrales „Hauptwerk“ dieser Richtung kann Vester et al 2001 gelten). „Habitushermeneutik“ ist eine Zugangsweise zum Habitus, die verschiedene Methoden verwendet, um Habitusspuren herauszuarbeiten, z.B. offene Interviews, Gruppendiskussionen sowie auch visuelle Verfahren wie Collagen, die von ProbandInnen angefertigt werden. Kennzeichnend für die Habitushermeneutik ist eine spezifische Anwendungsweise dieser zahlreichen Verfahren. Auf Grund dieser Punkte wurde auch die Habitushermeneutik als ein sehr systematisierter Ansatz einer Habitusanalyse ausgewählt.

Bourdieu’s Arbeiten waren auch ein essentieller Impulsgeber für die sehr heterogene Richtung der deutschsprachigen Lebensstilforschung. Aus der Fülle der hierzu gehörenden Forschungen werde ich in erster Linie auf zwei Ansätze gesondert eingehen. Gestützt auf die Argumentation von Andreas Gebesmair wird einerseits eine habitusbezogene Interpretation

⁷ Bei Sallaz/ Zavisca: Kapital, Feld, Habitus und symbolische Gewalt (vgl. Sallaz/ Zavisca 2007: 21).

⁸ Auswahlkriterien für die Monographien waren dabei: der/die AutorIn muss in einem bestimmten soziologischen Subfeld bedeutend sein; er/sie muss einer amerikanischen Universität angehören; mindestens eines von Bourdieus Hauptkonzepten muss in das Forschungsdesign integriert worden sein; und die Studie muss im jeweiligen soziologischen Subfeld als „bedeutende“ Studie eingeschätzt werden (vgl. Sallaz / Zavisca 2007: 29).

von Schulzes „Fundamentalsemantik“ vorgenommen, wie er sie in „Die Erlebnisgesellschaft“ darlegt und sein methodisches Vorgehen zur Ermittlung der Fundamentalsemantik analysieren. Zum anderen werde ich hierbei auf die „konzeptionelle Lebensführungstypologie“ von Otte eingehen, in deren Modell der Lebensführungsgenese der Habitus eine explizite, prominente Rolle einnimmt, und untersuchen, in wie weit sie auch als Ansatz zur Habitusuntersuchung verstanden werden kann. Zwar wird in diesem Abschnitt der Arbeit auch der „allgemeine“ Stellenwert des Habituskonzepts in der deutschen Lebensstilforschung betrachtet, der Hinweis ist aber angebracht, dass es sich bei den beiden ausgewählten Ansätzen nur um exemplarisch herausgegriffene Forschungsansätze der deutschen Lebensstilforschung handelt. Eine erschöpfende Behandlung ist angesichts der Heterogenität in dieser Forschungsrichtung kaum möglich.

Damit ist, auch über die deutschsprachige Lebensstilforschung hinaus, nur eine Auswahl aus verschiedenen möglichen Ansätzen einer empirischen Nutzung des Habituskonzepts getroffen. So wäre es auch denkbar gewesen, um nur ein Beispiel zu nennen, den recht bekannten Ansatz der „dokumentarische Methode“ von Ralf Bohnsack näher zu beleuchten, der in der Tradition der Mannheimer Wissenssoziologie und der Ethnomethodologie steht (vgl. Bohnsack et al 2013: 9). Auf Grundlage der „dokumentarischen Methode“ können sowohl Gruppendiskussionen, offene und biographische Interviews, Feldforschungsprotokolle, historische Texte sowie Bilder und Fotos ausgewertet werden. Ziel des Analyseverfahrens ist die Rekonstruktion der Handlungspraxis, der Zugang zum handlungsleitenden Wissen der Akteure: „Die Rekonstruktion der Handlungspraxis zielt auf das dieser Praxis zugrunde liegende habitualisierte und z.T. inkorporierte Orientierungswissen, welches dieses Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn strukturiert“ (Bohnsack et al 2013: 9). Dass die dokumentarische Methode besonders geeignet sei, um Habitusformen im Sinne Bourdieus herauszuarbeiten, betont und elaboriert vor allem Meuser 2013. Da Habitushermeneutik und praxeologische Typenbildung im Rahmen der dokumentarische Methode nach Ansicht von Bremer und Teiwes-Kügler sich ähneln, und sich auch eines ähnlichen Methodenrepertoires bedienen, wird im vorliegenden Kontext nur auf die Habitushermeneutik eingegangen, und auf die dokumentarische Methode an dieser Stelle nur verwiesen (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 101). Ein Unterschied zwischen beiden Ansätzen besteht darin, dass in der dokumentarischen Methode verschiedene Erfahrungsräume bei der Typenbildung auseinander gehalten werden (z.B. Erfahrungsräume des Geschlechts, des Milieus oder der Generation), während im Ansatz der Habitushermeneutik der Habitus von Akteuren als intrinsisch mehrdimensional konzipiert

wird (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 268ff). In der Rekonstruktion eines Habitussyndroms im Rahmen der Habitushermeneutik sind somit bereits verschiedene Dimensionen und Typiken verbunden und bilden eine Einheit. Der Gedanke hierbei ist, dass generations- und geschlechtsspezifische Erfahrungen zugleich auch milieu- und klassenspezifische Erfahrungen seien.

Zum Aufbau der vorliegenden Arbeit: Im nachfolgenden zweiten Kapitel wird, als Bezugsrahmen, genauer auf Bourdieus Habituskonzept sowie dessen Stellenwert in Bourdieus Gesellschaftstheorie eingegangen. Dies erlaubt die Frage zu klären, welche Rolle das Konzept bei Bourdieu einnimmt, um bei späteren Autoren gegebenenfalls verkürzte Fassungen zu erkennen. Dazu wird auch das Verhältnis von „Habitus“ und sozialem Raum sowie „Habitus“ und sozialem Feld dargestellt, und ein Überblick über die bei Bourdieu verwendeten Methoden einer empirischen Habituserfassung gegeben.

Im dritten Kapitel wird ein Überblick über verschiedene Kritikpunkte dargestellt, die am Habituskonzept geübt wurden. Dies dient dazu, um später untersuchen zu können, inwieweit (wenn überhaupt) diese Kritik durch Weiterentwicklungen am Habituskonzept bei den betrachteten Ansätzen entkräftet werden konnte.

In den darauf folgenden Kapiteln (4-6) werden die vorhin in ihrer Auswahl begründeten methodischen Ansätze betrachtet, und zwar darauf hin, wie Bourdieus Habitusbegriff adaptiert wird, und wie dabei methodisch vorgegangen wird. Daran schließt jeweils ein Reflexionskapitel an, das die Stärken und Schwächen des Zuganges betrachtet, sowie die zuvor betrachteten Kritikpunkte am Habituskonzept vor dem Hintergrund des Zuganges reflektiert. Im vierten Kapitel wird diesbezüglich der Habitus im Kontext der deutschsprachigen Lebensstilforschung betrachtet. Einerseits wird hier grundsätzlich der Stellenwert des Habituskonzepts im Kontext allgemeiner Charakteristika der empirischen Lebensstilforschung betrachtet, andererseits zugespitzt auf zwei Vertreter. Erstens wird herausgestellt, inwieweit Gerhard Schulzes „Fundamentalsemantik“ und seine diesbezüglichen Ausführungen für Habitusanalysen fruchtbar sein können. Andererseits wird auf Gunnar Ottes Modell einer Lebensführungstypologie Bezug genommen, die den Anspruch erhebt, auch das Habituskonzept als Teil der Lebensführung zu berücksichtigen. Im fünften Kapitel steht der Ansatz der Habitushermeneutik im Vordergrund. Im sechsten Kapitel wird Wacquants auf teilnehmender Beobachtung basierende Habitusstudie „Body & Soul“ betrachtet. Dabei wird sowohl Wacquants methodisches Vorgehen betrachtet werden, als auch seine inhaltlichen Ergebnisse dahingehend durchleuchtet, wie das Habituskonzept fruchtbar

gemacht wurde und welche Rückschlüsse Wacquants Ergebnisse auf die Kritik am Habituskonzept zulassen. Da das Konzept bei Wacquant als eine Art Interpretationsfolie für Feldnotizen benutzt wurde, erscheint es mir dabei unerlässlich, zur Skizzierung seines Vorgehens auch seine inhaltlichen Ergebnisse in die Darstellung einzubeziehen.

Im sechsten Kapitel wird eine abschließende zusammenführende Bewertung der Ansätze vorgenommen, und die betrachteten Inhalte der Arbeit noch einmal vor dem Hintergrund der Forschungsfrage zusammenfassend dargestellt und reflektiert.

2 Das Habituskonzept bei Bourdieu

2.1 Geistesgeschichtliche Wurzeln des Habituskonzepts

In „Der Tote packt den Lebenden“ (Bourdieu 1997a) reflektiert Bourdieu die Entstehung seines Habituskonzepts (sowie seines Konzepts des Feldes). Ihm zufolge hatte er sein Konzept vom Habitus im Anschluss an zwei Veröffentlichungen von Panofsky entwickelt: einer über gotische Architektur (wo „Habitus“ verwendet wurde um den Einfluss scholastischen Denkens in der Architektur zu erklären) und einer über einen Abt namens Sugar (vgl. Bourdieu 1997a: 61).⁹ Schumacher, der sich mit dem Einfluss von Panofsky auf Bourdieu auseinandersetzt, argumentiert, dass Bourdieu bei Panofsky in dessen „Mental Habits“ bereits die Grundlage für den Habitus als Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt gefunden habe (Schumacher 2013a: 110f). Panofskys „Mental Habits“ sind Denkgewohnheiten bzw. grundlegende Denkstrukturen, die eine Epoche hat, sodass in den künstlerischen, wissenschaftlichen, d.h. allgemein: kulturellen Hervorbringungen, eine latente Gemeinsamkeit vorhanden ist, was Panofsky als exemplarische Fallstudie für das 13. Jahrhundert anhand des Baustils der Gotik und der Denkschule der Scholastik illustriert (Schumacher 2013a: 111). Künstlerische Produkte können daher nach Panofsky nicht alleine durch Rekurs auf den Willen des Künstlers erklärt werden, sondern eine Erklärung müsse auch auf übersubjektive Denkstrukturen rekurrieren. Bei Panofsky werden diese gemeinsamen Denkstrukturen bzw. einheitlichen Denkweisen in der Schule vermittelt, worauf später Bourdieu ebenfalls in Untersuchungen des Zusammenhangs von „Habitus“ und Bildungssystem zurückgegriffen hatte (Schumacher 2013a: 117). Waren diese Denkstrukturen

⁹ Panofsky nutzte den Ausdruck Habitus, um künstlerische Ausdrucksformen mit historischen Prozessen und sozialen Strukturen zu verbinden (vgl. Rehbein / Saalman 2009: 111).

bei Panofsky noch für eine ganze Epoche einheitlich, so fächert Bourdieu auf Grund der seit dem Mittelalter eingetreten sozialen Differenzierung diese in verschiedene Klassenhabitus auf (vgl. Schumacher 2013a: 114f).¹⁰ Mit Panofsky kann Bourdieu auf überindividuelle Denkschemata des Handelns abzielen, er erweitert Panofskys Konzeption allerdings um das handelnde Subjekt, das nicht alleine von den Strukturen determiniert wird, sondern als Träger eines generativen Habitus selbst aktiv ist (Schumacher 2013a: 115).

Nach Bourdieu ist „Habitus“ die lateinische Übersetzung des aristotelischen Begriffs der „Hexis“ (vgl. Bourdieu 1997a: 61)¹¹. Mit dem Begriff „Habitus“ brach Bourdieu nach eigener Auskunft mit dem strukturalistischen Paradigma und seiner Handlungstheorie, die implizit bei Lévi-Strauss und explizit bei den Althusserianern die Akteure auf die Rolle eines Trägers der Struktur reduzieren. Andererseits erlaubte das Konzept, nicht im Umkehrschluss wieder in die Philosophie des Subjekts oder in die Bewusstseinsphilosophie „zurückzufallen“, die Bourdieu in moderner Form im methodologischen Individualismus wiedergekehrt sieht. Kontra dem Strukturalismus hätten Habitus und Akteure „[...]>>schöpferische<<, aktive, inventive [...]“ (Bourdieu 1997a: 62) Eigenschaften. Der Habitus ist dabei etwas Erworbenes, und nicht das universelle Vermögen menschlichen Geistes, wie es etwa Chomsky in seiner Universalgrammatik annimmt, auf den Bourdieu selbst oft verweist und ihm zuschreibt, sich gegen ähnliche Gegner gewandt zu haben wie er selbst. Dass Bourdieu den Begriff „Habitus“ gewählt hatte, attestiert er seinem Wissenschaftsverständnis: Er hatte nach eigener Auskunft bewusst den traditionsreichen, jedoch fast vergessenen Begriff des Habitus gewählt, um kumulative Konzeptualisierungsarbeit zu leisten. Er wende sich kritisch gegen den Versuch, um jeden Preis Neologismen zu schaffen, um, wie er sagt, „[...] eine höhere Notierung im Zitatenindex zu erzielen [...]“ (Bourdieu 1997a: 64). Das verhindere eine angemessene Haltung gegenüber der theoretischen Tradition, die sowohl Kontinuität als auch den Bruch mit der Tradition erfordere, indem nämlich die Werkzeuge von theoretischen Vorgängern neu verwendet werden, um so über die alte Verwendung hinauszugelangen. Wissenschaftliche Texte versteht man laut Bourdieu, indem man die in ihnen enthaltene Denkweise an anderen Gegenständen reaktiviert, wobei dieser Vorgang aber nicht weniger originär wäre als der

¹⁰ Bourdieus frühe Ausführungen zum Habituskonzept, die sich unmittelbar mit Panofsky auseinandersetzen, waren jedoch ebenfalls noch auf einen epochenspezifischen Habitus gerichtet (vgl. Schumacher 2013a: 119).

¹¹ Bourdieu erklärt jedoch an jener Stelle nicht, was Aristoteles mit Hexis gemeint hatte. Hexis ist bei Aristoteles eine Art von „ethischer Tugend“, z.B. Tapferkeit. Er meint damit eine Tendenz, bestimmte Gefühle in Situationen zu haben, die sich aus unseren Gewohnheiten ergeben (vgl. Kraut 2010). Kraut übersetzt Hexis auch als „condition“, „state“ oder „disposition“.

ursprüngliche. Dementsprechend sind für Bourdieu auch nicht so sehr genealogische Untersuchungen über Begriffe wichtig (die zu oft fernstehenden Autoren führen würden), als eher die Betrachtung der theoretischen Richtung, in die die Verwendung eines Wortes das Unternehmen einreicht.

Bourdieu nennt also explizit Panofsky als Einfluss. Daneben lassen sich zahlreiche weitere Bezüge zu anderen Autoren herstellen, aus denen Bourdieu sein Habituskonzept gespeist haben dürfte, auf die er allerdings in seiner oben angesprochenen Reflexion über das Habituskonzept nicht explizit eingeht. So dürfte auch Norbert Elias Einfluss auf Bourdieus Habituskonzept gehabt haben. Paulle et al verweisen diesbezüglich darauf, dass die Ähnlichkeiten zwischen Bourdieu und Elias „verblüffend“ seien (vgl. Paulle et al 2012: 69ff). Beide verwenden eine „Triade“ von sehr ähnlichen Kernkonzepten (Habitus, Feld/Figuration, Kapital/Macht), die sie in ähnlich relationaler Weise verwenden.

Elias hatte sein eigenes Habituskonzept bereits ausgiebig verwendet, bevor Bourdieu von diesem Begriff jemals gehört hatte. Inwieweit Elias Bourdieu in dessen Habituskonzept beeinflusst hat, lässt sich anhand der Schriften Bourdieus allerdings nicht genau sagen (vgl. Schumacher 2013b: 131f). Wenngleich bei Elias der Begriff „Habitus“ bereits 1939 im ersten Band von „Über den Prozess der Zivilisation“ als kollektiver psychischer Habitus oder sozialer Habitus auftaucht, arbeitete Elias den Begriff als soziologisches Konzept erst wesentlich später im 1987 erstmals veröffentlichten „Die Gesellschaft der Individuen“ aus. Es sei daher unwahrscheinlich, dass Bourdieu den Begriff an sich von Elias übernommen habe, Schumacher zeigt aber auf, dass die Konzepte bei beiden so parallel sind, dass direkte inhaltliche Beeinflussungen sehr wahrscheinlich sind. Bourdieu dürfte die Idee der Inkorporierung objektiver Strukturen von ihm übernommen haben, weil sich die Prämisse einer Vermittlung von Objekt und Subjekt identisch bereits bei Elias gefunden habe. Bei Elias ist der Habitus als sozialer Habitus die Identifikation mit gesamtgesellschaftlichen Einheiten (beispielsweise mit einem Nationalstaat) und ist eingebettet in ein theoretisches Modell langfristiger zivilisatorischer Entwicklung in immer komplexer werdender Gemeinwesen (vgl. Schumacher 2013b: 142). Bei Bourdieu ist „Habitus“ im Wesentlichen oft Klassenhabitus, und basiert auf klassenspezifischen Lebensbedingungen und der Reproduktion dieser Lebensbedingungen. Trotz weiterer Unterschiede umfassen beide Habituskonzepte eine

Vermittlung zwischen Gesellschaft und Subjekt, und in beiden wird die Inkorporierung sozialer Strukturen zum Ausdruck gebracht (vgl. Schumacher 2013b: 134-137).¹²

Auf weitere theoretische Quellen des Habituskonzepts kann hier nur überblicksartig verwiesen werden. Zum einen dürfte „Habitus“ als Klassenhabitus in der Auseinandersetzung Bourdieus mit Karl Marx‘ Konzept des Klassenbewusstseins geprägt worden sein (vgl. Eder 2013: 57f). Schneickert wiederum betrachtet Ähnlichkeiten zwischen Bourdieus und Husserls Habituskonzepten und argumentiert, dass Bourdieu u.a. die Überlegung übernommen habe, dass Wahrnehmungen habitualisierte Erwartungen seien, die sich weiter sedimentieren, wenn sie bestätigt würden (vgl. Schneickert 2013: 81).¹³ Schultheis verweist auf den Einfluss von Bourdieus Rezeption von Max Weber, v.a. dessen Konzept des protestantischen Ethos, während dessen Aufenthalts in Algerien (vgl. Schultheis 2013: 49). Lenger und Priebe verweisen trotz diverser bestehender Unterschiede auf grundsätzliche Ähnlichkeiten von Veblens Theorie der feinen Leute mit Bourdieus Studie „Die feinen Unterschiede“ hinsichtlich der Inkorporierung des Geschmacks in den Habitus der Akteure bei Bourdieu bzw. in „Denkgewohnheiten“ bei Veblen Distinktionsthese¹⁴, wobei in der Bourdieuforschung keine Einigkeit darüber bestehe, ob Bourdieu bewusst unmittelbar an Veblen anschließt, oder ob sich beide lediglich mit dem selben Gegenstandsbereich beschäftigt hatten (Lenger/ Priebe 2013: 93). Rehbein argumentiert, dass Bourdieus Rezeption von Wittgenstein, dem er auch das Eingangszitat in seinem zentralen Werk zum Habituskonzept „Sozialer Sinn“ widmet, Bourdieu dazu bewogen habe, die Regelmäßigkeit des Habitus und die Einübung in Handlungsmuster zu herauszustreichen (vgl. Rehbein 2013: 126f). Abschließend sei noch auf

¹² Auf Parallelen und Unterschiede zwischen Elias und Bourdieu und ihren Habituskonzepten kann hier nur sehr auszugsweise eingegangen werden. Für eine genauere Betrachtung vgl. Schumacher 2013b und Paulle et al 2012.

¹³ Schneickert stellt dar, dass Bourdieus Habituskonzept als Weiterentwicklung von Husserls Habituskonzept betrachtet werden kann, bei welchem der Habitus als Charakter gleichbleibender Eigenschaften einer Person charakterisiert wurde (vgl. Schneickert 2013: 78). Die von Schneickert herausgestellten zahlreichen Überschneidungen von Husserl und Bourdieu werden von Bourdieu selbst kaum hervorgehoben (vgl. Schneickert 2013: 81). Bourdieus Kritik der „Phänomenologie“ als Subjektivismus, der systematisch Strukturen vernachlässige, trafe nach Schneickert zudem weniger Husserl selbst, als eher deren Weiterführung als Sozialphänomenologie bei Schütz oder als Ethnomethodologie bei Harold Garfinkel. Dirksmeier dagegen führt es als grundlegenden Unterschied zwischen Husserl und Bourdieu an, dass Husserl die strukturelle Eingebundenheit des Habitus ignoriere, während Bourdieu keinen habituellen Erwerb von Kenntnis berücksichtige (vgl. Dirksmeier 2007: 86).

¹⁴ Während bei Veblen Distinktion absichtsvoll durch sichtbaren Konsum erzeugt wird, ist bei Bourdieu jeder Konsumakt „conspicuous“, und sofern der sichtbar gemachte Unterschied ein gebilligter, legitimer Unterschied ist, auch ein Distinktionszeichen (vgl. Lenger / Priebe 2013: 92). Sowohl bei Bourdieu als auch bei Veblen ist aber der Geschmack das Mittel, die eigene soziale Position zu sichern und zu reproduzieren (vgl. Lenger / Priebe 2013: 98).

den psychologischen, „genetischen“ Strukturalismus¹⁵ von Jean Piaget verwiesen, der Bourdieu beeinflusst haben mag hinsichtlich des Habitus als generativem Prinzip, das durch die Übertragung von inkorporierten Schemata in neue Situationen eine Vielzahl von Lösungsmöglichkeiten für jeweils ähnliche Probleme biete (vgl. Lizardo 2004: 381).

Nach dieser ideengeschichtlichen Betrachtung folgt nun eine inhaltliche Betrachtung von Bourdieus Habituskonzept. Dabei soll in erster Linie direkt auf Bourdieus Werke verwiesen werden.

2.2 Wirkungsweise und Stellenwert des Habituskonzepts bei Bourdieu

2.2.1 „Habitus“ – ein unbewusstes, generatives System von dauerhaften Dispositionen

Auf die zentrale Bedeutung des Habituskonzepts in Bourdieus Theoriegebäude wurde bereits in der Einleitung verwiesen. So ist „Habitus“ ein wichtiger Bestandteil in Bourdieus Versuch, eine Theorie der Praxis aufzustellen, die den Anspruch hat, die Bedingung einer „strengen Wissenschaft“ von den Praxisformen und praktischen Handlungen zu sein (vgl. Bourdieu 2009a: 139). Zentral für eine Theorie der Praxis ist für Bourdieu, dass sie mit dem Umstand zurechtkommen muss, dass Menschen über ein „praktisches Erkennen“ verfügen, wonach sie fortwährend flüchtig wahrgenommene Hinweise (seitens anderer) entschlüsseln, die sich auf schon vollzogene Handlungen beziehen, und so ihre Praktiken und Expressionen an Erwartungen und Reaktionen anderer Akteure unaufhörlich anpassen können (vgl. Bourdieu 2009a: 145f). Durch Rekurs auf Handlungsmodelle oder durch Regeln bzw. Normen könne nach Bourdieu diesem praktischen Sinn von Akteuren nicht ausreichend Rechnung getragen werden.

Wie lässt sich das Habituskonzept genauer charakterisieren? Nach Bourdieu beeinflusst der „Habitus“ das Denken und Tun aller Akteure. Ein Habitus bzw. Habitusformen sind Systeme dauerhafter Dispositionen, die geprägt werden in Abhängigkeit von den konstitutiven Strukturen eines spezifischen Typus von Umgebung, z.B. einer sozialen Klasse (vgl. Bourdieu 2009a: 164f). An anderer Stelle verweist Bourdieu statt auf die Strukturen stärker auf die Konditionierungen, die mit einer bestimmten Klasse von Existenzbedingungen verknüpft sind (vgl. Bourdieu 1993: 98f), sodass Habitusformen durch bestimmte Konditionierungen geprägt werden, wobei er annimmt, dass die Konditionierungen systematisch mit bestimmten Typen

¹⁵ Genetischer Strukturalismus meint, dass Strukturen nicht bloß statisch sind, sondern sich anpassen und eine Genese durchlaufen (vgl. Lizardo 2004: 382).

von sozialer Umgebung bzw. mit bestimmten konstitutiven Strukturen variieren. In beiden Arten der Beschreibung sind diese Systeme von Dispositionen „strukturierte Strukturen“, die auch als „strukturierende Strukturen“ fungieren können, also als Erzeugungs- und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen. Diese erzeugten Praktiken und Vorstellungen wiederum können objektiv an ihr jeweiliges Ziel angepasst sein, ohne dass von den Akteuren bewusst Zwecke angestrebt werden, oder dass sie bewusst die zur Erreichung eines Zwecks erforderlichen Operationen beherrschen (sondern eben „unbewusst“ in Form des Habitus). „Objektiv angepasst sein“ meint meines Erachtens in diesem Kontext, dass sie innerhalb bestimmter sozialer Umstände derart ausgeprägt werden, dass sie auf Grund ihrer Genese „vorangepasst“ Orientierung und Praxis innerhalb dieser Umstände ermöglichen.

Was meint Bourdieu mit „Dispositionen“? Im Gegensatz zum Habitusbegriff definiert Bourdieu laut Suderland „Disposition“ in seinen Werken nicht explizit (vgl. Suderland 2009a: 73). In einer Endnote aus „Entwurf einer Theorie der Praxis“ schreibt Bourdieu, der Begriff Disposition solle ausdrücken, was der Habitus umfasst (vgl. Bourdieu 2009a: 446, Endnote 39). Erstens bedeutet Disposition das Resultat einer organisierenden Aktion (ähnlich wie „Struktur“). Zweitens umreißt „Disposition“ die Bedeutungsfelder Seinsweise, habituellem Zustand (v.a. des Körpers), sowie Prädisposition, Tendenz, Hang und Neigung. Innerhalb dieses semantischen Bereichs muss man die Bedeutung von „Disposition“ daher verorten.

Als System von Dispositionen bestimmt der Habitus das Handeln, Denken und Wahrnehmen von Akteuren. In „Entwurf einer Theorie der Praxis“ charakterisiert Bourdieu den Habitus als „Handlungs-, Wahrnehmungs-, und Denkmatrix“ (Bourdieu 2009a: 169), in „Sozialer Sinn“ spricht er von „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu 1993: 101).¹⁶

Der Habitus ist bei Bourdieu, vermittelt über diese Schemata, somit die Erzeugungsgrundlage für Handlungen, Wahrnehmungen und Gedanken, und zwar für solche, die mit den objektiven Bedingungen verbunden sind, innerhalb derer der Habitus gebildet wurde. Durch diesen Bezug auf frühere Strukturen kann der Habitus „Geschichtlichkeit“ fassen. Er ist einerseits selbst ein Produkt der Geschichte und andererseits erzeugt er Geschichte entlang der von der

¹⁶ Lahire unterscheidet zwei einander entgegengesetzte Pole, wie in Handlungs- und Akteurstheorien die Ursache von Handlungen konzipiert werden kann (vgl. Lahire 2011: 42). Der eine Pol sind Theorien, die der Vergangenheit von Akteuren deterministisches Gewicht zuweisen (vor allem den frühesten Erfahrungen in der Kindheit; hierzu zählen z.B. psychoanalytische Theorien). Der andere Pol besteht aus Modellen, die Handlungen oder Handlungssituationen ohne Bezug auf die Vergangenheit von Akteuren betrachten. Dies ist z.B. beim methodologischen Individualismus, in der Rational-Choice-Theorie, aber auch beim symbolischen Interaktionismus der Fall. Bourdieus Theorie des Habitus gehört nach Lahire zur ersteren Kategorie.

Geschichte produzierten Schemata, nämlich wiederum individuelle und kollektive Praktiken (vgl. Bourdieu 1993: 101). Der Habitus „[...] gewährleistet die aktive Präsenz früherer Erfahrungen, die sich in jedem Organismus in Gestalt von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata niederschlagen und die Übereinstimmung und Konstanz der Praktiken im Zeitverlauf viel sicherer als alle formalen Regeln und expliziten Normen zu gewährleisten suchen“ (Bourdieu 1993: 101).¹⁷ Soziale Praktiken sind demnach deshalb über die Zeit hinweg kontinuierlich und regelmäßig, weil Dispositionen des Habitus als (Produkt der) Vergangenheit im Gegenwärtigen überdauern und so auf die Zukunft fortwirken. Als erworbenes System von Erzeugungsschemata kann der Habitus alle Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen frei hervorbringen, die innerhalb der Grenzen der besonderen Bedingungen liegen, in denen er selbst hervorgebracht wurde (Bourdieu 1993: 102).¹⁸ Das Hervorbringen von Praktiken durch den Habitus ist nach Bourdieu dabei vergleichbar mit einer „geregelten Improvisation“ (vgl. Bourdieu 2009a: 179). Als Erzeugungsgrundlage bezeichnet Bourdieu den Habitus auch als *Modus Operandi*, wenngleich der Habitus als Produkt einer bestimmten sozialen Umgebung auch selbst ein *Opus Operatum*, ein Hervorgebrachtes, ist (vgl. Bourdieu 2009a: 178). Die beispielhaftesten Erzeugungen des Habitus sind für Bourdieu Gebräuche und Sitten, für die sich zeigen lassen, wie eine kleine, endliche Anzahl von Schemata unendlich viele, an neue Situationen sich anpassende Praktiken erzeugt (Bourdieu 2009a: 204).

Dass der Habitus die Vergangenheit in der Gegenwart zu reproduzieren versucht, zeige sich vor allem dann, wenn die Dispositionen des Habitus schlecht an die objektiven Möglichkeiten der Gegenwart angepasst sind, weil das Milieu, auf das die Dispositionen treffen sich stark von ihrem „Herkunftsmilieu“ unterscheidet (also von dem Milieu, auf das sie objektiv angepasst sind) und deshalb vom Milieu „bestraft“ werden (vgl. Bourdieu 1993: 116f). Dies nennt Bourdieu den Hysteresis-Effekt: wenn die ausgeprägten Dispositionen des Habitus

¹⁷ Jacques Bouveresse kontrastiert zwei verschiedene Ebenen des Wortes „Regel“ (vgl. Bouveresse 1993: 43): Ein Akteur könne sich intentional an einer (formulierten) Regel ausrichten, und danach sein Verhalten steuern, oder aber man erkläre eine Kausalität anhand von Mechanismen, wie man es auch beim Verhalten natürlicher Objekte tut. Bouveresse zufolge operiert Bourdieus Habitusbegriff auf einer Zwischenstufe zwischen intentionaler Befolgung einer Regel und vollkommen intentionslosem, mechanischem Ablauf.

¹⁸ Die Struktur hat vermittelt über den Habitus somit nicht mechanisch-deterministischen Einfluss, sondern über Einschränkungen und Grenzen, die den Erfindungen des Habitus von vornherein gesetzt sind (vgl. Bourdieu 1993: 102). Der Habitus ermöglicht nach Bourdieu somit eine Fähigkeit zur Erzeugung von Praktiken zu denken, die jenseits der üblichen Alternativen von Determiniertheit / Freiheit, Konditioniertheit / Kreativität, Bewusstsein / Unbewusstsein, Individuum / Gesellschaft liegt. Die Freiheit Praktiken zu erzeugen ist so eine bedingte bzw. konditionierte Freiheit, die sich aber sowohl gegen eine mechanische Reproduktion von Praktiken als auch gegen eine völlig aus der Luft gegriffene Neuschöpfung stellt.

nicht mehr zur Gegenwart passen (weil sich die ökonomischen und sozialen Bedingungen ihrer Erzeugung geändert haben), aber trotzdem die Praxis der Akteure (noch) anleiten. Dies kann beispielsweise zur Erklärung von Alterskonflikten beitragen: hier stehen sich in Bourdieus Perspektive nicht Altersklassen gegenüber, sondern Habitusformen, die unter verschiedenen Existenzbedingungen entstanden sind, und unterschiedliche Definitionen des Unmöglichen / Möglichen / Wahrscheinlichen haben, und so verschiedene Praktiken als selbstverständlich / sinnvoll bzw. undenkbar oder skandalös betrachten. Bourdieu spricht hier insgesamt von der Neigung von Gruppen zum Verharren in ihrem Sosein.

An anderer Stelle gesteht Bourdieu dem Habitus jedoch zu, „[...] in unaufhörlichem Wandel begriffen [...]“ zu sein, sei es, dass er sich verstärkt (wenn inkorporierte Erwartungshaltungen auf Strukturen von Chancen treffen, die ihnen entsprechen), oder „[...] sei es, daß er sich grundlegend verändert, wenn das Erwartungsniveau, die Anspruchslage sich erhöht oder aber sinkt (was zu sozialen Krisen führen kann)“ (Bourdieu 1989: 406f).

Der Habitus ist bei Bourdieu im Wesentlichen unbewusst. Er ist unbewusst, weil die Geschichtlichkeit des Habitus (von den Akteuren) vergessen (bzw. nicht erkannt) wird, also der Bezug zwischen den Erzeugungsbedingungen des Habitus und den aktuellen Strukturen in denen er Anwendung findet (vgl. Bourdieu 1993: 105). Nach Bourdieu macht sich die Geschichte unsichtbar, weil sie als Selbstverständlichkeit erscheint. Der Habitus ist folglich einverleibte, zur Natur gewordene und damit vergessene Geschichte. In ihm wirkt in der Gegenwart sämtliche Vergangenheit, die ihn erzeugt hat. Praktiken des Habitus werden durch diesen Konnex mit dem Vergangenen auch „relativ unabhängig“ von den Determiniertheiten der äußeren Gegenwart. Bourdieus Habituskonzept mit diesem Bezug zur Geschichtlichkeit steht ihm zufolge ebenso sehr im Gegensatz zu einem Erklärungsmodell, das auf eine geschichtslose mechanische Notwendigkeit abzielt, wie sie im Gegensatz zu einer rationalistischen Theorie steht, in der die Akteure vollkommen trägheitslos agieren.

Es gibt nach Bourdieu zwei Formen, in denen Geschichte objektiviert wird: im Habitus als Objektivierung innerhalb von Leibern, und als Objektivierung in Form von Institutionen (vgl. Bourdieu 1993: 106ff).¹⁹ Als „praktischer Sinn“, worauf weiter unten noch eingegangen wird, ermöglicht erst der Habitus das Aufleben des in den Institutionen objektivierten Sinns, d.h.

¹⁹ Jenkins hebt kritisch hervor, dass Bourdieu kein soziologisches Modell von Institutionen anbietet, sondern Institutionen bei Bourdieu eine „Black Box“ bleiben (vgl. Jenkins 1992: 123). Bourdieu begreife Institutionen lediglich als Kategorie von Daten über Individuen, die in ihnen arbeiten oder sonst irgendwie „Mitglieder“ von Institutionen sind.

Institutionen funktionieren erst durch Akteure, die einen zu den Institutionen passenden Habitus aufweisen. Der Habitus ermöglicht, dass Institutionen als Erzeugnisse kollektiver Geschichte in Form von dauerhaften und angepassten Dispositionen reproduziert werden und damit funktionieren können. Eine Institution wie beispielsweise eine Wirtschaftsform ist nur dann vollständig lebensfähig, wenn sie nicht nur in der Logik eines Feldes objektiviert ist, sondern auch in den Leibern, also den dauerhaften Dispositionen, die die Erfordernisse eines Feldes anerkennen und erfüllen können. Bei dieser praktischen Aneignung der Institutionen sind diese allerdings auch Korrekturen und Wandlungen von Seiten des Habitus ausgesetzt.

2.2.2 „Habitus“ und Geschmack

Bei Bourdieu ist mit dem Habitus auch eng verbunden, was Akteure mögen, das heißt ihr „Geschmack“. Damit hängt das Vermögen der Akteure zusammen, Objekte und Praktiken zu klassifizieren und einer Bewertung zu unterziehen (vgl. Bourdieu 1987: 277f). Der Habitus ist sowohl das *Erzeugungsprinzip* von Praxisformen (und Objekten), als auch ein *Klassifikationssystem* von Praxisformen. „Klassifikation“ meint hierbei, dass Praxisformen und Produkte durch die Akteure als Träger eines Habitus unterschieden und bewertet werden. Der Habitus erzeugt nach Bourdieu den Raum der Lebensstile durch diese zwei Fähigkeiten: Hervorbringung und Bewertung. Der Geschmack eines Akteurs ist verbunden mit den Bewertungen des Habitus. In „Die feinen Unterschiede“ nimmt Bourdieu den Habitus als Erzeugungs- und Klassifikationssystem durchaus ernst und erhebt den Anspruch, damit begrifflich das Erzeugungsprinzip von Akteurs(gruppen) hinsichtlich von Eigenschaften und Werturteilen zu erfassen, und zwar sowohl hinsichtlich von Eigenschaften und Werturteilen die die eigene Gruppe betreffen, als auch solcher, die auf andere Gruppen abzielen. „Gruppe“ meint hierbei ein Kollektiv von Akteuren, die sich insofern einen „gemeinsamen“ Habitus teilen, weil sie derselben sozialen Lage entstammen. Akteure können Lebensstile „entziffern“ (d.h. m.E. „klassifizieren“), weil Praxisformen das Produkt der Anwendung von Schemata wären. Lebensstile (als Praxisformen) werden hervorgebracht durch bestimmte Habitus-schemata. Die Habitus-schemata von Akteuren, die ihren Habitus innerhalb bestimmter objektiver Strukturen gebildet hatten, unterscheiden sich systematisch von denen anderer Habitusgruppen, deren Habitus in anderen objektiven Strukturen wurzelt, weshalb sich auch die durch den Habitus hervorgebrachten Lebensstile systematisch voneinander unterscheiden lassen. Geschmack ist für Bourdieu selbst ein System von Klassifikationsschemata, was nur „höchst bruchstückhaft“ den Akteuren bewusst sei (vgl. Bourdieu 1987: 283f). Mitunter scheint Bourdieu „Habitus“ und „Geschmack“ nicht scharf voneinander zu trennen, so z.B.

schreibt er, der Geschmack sei die Neigung und Fähigkeit, sich bestimmte Klassen klassifizierter und klassifizierender (also distinkter) Gegenstände und Praktiken anzueignen. Der Geschmack sei die Erzeugungsformel, die dem Lebensstil zugrunde liege. Die Charakterisierung „Erzeugungsformel“ wendet Bourdieu aber auch oft auf den Habitusbegriff an, sodass meiner Interpretation nach davon ausgegangen werden darf, dass „Geschmack“ nicht (immer) scharf analytisch bei Bourdieu von „Habitus“ getrennt ist. Der Geschmack liegt jedenfalls dem Lebensstil zugrunde. „Lebensstil“ bezeichnet Bourdieu als den „[...] einheitlichen Gesamtkomplex distinktiver Präferenzen, in dem sich in der jeweiligen Logik eines spezifischen symbolischen Teil-Raums [...] ein und dieselbe Ausdrucksintention niederschlägt“ (Bourdieu 1987: 283). „Symbolischer Teilraum“ meint bei Bourdieu verschiedene „Aspekte“ des sichtbaren sozialen Lebens, die zur Distinktion genutzt werden können, z.B. Mobiliar und Kleidung genauso wie Sprache und körperliche Gebärden.

Es ist der distinktionsbehaftete Geschmack, der dazu führt, dass die Dinge nicht bloß Dinge „an sich“ sind, sondern in distinkte und distinktive Zeichen umgewandelt werden (vgl. Bourdieu 1987: 284f). Diese Umwandlung in distinkte und distinktive Zeichen ergibt sich offenbar aus der praktischen Erfahrung der Akteure: Bourdieu spricht davon, dass es einen objektiven Raum der Lebensstile gibt, der für und durch die Alltagserfahrung besteht. Gemeinsam mit dem Raum objektiver Eigenschaften, der sich durch wissenschaftliche Methoden konstruieren und aufzeigen lässt, bildet er den sozialen Raum. Der soziale Raum verfügt über eine bestimmte innere Struktur, die sich aus den ihn konstituierenden Teilräumen ergibt. Diese Teilräume sind nach Bourdieu in einer Art Homologiebeziehung zueinander, sodass meiner Interpretation nach bestimmte Lebensstile mit bestimmten „objektiven Eigenschaften“ korrespondieren (mehr dazu weiter unten, wenn die Verbindung von Habituskonzept und sozialem Raum erläutert wird). Akteure haben eine Position innerhalb dieses sozialen Raumes, und aus der Perspektive dieser Position inkorporieren und verinnerlichen sie nach Bourdieu die Struktur des sozialen Raumes, und damit auch die Entsprechung von bestimmten Lebensstilen mit bestimmten objektiven Eigenschaften. Mit sozialen Lagen sind Zwänge und Notwendigkeiten verbunden. Bourdieu verweist nun darauf, dass diese Zwänge und Notwendigkeiten durch das Klassifikationssystem des Geschmacks in Strategien und Präferenzen umgewandelt werden. Der Geschmack sorgt dafür, dass die Praktiken der Akteure an ihre Finanzmittel angepasst sind: „Der Geschmack bewirkt, daß man hat, was man mag, weil man mag, was man hat, nämlich die Eigenschaften und Merkmale, die einem de facto zugeteilt und durch Klassifikation de jure zugewiesen werden“ (Bourdieu 1987: 285f).

2.2.3 Genese, Aneignung und Trägheit des Habitus

Mit der oben angeführten Bemerkung, dass ein Habitus innerhalb von objektiven Strukturen geprägt wird, ist die Aneignung des Habitus durch Akteure noch nicht geklärt. Wie kommt ein Akteur zu seinem Habitus? Der Habitus wird innerhalb von objektiven Bedingungen gebildet, und zwar indem sich Erfahrungen, die Akteure innerhalb dieser Bedingungen machen, im Habitus niederschlagen (vgl. Bourdieu 1993: 101). Dabei werden aber nicht alle Erfahrungen gleich gewichtet. Vor allem Ersterfahrungen schlagen sich im Habitus nach Bourdieu „zu stark“ nieder. Diese frühen Erfahrungen prägen auch die Wahrnehmung späterer Erfahrungen, weil sie in die Wahrnehmungsschemata des Habitus eingehen (und so m.E. eine Art „Filterwirkung“ entfalten).

Der Habitus strukturiert neue Erfahrungen basierend auf bereits gemachten Erfahrungen, v.a. der Primärerfahrungen in einer Klasse, und diese Primärerfahrungen haben Mitglieder derselben Klasse statistisch gesehen gemein (vgl. Bourdieu 1993: 113f). Weil diese Primärerfahrungen eine Art Filterwirkungen haben, sorgt der Habitus auch dafür, dass Mitglieder derselben Klasse ihre späteren Erfahrungen auf einheitliche Weise machen. Warum forciert Bourdieu die Ersterfahrungen so stark? Er argumentiert, dass der Habitus seine Konstanz und Abwehr von Veränderungen dadurch bewerkstelligen will, indem er unter neuen Informationen eine Auswahl trifft. Er verwirft Informationen, die akkumulierte Informationen infrage stellen können, wenn zufällig auf sie gestoßen wird. Zudem würde er systematisch vermeiden, mit ihnen konfrontiert zu werden. Als „Argument“ (meiner Einschätzung nach: eher als eine „Illustration“) führt Bourdieu die soziologische Homogamie an, beispielsweise in der Form, dass mit politisch gleichgesinnten lieber diskutiert würde als mit politisch Andersdenkenden. Systematisch schafft der Habitus durch die Auswahl von Orten, Ereignissen und Personen des Umgangs ein Milieu, an das er so weit wie möglich angepasst ist. Ein Milieu ist dabei eine relativ konstante Welt von Situationen, die die Dispositionen dadurch verstärken, dass sie den aufnahmebereitesten Markt für die Erzeugnisse des Habitus bieten. Paradox dabei ist nach Bourdieu, dass der Habitus zwar die Grundlage aller Auswahlentscheidungen ist, selbst aber nicht ausgewählt wird. Die angesprochenen Vermeidungsstrategien beruhen auf den Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata des Habitus. Diese Schemata sind wiederum Ergebnis eines meist unbewussten und gar nicht bewusst gewollten Meidungsverhaltens, das sich entweder automatisch aus den Existenzbedingungen ergeben kann (z.B. aus räumlicher Trennung) oder aus strategischer Absicht, wenn z.B. Kinder durch Bemühungen ihrer Eltern von „schlechtem

Umgang“ ferngehalten werden sollen. Was als „schlechter Umgang“ zählt unterliegt freilich wieder, so meine Interpretation, den Klassifikationen des Habitus, also dem Geschmack.

Die praktischen Einschätzungen, die der Habitus den Akteuren erlaubt, hängen deshalb so stark von Primärerfahrungen ab, weil es die jeweils besonderen Strukturen eines bestimmten Typs von Existenzbedingungen sind, die die Strukturen der Habitusformen erzeugen (und diese wiederum Wahrnehmungen und Einschätzungen beeinflussen, vgl. Bourdieu 2009a: 168). Wie schlagen sich diese Strukturen genau nieder? Bourdieu spricht davon, dass sich die Strukturen „[...] über und vermittelt durch die Manifestationen dieser [ökonomischen und sozialen] externen Zwänge im eigentlichen Bereich der Familie (etwa Verbote, Sorgen, moralische Unterweisungen, Konflikte, Geschmäcker usw.) [niederschlagen]“ (Bourdieu 2009a: 168). Strukturen erzeugen also ökonomische und soziale Zwänge, die zunächst im Rahmen der Familie in den Habitus der Akteure eingehen.

Bourdieu betont die Bedeutung der frühkindlichen Sozialisation für die Ausprägung bzw. Aneignung des jeweiligen Habitus. Solange die Sozialisation noch in der Familie erfolgt (vor dem Eintritt in Schulen mit dafür spezialisierten Agenten und Situationen), geschehe das Erlernen des Habitus im Wesentlichen durch Nachahmung der Handlungen anderer, ohne jemals auf die Ebene des Diskurses zu kommen (vgl. Bourdieu 2009a: 189). Zentral ist hier die körperliche „Hexis“, die als der Teil des Habitus bezeichnet werden könnte, in den all die körperlichen und gestischen Verhaltensweisen als eine Art Haltungsschema einfließen. Hexis steht als Fachbegriff bei Bourdieu somit für „[...] ein ganzes System von Körpertechniken und Werkzeugen [...] mit einer Vielzahl sozialer Bedeutungen und Werte[n][...]“ (Bourdieu 2009a: 190), bzw. für „[...] die dauerhafte Art und Weise, sich zu geben, zu sprechen, zu gehen, und darin auch: zu *fühlen* und zu *denken* [...]“ (Bourdieu 2009a: 195). Bourdieu verweist hier auf die Aufmerksamkeit von Kindern für die Gesten und Posen der in ihren Augen „richtigen“ Erwachsenen, und nennt als Beispiele ein bestimmtes Gehen, eine spezifische Kopfhaltung, ein Verziehen des Gesichts, die Arten sich zu setzen, und Redeweisen (vgl. Bourdieu 2009a: 190). Kinder lernen hier nicht die Einzelpraktiken an sich, sondern begreifen nach Bourdieu vielmehr die wenigen generativen, zusammenhängenden „Prinzipien“, durch die das zu Erlernende erzeugt wurde.²⁰ So können Kinder ihr Verständnis auf bisher unbekannte Praktiken ausdehnen, sofern diese ein Produkt derselben Prinzipien

²⁰ „Prinzip“ meint hierbei etwas, das sich zwar womöglich als Formel darstellen ließe, von den betroffenen Akteuren aber nicht formalisiert, sondern unbewusst und praktisch erkannt wird.

sind, so wie man eine Serie von Zahlen beliebig fortsetzen kann, wenn man erst einmal deren Struktur, deren Generierungsformel, begriffen hat.

Durch die Primärerziehung werden Werte, Vorstellungen und Symbole (d.h. die kulturelle Struktur) der Reflexion und Theorie entzogen, und der Praxis zugeführt (vgl. Bourdieu 2009a: 199ff). Dies geschieht, in dem sie in den Leib inkorporiert werden, und so den Körper wie eine Gedächtnisstütze benutzen. Das Einverlebte wiederum ist schließlich jenseits des Bewusstseinsprozesses angesiedelt und so geschützt vor absichtlichen und überlegten Transformationen und davor, explizit gemacht zu werden: „Nichts erscheint unaussprechlicher, unkommunizierbarer, unersetzbarer, unnachahmlicher und dadurch kostbarer als die einverlebten, zu Körper gemachten Werte[...]“ (Bourdieu 2009a: 200). Diese Einverleibung der Strukturen stellt nach Bourdieu die natürlichste Manifestation der Unterwerfung unter eine herrschende Ordnung dar, und lässt die Nebenmöglichkeiten verschwinden, die im Alltag dann zu Verrücktheiten erklärt werden.²¹

Wenngleich diese Ausführungen so klingen, als ob der Habitus durch die Primärerfahrungen unwandelbar festgeschrieben wird, so spricht Bourdieu doch von Transformationen und Restrukturierungen des Habitus (vgl. Bourdieu 2009a: 188). Die Erfahrungen, die Akteure in der schulischen Ausbildung machen, werden strukturiert vom in der Familie erworbenen Habitus, der aber seinerseits dadurch transformiert wird. Der so transformierte Habitus wiederum wird von späteren Erfahrungen strukturiert (z.B. von der Rezeption und Assimilierung der Botschaften der Kulturindustrie), „[...] und das von Restrukturierung zu Restrukturierung immer so weiter“ (Bourdieu 2009a: 189). Erfahrungen werden also in einer systematischen Biographie integriert, die aber als Basis einen bestimmten Typ von Klassensituation hat, der sich in der Familienstruktur niedergeschlagen hatte.

2.2.4 „Praktischer (Wahrnehmungs-)Sinn“ und Grundlage des Alltagsverstands

Durch die Schemata des Habitus wird, wie vorhin dargestellt, die Welt wahrgenommen, bzw. die Wahrnehmung der Welt vorstrukturiert. Die Praxiswelt ist für Bourdieu eine Welt von bereits realisierten Zwecken, und von Objekten, Werkzeugen oder Institutionen, mit einem dauerhaft teleologischen Charakter, wie Bourdieu in der Nachfolge von Husserl meint (vgl.

²¹ Bourdieu verweist hier besonders auf den Effekt von angelernter Höflichkeit (vgl. Bourdieu 2009a: 201f). Neben einer symbolischen Bedeutung hat Höflichkeit auch eine politische Seite, weil über die Höflichkeit auch in scheinbar alltäglichsten Akten des Lebens sich die Prinzipien kultureller Willkür und der politischen Ordnung durchsetzen.

Bourdieu 1993: 100). Der teleologische Charakter der Dinge der Praxiswelt, also dass alles einen bereits zugeordneten „Zweck“ hätte, erscheint als notwendig bzw. natürlich, weil er in die Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata des Habitus eingegangen sind, mit denen er auch erfasst wird. Dinge und Praktiken werden von Akteuren so mittels des Habitus einer Beurteilung unterzogen. „Unwahrscheinliche“ Praktiken werden in der Regel als undenkbar Praktiken ausgeschieden, noch bevor sie näher geprüft werden. Dispositionen bestehen so aus Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, aus Freiheiten und Notwendigkeiten, aus Erleichterungen und Verboten. Sie sind aber nicht willkürlich (gewählt), sondern diese Dispositionen bzw. Schemata wurzeln in objektiven Strukturen. Der Habitus umfasst somit durch die Wahrnehmungsschemata auch Konditionierungen des Subjekts, bestimmte symbolische Stimuli wahrzunehmen

Der Habitus dient also in der Konzeption Bourdieus als „praktischer Sinn“ (in anderen Worten: als „Wahrnehmungsorgan für die soziale Praxis“) für die Einschätzung von alltäglich vorhandenen Handlungsmöglichkeiten (vgl. Bourdieu 2009a: 166). Der Habitus als Erzeugnis objektiver Regelmäßigkeiten versucht, die „vernünftigen“ Verhaltensweisen des „Alltagsverstandes“ zu erzeugen, die innerhalb dieser Regelmäßigkeiten möglich sind und Aussicht auf „Belohnung“ haben, weil sie objektiv der für ein bestimmtes Feld typischen Logik angepasst sind und die objektive Zukunft dieses Feldes vorwegnehmen (vgl. Bourdieu 1993: 104f). Anders ausgedrückt: Man hält eine Handlung oder Praxis für vernünftig, weil sie zu einem bestimmten Handlungsfeld passt, aber diese Einschätzung der Passung erhalten Akteure durch ihren Habitus, der im Rahmen dieses Feldes (mit-)geprägt wurde. Bourdieu verweist auch darauf, dass gleichzeitig der Habitus diejenigen Verhaltensweisen ausschließt, die mit den objektiven Bedingungen unvereinbar sind, und im Alltag als Dummheiten bzw. Verrücktheiten gelten würden. Um Praktiken erklären zu können, muss man nach Bourdieu sowohl die gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen betrachten (in denen der Habitus aktiv ist), als auch die vergangenen gesellschaftlichen Bedingungen, in denen der Habitus geprägt wurde. Der Grund hierfür ist, dass die Praktiken die Regelmäßigkeiten reproduzieren wollen, in denen der sie produzierende Habitus hervorgebracht wurde, wobei sie sich an der aktuellen Situation orientieren, vermittelt über die im Habitus enthaltenen Kognitions- und Motivationsstrukturen. Akteure schätzen die Erfolgsaussichten von Handlungen und Praktiken nicht im Sinne einer wissenschaftlich konstruierten Wahrscheinlichkeit ein, sondern beziehen sich nach Bourdieu auf einen „[...] Corpus halb-formalisierter Weisheiten [...], z.B. sprichwörtliche Redewendungen, Gemeinplätze, ethische Vorschriften (>>das ist nichts für uns<<) und, tiefer, [auf] die unbewußten Prinzipien des Ethos, dieser allgemeinen und

versetzbaren Disposition, die, als Ergebnis einer umfassenden, von einem bestimmten Typ von Regelmäßigkeiten beherrschten Lehrzeit, die >>vernünftigen<< wie >>unvernünftigen<< (die >>Verrücktheiten<<) Verhaltensweisen eines jeden diesen Regelmäßigkeiten unterworfenen Individuums bestimmt“ (Bourdieu 2009a: 167). Bourdieu spricht hierbei davon, dass Praktiken und Handlungen objektiv den objektiven Chancen angepasst sein können, ohne dass Handlungssubjekte das geringste Kalkül angestellt oder eine bewusste, ja nicht einmal unbewusste Einschätzung der Erfolgsaussichten vorgenommen haben.

Für das praktische Erkennen der sozialen Welt nutzen Akteure Bourdieu zufolge *kognitive Strukturen* (die ebenfalls inkorporierte soziale Strukturen sind), also geschichtlich ausgebildete Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, jenseits von Bewusstsein oder diskursivem Denken (vgl. Bourdieu 1987: 730f). Diese fungieren als Klassifikationskategorien. Bourdieu spricht hierbei von einem gemeinsamen Stamm grundlegender Wahrnehmungsmuster, die alle Akteure einer Gesellschaft gemein hätten. Wie sehen diese Wahrnehmungsmuster aus? Primär liegen diese nach Bourdieu in Form von Adjektiv-Gegensatzpaaren vor, mit denen Akteure und Dinge in verschiedenen Praxisbereichen klassifiziert und qualifiziert werden. Beispiele für diese Gegensatzpaare wären hoch/niedrig, spirituell/materiell, fein/grob, leicht/schwer, frei/gezwungen, weit/eng, einzigartig/gewöhnlich, glänzend/matt.²² Diese sind in sich weiter differenziert, so kann z.B. „hoch“ für „erhaben“ und „rein“ stehen, „niedrig“ dagegen für „schlicht“, „platt“ oder „vulgär“. Diese verinnerlichten Schemata untermauern nach Bourdieu auch den primären Gegensatz der herrschenden Elite und der beherrschten Masse. Die volle Bedeutung solcher Gegensatzpaare zeige sich aber nur in einem spezifischen Verwendungszusammenhang innerhalb eines Feldes, wobei dieser Verwendungszusammenhang mit anderen in anderen Feldern in einer „Resonanzbeziehung“ stehe (vgl. Bourdieu 1987: 733).

Sofern Habitusformen dieselbe in Habitus und Strukturen objektivierte Geschichte verkörpern, sind die von den Habitusformen erzeugten Praktiken unmittelbar den Strukturen angepasst und mit einem objektiven Sinn ausgestattet (vgl. Bourdieu 1993: 108). Dieser Sinn sei deshalb objektiv, weil er einheitlich und systematisch über subjektive und kollektive Vorhaben hinausreiche. Der Grund hierfür liegt darin, dass Handlungen und Werke von

²² Matthiesen kritisiert Bourdieu allerdings dafür, dass dieser losgelöst von spezifischen Fällen solche am kabyllischen Agrarkalender exemplifizierten universellen Gegensatzbeziehungen annimmt (vgl. Matthiesen 1989: 260f). Matthiesen bezweifelt, dass dieses „dichotomische Begriffsfaible“ angemessene Weltbildanalysen hervorbringen oder relevante Weltbildstrukturen isolieren kann.

Akteuren die Produkte des Habitus sind, den die Akteure nicht selbst geschaffen haben und den sie nicht bewusst beherrschen: „Weil sie [Handlungen/Praktiken] das Resultat von Dispositionen sind, die, dank der Verinnerlichung der gleichen objektiven Strukturen, objektiv übereinstimmen, weisen die Handlungen der Mitglieder ein und derselben Gruppe oder, im Rahmen differenzierter Gesellschaften, ein und derselben Klasse eine unitäre und systematische objektive Bedeutung auf, die die subjektiven Absichten und die individuellen oder kollektiven bewußten Entwürfe transzendiert“ (Bourdieu 2009a: 179). Der Einklang von praktischem Sinn und objektiviertem Sinn erzeugt eine Welt des Alltagsverstands (vgl. Bourdieu 1993: 108). Die scheinbar unanfechtbare Offensichtlichkeit einer solchen Welt wird verstärkt über einen Konsens über den Sinn von Praktiken und der Ähnlichkeit von Erfahrungen, die Akteure machen, die sich eine gemeinsame Welt des Alltagsverstandes teilen. Eine zwar nebensächliche, aber offensichtliche Folge dieser Ausführungen ist meiner Interpretation nach, dass es daher nicht Sinn macht, vom „einen“ Alltagsverstand zu reden, sondern dieser vom jeweiligen gemeinsamen Habitus abhängt, d.h. nach Habitusgruppe variiert.

Dies betrifft auch den Sinn der wahrscheinlichen Zukunft für jeden Akteur. Er entsteht ebenfalls in einem Bezug zu einer Welt, die nach den Kategorien des (für die jeweiligen Akteure) Möglichen / Unmöglichen strukturiert ist (vgl. Bourdieu 1993: 120). Das praktische Verhältnis eines Handelnden zur Zukunft bestimmt sich demnach einerseits aus den objektiv von der Sozialwelt gebotenen Chancen, andererseits aus dem Habitus, in den ja die zeitlichen Strukturen und Dispositionen zur Zukunft eingelagert sind (die aber ebenfalls unter dem Bezug zu einer Welt von bestimmten Wahrscheinlichkeiten geprägt wurden).

2.2.5 Abstimmung der Praktiken: „Habitus“ als Lex Insita

Die Praktiken und Vorstellungen verschiedener Akteure sind nach Bourdieu, weil sie nicht durch Einhalten von formulierten Regeln, sondern durch gemeinsame Habitusformen erzeugt werden, kollektiv aufeinander abgestimmt, ganz ohne Eingriff eines „ordnenden Dirigenten“ (vg. Bourdieu 1993: 98f). Dies trifft aber nur insofern zu, soweit sich die Habitusformen der jeweiligen Akteure ähnliche Herkunftsbedingungen teilen.

Eine weitere Folge ähnlicher Habitusformen ist, dass Praktiken von Akteuren für andere Akteure unmittelbar verständlich und vorhersehbar werden, sodass mit dem Habitus nicht nur Praktiken und Werke (mit einem geringeren Aufwand an Absicht als bei reiner Reflexion beispielsweise) erzeugt werden können, sondern auch einfacher entziffert werden (vgl. Bourdieu 1993: 108f). Die Absichten, die in einer gewöhnlichen Handlung ausgedrückt

werden, können automatisch von Akteuren mit homogenen Habitusformen verstanden werden, ohne ein phänomenologisches Sich-in-andere-Hineinversetzen oder eine ausdrückliche Befragung. Dies nennt Bourdieu auch „praktisches Erkennen“: „Dieses praktische Erkennen, das darauf beruht, wortwährend die nur flüchtig wahrgenommenen Hinweise zu entschlüsseln, [...] vollzieht unaufhörlich die Kontrollen und Korrekturen, die die Anpassung der Praktiken und Expressionen an die Erwartungen und Reaktionen der anderen Handlungssubjekte zu gewährleisten bestimmt sind. Dabei entspricht die Funktionsweise dieser Erkenntnis dem Mechanismus der Selbststeuerung, dessen Aufgabe es ist, abhängig von übermittelten Informationen hinsichtlich der Aufnahme ausgesendeter Signale und der von ihnen erzeugten Wirkungen jeweils neu die Handlungsorientierung zu definieren“ (Bourdieu 2009a: 145f).

Der Habitus (mit)bewirkt bei Bourdieu allerdings auch die Reproduktion von sozialer Ungleichheit vermittelt über symbolische Macht bzw. symbolische Gewalt (Bourdieu 1989: 401ff). Macht und Kapital können nach Bourdieu dann „Herrschaft“ ausüben, wenn Akteure sie erkennen und anerkennen. „Erkenntnis“ und „Anerkennung“ meint hierbei jedoch keinen reflexiven Akt, sondern eben das praktische Erkennen, sodass es kein Akt der freiwilligen Zustimmung ist, sondern sie liegt in der unmittelbaren Beziehung zwischen Habitus und Situation, und äußert sich beispielsweise im Schweigen der Schüchternheit, Enthaltung oder Resignation. Die „Beherrschten“, also der symbolischen Gewalt Unterworfenen, bringen so auf „[...] praktische Weise – ohne die geringste Ahnung einer anderen Möglichkeit – ihre [...] praktische Zustimmung zu den im Feld angelegten Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zum Ausdruck [...]“ (Bourdieu 1989: 402). Die Wahrnehmungskategorien, die aus der Inkorporierung der objektiven Strukturen des sozialen Raumes entstehen, sorgen also dafür, dass Akteure die soziale Welt als fraglos gegebene Welt hinnehmen, statt sich gegen sie aufzulehnen, denn diese Wahrnehmungskategorien beinhalten ein „Gespür“ dafür, was man sich erlauben dürfe und was nicht (vgl. Bourdieu 1985: 17f). Meiner Interpretation nach könnte man das, etwas pointiert formuliert, auch so ausdrücken, dass der Habitus die sog. „Beherrschten“ zu einer bestimmten Form von Verhalten (z.B. Enthaltung) zwingt, die so tief inkorporiert ist, dass über sie nicht weiter nachgedacht wird.

Die objektive Homogenisierung der Habitusformen einer Klasse und Gruppe ergibt sich aus der Homogenität der Existenzbedingungen (vgl. Bourdieu 1993: 109). Sie sorgt dafür, dass Praktiken ohne strategische Absicht oder bewusste Bezugnahmen auf Normen objektiv aufeinander abgestimmt werden, und auch ohne jede direkte Interaktion oder ausdrückliche

Abstimmung aneinander angepasst werden können. Der Grund für diese „automatische“ Abstimmung ist, dass die konkrete Form von stattfindenden Interaktionen von den objektiven Strukturen abhängt. Diese objektiven Strukturen haben die Dispositionen der interagierenden Akteure erzeugt, und den Akteuren ihren Platz sowohl in der Interaktion als auch außerhalb zugewiesen. Dass Praktiken von verschiedenen Akteuren mit (homologen) Habitusformen aufeinander abgestimmt sind, erfordert bei Bourdieu daher keine ausdrückliche, bewusste Abstimmung. Bourdieu bezeichnet die gerade vorgestellte, implizite Abstimmung auch als „[...] die sichersten, aber bestverborgenen Grundlagen des Zusammenhalts von Gruppen oder Klassen [...]“ (Bourdieu 1993: 110), sodass aus dieser Perspektive auch ohne ausdrückliche gemeinsame Politik von der Einheit der herrschenden Klasse, und auch ohne ein gemeinsames Cogito von der Einheit der Arbeiterklasse ausgegangen werden könne.

Der Habitus ist, den vorhergehenden Ausführungen folgend, daher als „lex insita“ verstehbar, als innewohnendes bzw. einverleibtes immanentes Gesetz, das den Leibern durch eine identische Geschichte aufgeprägt wird (vgl. Bourdieu 1993: 111f).²³ Der Habitus fungiert hier auch als eine Art gemeinsamer „Code“. Bourdieu legt hier unmissverständlich seine Ansicht dar, dass die Soziologie alle biologischen Individuen als ident behandeln solle, die dieselben Habitusformen auf Grund derselben objektiven Bedingungen ausgeprägt haben. Eine gesellschaftliche Klasse an sich ist somit untrennbar auch eine Klasse von biologischen Individuen, die denselben Habitus haben, also dasselbe System von Dispositionen ausgeprägt und dieselben Konditionierungen durchlaufen haben. Zwar hätten nie auch nur zwei Mitglieder einer Klasse dieselben Erfahrungen gemacht (schon gar nicht in derselben Reihenfolge), doch habe zumindest jedes Mitglied einer Klasse eine viel größere Chance als Mitglieder anderer Klassen, in die Situationen zu geraten, die für sich und seine Klassengenossen die häufigsten sind. Die objektiven Strukturen prägen so (in Form von wissenschaftlich feststellbaren Wahrscheinlichkeiten des Zugangs zu Gütern, Dienstleistungen und Macht) über konvergente Erfahrungen den Sinn der Realität, was nach Bourdieu „[...] mit Sicherheit die bestverborgene Grundlage der Wirksamkeit dieser Strukturen ist“ (Bourdieu 1993: 112). „Lex Insita“ bezieht sich somit auf all diejenigen Zwänge, die nicht unmittelbare Zwänge der aktuellen Situation sind, weil sie als innerer Zwang dem Habitus als System von Dispositionen erwachsen (vgl. Bourdeu 2009: 182).

²³ In „Entwurf einer Theorie der Praxis“ spricht Bourdieu nicht von der „identischen Geschichte“, sondern verweist ganz direkt darauf, dass durch primäre Sozialisation das Lex Insita eingeprägt wird (vgl. Bourdieu 2009b: 178).

Die bisherigen Ausführungen könnten den Anschein erwecken, als wäre bei Bourdieu jegliche Praxis ausschließlich durch den meist unbewussten Habitus determiniert. Bourdieu wendet selbst dagegen ein, dass der Habitus nicht zum exklusiven Prinzip jeder Praxis gemacht werden dürfe, auch wenn es keine Praxis gäbe, in die der Habitus nicht mit hineinspielt (Bourdieu 2009a: 207). Zudem schaltet der Habitus nicht den Verstand bzw. das Bewusstsein aus: „Zwar weisen die vom Habitus hervorgebrachten praktischen Handlungen, spezifischen Weisen, zu gehen, zu sprechen, wahrzunehmen, die Geschmäcker und Abneigungen alle Merkmale instinktiven Verhaltens und im besonderen des Automatismus auf; aber es ist nicht minder richtig, daß ein Moment partiellen, lückenhaften, diskontinuierlichen Bewußtseins stets mit den Handlungen und Praktiken einhergeht, sei es in Form jenes Mindestmaßes an Wachsamkeit, das zur Steuerung des Ablaufs der Automatismen unerlässlich ist, sei es in Form von Diskursen, die jene Handlungen und Praktiken [...] zu rationalisieren haben“ (Bourdieu 2009a: 207). Das genaue Ausmaß dieser reflexiven Einflussmöglichkeiten ist meines Wissens bei Bourdieu aber nicht genau ausgeführt.

2.2.6 Das Verhältnis von Einzelhabitus und Gruppenhabitus

Der Habitus existiert in den einzelnen Leibern der Akteure, und gleichzeitig spricht Bourdieu, weil es für bestimmte Gruppen von Akteuren ähnliche Sozialisations- und Lebensbedingungen gibt, dass es so etwas wie einen „Gruppenhabitus“ gäbe. Wie ist das Verhältnis zwischen individuellem und Gruppenhabitus zu fassen? Die Habitusformen der verschiedenen Mitglieder einer Klasse werden durch ein Verhältnis der Homologie vereinheitlicht (vgl. Bourdieu 1993: 112f). „[J]edes System individueller Dispositionen ist eine *strukturelle Variante* der anderen Systeme, in der die Einzigartigkeit der Stellung innerhalb der Klasse und des Lebenslaufs zum Ausdruck kommt“ (Bourdieu 1993: 113). Meiner Interpretation nach heißt das, dass jeder individuelle Habitus eine strukturelle Variante der anderen ist. Bourdieu vergleicht das Verhältnis von individuellem und kollektivem Habitus auch mit künstlerischen Stilen: der eigene, individuelle Stil eines Künstlers sei eine Abwandlung des Stils einer ganzen Epoche, wobei hier sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zwischen den Einzelstilen auf den Epochenstil verweisen. Ähnlich dazu ist auch der eigene Stil von Akteuren eine Abwandlung des Stils einer „Klasse“. Die Unterschiede zwischen individuellen Habitusformen entstehen aus der Besonderheit der sozialen Lebensläufe. Hier macht Bourdieu somit das empirische Ich stark, das auf Grund seiner eigenen Besonderheiten einen Habitus ausprägt, der homolog, aber nicht ident, mit denen von anderen Akteuren ist, die sich ähnliche Habitus-prägende Umgebungen geteilt haben, sodass

von der „Verschiedenheit in der Gleichartigkeit“ (Bourdieu 2009a: 188) gesprochen werden kann.

2.3 Räume und Felder

Wie nun schon deutlich wurde, steht der Habitus als vermittelndes Element zwischen den objektiven Strukturen einerseits, in denen Akteuren sozialisiert wurden und leben, und den konkreten Praktiken von Akteuren andererseits. Bei Bourdieu finden sich im Wesentlichen zwei Möglichkeiten, die objektiven Strukturen zu fassen: entweder als sozialen Raum oder als eine Vielzahl von sozialen Feldern. Rehbein bemerkt hierzu, dass der frühe Bourdieu eher dem Konzept des sozialen Raumes zugewandt war (mit der Neigung zum Strukturalismus und Determinismus), der spätere eher dem Konzept von sozialen Feldern, wenngleich sie vor einer prinzipiellen Verortung von „früher Bourdieu = sozialer Raum“ / „später Bourdieu = soziales Feld“ warnt (vgl. Rehbein 2003: 84). Bourdieu habe im Gebrauch je nach Thema, intellektuellem Klima und jeweiligen Gegnern geschwankt. Er habe die Entscheidung für/gegen den Raum-/Feld-Begriff nie explizit thematisiert.

2.3.1 Verhältnis von Habituskonzept und Raumkonzept

Für die Erläuterung des Prinzips des sozialen Raumes werde ich vor allem Bourdieus Hauptwerk „Die feinen Unterschiede“ heranziehen (vgl. Bourdieu 1987). Darin konstruiert Bourdieu für die französische Gesellschaft der 60er Jahre (denn auf diesen Zeitbereich stützt sich der Großteil des von Bourdieu verwendeten empirischen Materials) einen „sozialen Raum“ mit drei Grunddimensionen: Kapitalvolumen, Kapitalstruktur und die zeitliche Entwicklung dieser beiden Größen (vgl. Bourdieu 1987: 196).²⁴ Die zeitliche Entwicklung wiederum wird ausgedrückt in der vergangenen wie potentiellen sozialen Laufbahn (von Berufsgruppen). Wozu dient Bourdieus Modell des sozialen Raumes? Mit dem Modell des sozialen Raumes lassen sich Akteure und Gruppen hinsichtlich der statistischen Verteilung

²⁴ Bourdieus Ausführungen zum sozialen Raum scheinen zwei Interpretationen zuzulassen über die genaue Reichweite des Terminus „sozialer Raum“. In der Literatur finden sich beide Ansichten: Erstens, dass der soziale Raum nur der Raum der sozialen Positionen bzw. Lebenslagen ist, und mit dem Raum der Lebensstile verglichen werden kann (vgl. Höher 1989: 729). Zweitens, dass der soziale Raum als Konzept sowohl den Raum der sozialen Positionen als auch den Raum der Lebensstile umfasst (vgl. Blasius/ Winkler 1989: 73; Suderland 2009b). Ich schließe mich der ersten Interpretation an, schließlich spricht Bourdieu hinsichtlich des sozialen Raumes davon, dass als Konstruktionsprinzipien dieses Raumes verschiedene Kapitalien wie ökonomisches und kulturelles Kapital fungieren würden, also diejenigen Achsen, nach denen er dezidiert auch den Raum der sozialen Positionen beschreibt (vgl. Bourdieu 1985: 9f). Wenn in der vorliegenden Arbeit daher von „sozialem Raum“ die Rede ist, ist damit der Raum der Positionen gemeint, und umfasst nicht auch noch den Raum der Lebensstile (welcher Praktiken von Akteuren umreißt).

von (ökonomischem und kulturellem) Kapital räumlich verorten: Akteure haben dahingehend umso mehr Gemeinsamkeiten, je näher sie sich in den Dimensionen des sozialen Raumes sind, und weniger Gemeinsamkeiten, je weiter sie voneinander entfernt sind (vgl. Bourdieu 2006a: 358). Akteure und Gruppen lassen sich also „auf dem Papier“ hinsichtlich ihrer Nähe und Distanz verorten, und diese Distanzen entsprechen nach Bourdieu auch der jeweiligen sozialen Distanzen zwischen diesen Akteuren und Gruppen. Bourdieu wählte die Dimensionen von ökonomischem und kulturellem Kapital, weil sie seiner Meinung nach in ihrer Verteilung und Zusammensetzung in entwickelten Gesellschaften die wirksamsten Unterscheidungsprinzipien für Akteure seien.

Was meint ökonomisches und kulturelles Kapital? Bourdieus Kapitalsortentheorie umfasst verschiedene Arten von Kapital. Wesentlich sind dabei drei Kapitalarten: erstens ökonomisches Kapital (Kapital im „klassischen“ Sinne: Besitztümer wie Produktionsmittel, Anlagen wie Häuser, Wertgegenstände, und dergleichen, vgl. Bourdieu 2009b: 113). Zweitens beschreibt Bourdieu das „soziale Kapital“, das aus der Gesamtheit der Ressourcen besteht, die sich aus einem Netz von mehr oder weniger institutionalisierten Beziehungen des gegenseitigen Kennens und Anerkennens ergeben, d.h. aus Ressourcen die aus der Zugehörigkeit zu einer Gruppe entstehen (vgl. Bourdieu 2009b: 119). Die dritte, wichtige Kapitalsorte ist das kulturelle Kapital, welches in drei Formen auftreten kann (vgl. Bourdieu 2009b: 113-119): als inkorporiertes, verinnerlichtes Kapital (z.B. als im Bildungsprozess angeeignetes Wissen, Praktiken und Fähigkeiten), als objektiviertes kulturelles Kapital (physische Kunst- und Kulturgegenstände, wobei die „Aneignung“ und Nutzung dieser wiederum inkorporiertes kulturelles Kapital voraussetzt), sowie in institutionalisierter Form, in Form von Titeln und formalen Bildungsabschlüssen, die dem Titelinhaber einen bestimmten Bestand an kulturellem Kapital verbriefen.

Innerhalb dieses sozialen Raumes mit den je nach Position in diesem Raum unterschiedlichen Ausprägung von Kapitalvolumen und Kapitalstruktur konstruiert Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ drei Klassen für die französische Bevölkerung, die jeweils wiederum in kleinere Fraktionen unterschieden werden: die Oberklasse bzw. die „herrschende“ Klasse (das Großbürgertum), das Kleinbürgertum und die Arbeiterklasse. Bourdieu verweist ausdrücklich darauf, dass eine soziale Klasse weder durch ein einziges Merkmal definiert werden könne (z.B. Umfang und Struktur des Kapitals), noch durch eine Summe von Merkmalen, noch durch eine Kette von Merkmalen die aus einem Hauptmerkmal abgeleitet werden, wie der Stellung in den Produktionsbedingungen (vgl. Bourdieu 1987: 182). Sondern „[e]ine soziale

Klasse ist vielmehr definiert durch die Struktur der Beziehungen zwischen allen relevanten Merkmalen, die jeder derselben wie den Wirkungen, welche sie auf die Praxisformen ausübt, ihren spezifischen Wert verleiht“ (Bourdieu 1987: 182). Forschungspraktisch bedeutet dass, dass auch das Netz von sekundären Merkmalen bei der Konstruktion der Klasse und der Interpretation der klassenspezifischen Verteilung von Merkmalen und Praktiken berücksichtigt werden muss. Trotzdem lassen sich nach Bourdieu Faktoren je nach funktionalem Gewicht unterscheiden, wobei Größe und Struktur des Kapitals größeres Gewicht haben als andere Faktoren wie Alter, Geschlecht und Wohnort (vgl. Bourdieu 1987: 185). Praktiken, die sich aus diesen „Nebenfaktoren“ ableiten, werden aber durch Größe und Struktur des Kapitals in ihrer Form und Geltung geprägt. Die Klassen, die Bourdieu konstruiert, unterscheiden sich hinsichtlich ihres Gesamtkapitalvolumens und der Struktur dieses Volumens (vgl. Bourdieu 1987: 196), sodass am oberen Ende in der Oberklasse Personen mit hohem Einkommen und guter Ausbildung rangieren, in der Unterklasse dagegen Personen die meist keinen formellen Schulabschluss haben und nur über geringes ökonomisches Kapital verfügen. Ökonomisches und kulturelles Kapital sind demnach die zwei Achsen, entlang denen Bourdieu seinen sozialen Raum aufspannt. Rehbein verweist im Rahmen einer Untersuchung über Laos darauf, dass diese Stratifizierung im sozialen Raum entlang des ökonomischen und kulturellen Kapitals, also die beherrschende Stellung dieser Kapitalsorten, historisch kontingent ist: „Wenn die algerische und die laotische Dorfgemeinschaft aber nach Alter, Geschlecht und Ehre differenziert sind, so würde daraus folgen, dass ökonomisches und kulturelles Kapital ihre beherrschende Rolle in der Gesellschaft erst im Laufe der Geschichte erhalten“ (Rehbein 2003: 81). Sowohl in Bourdieus Kabylei-Studien als auch in ihren eigenen Untersuchungen in Laos habe sich die soziale Differenzierung von Würdenträgern (neben Alter und Geschlecht) nämlich vor allem am sogenannten symbolischen Kapital ausgerichtet: an Ansehen und „Ehre“, sodass dort der soziale Raum eher nach symbolischem Kapital, Geschlecht und Alter, und nicht nach ökonomischem und kulturellem Kapital aufzufächern wäre. Das symbolische Kapital umfasst eine Art vierter Kapitalsorte bei Bourdieu. Symbolisches Kapital bezeichnet eine „[...] wahrgenommene und als legitim anerkannte Form der drei vorgenannten Kapitalien (gemeinhin als Prestige, Renommee, usw. bezeichnet)“ (Bourdieu 1985: 11). In „Die feinen Unterschiede“ waren die Hauptfaktoren der Differenzierung das ökonomische und kulturelle Kapital. Bourdieu verweist aber darauf, dass sich der soziale Raum empirisch durch Entdeckung der jeweils maßgeblichen Differenzierungsfaktoren konstruieren lässt, die in einem bestimmten Universum wirksam sind (vgl. Bourdieu 1987: 107). Anders formuliert:

Der soziale Raum lässt sich in Form eines mehrdimensionalen Raums abbilden, „[...] dem bestimmte Unterscheidungs- bzw. Verteilungsprinzipien zugrundeliegen; und zwar die Gesamtheit der Eigenschaften (bzw. Merkmale), die innerhalb eines fraglichen sozialen Universums wirksam sind, das heißt darin ihrem Träger Stärke bzw. Macht verleihen“ (Bourdieu 1985: 9). Bourdieu also substantialistisch auf kulturelles und ökonomisches Kapital beim sozialen Raum festschreiben zu wollen, wäre demnach falsch, wenngleich er für diese Eigenschaften oder Merkmale am Begriff des Kapitals festhält. Für das Frankreich der „feinen Unterschiede“ der 60er Jahre hatten sich jedoch diese Kapitalarten bewährt.

Zusätzlich zum objektiven sozialen Raum als Raum der Lebenslagen, welcher abstrahiert die Strukturen beschreibt, innerhalb derer Akteure leben, konstruierte Bourdieu einen Raum der Lebensstile (vgl. Bourdieu 1987: 211f). Der Raum der Lebensstile umfasst die Verteilung der Praktiken und Merkmale, die für den Lebensstil bezeichnend sind, in den sich bestimmte Lebenslagen niederschlagen. Diese beiden Arten von Raum sind nach Bourdieu homolog zueinander, sodass einer bestimmten Position im sozialen Raum „typische“ symbolische Praktiken (z.B. Hobbies) zugewiesen werden können (vgl. Abbildung 1). Die Vermittlung zwischen dem sozialen Raum und dem Raum der Lebensstile geschieht über den Habitus der Akteure. Die Zwänge und Freiheitsräume der sozialen Lage werden über den Habitus in distinkte und distinktive Lebensstile²⁵ umwandelt. Für die höhere Lehrerschaft, einer Fraktion der Oberklasse mit mehr kulturellem als ökonomischem Kapital, diagnostiziert Bourdieu beispielsweise den Habitus des „aristokratischen Asketismus“. Dabei handelt es sich um einen Habitus, der versucht, unter möglichst geringem finanziellen Aufwand ein „[...] ein Höchstmaß an Distinktion, Distanz und physischer wie geistiger >>Höhe<< zu erreichen [...]“ (Bourdieu 1987: 349), was sich im Frankreich der 60er Jahre für den sportlichen Bereich vor allem im Bergsteigen als exemplarischem Ausdruck dieses Habitus äußerte.²⁶ Um den Raum der Lebensstile daher umfassend zu beschreiben, müsse für jede Klasse und Klassenfraktion die generative Formel des Habitus ermittelt werden, „[...] die die für eine jeweilige Klasse (relativ homogener) Lebensbedingungen charakteristischen Zwänge und Freiheitsräume in einen spezifischen Lebensstil umsetzt [...]“, und anschließend müsse

²⁵ Distinkt und distinktiv meint, dass verschiedene Praktiken, weil sie nicht von allen Akteuren gleichermaßen ausgeübt werden, auf Grund verschiedener Wahrnehmungskategorien zu symbolischen, sozial relevanten Unterschieden werden können (vgl. Bourdieu 2006a: 360).

²⁶ Da in diesem Abschnitt der vorliegenden Arbeit nicht die (zum Teil sehr dichten) Ausführungen Bourdieus zu den verschiedenen Habitus-Arten der französischen Klassen und Klassenfraktionen der 60er Jahre im Mittelpunkt stehen, sondern Bourdieus Habituskonzept im Allgemeinen, werde ich nicht näher auf die von Bourdieu festgestellten Habitusarten eingehen.

betrachtet werden „[...] auf welche Weise sich die Dispositionen des Habitus im Rahmen jedes größeren Bereichs der Praxis derart spezifizieren, daß sie bestimmte, von jedem einzelnen Feld [...] angebotene stilistische Möglichkeiten verwirklichen“ (Bourdieu 1987: 332f).²⁷

²⁷ Ein Beispiel hierfür bietet das Feld des Sportes (vgl. Bourdieu 1987: 332ff). Hier beschreibt Bourdieu, wie sich je nach Klassenhabitus die Akteure für bestimmte Sportarten entscheiden, aber teilweise die selbe Sportart mit unterschiedlichen Bedeutungen verknüpft wird, z.B. bei der „Gymnastik“, bei welcher es einen großen Unterschied darstelle, ob es sich um tägliche oder wöchentliche Übungen daheim ohne Geräte, oder um ein strenges Regimen mit speziellen Geräten handelt.

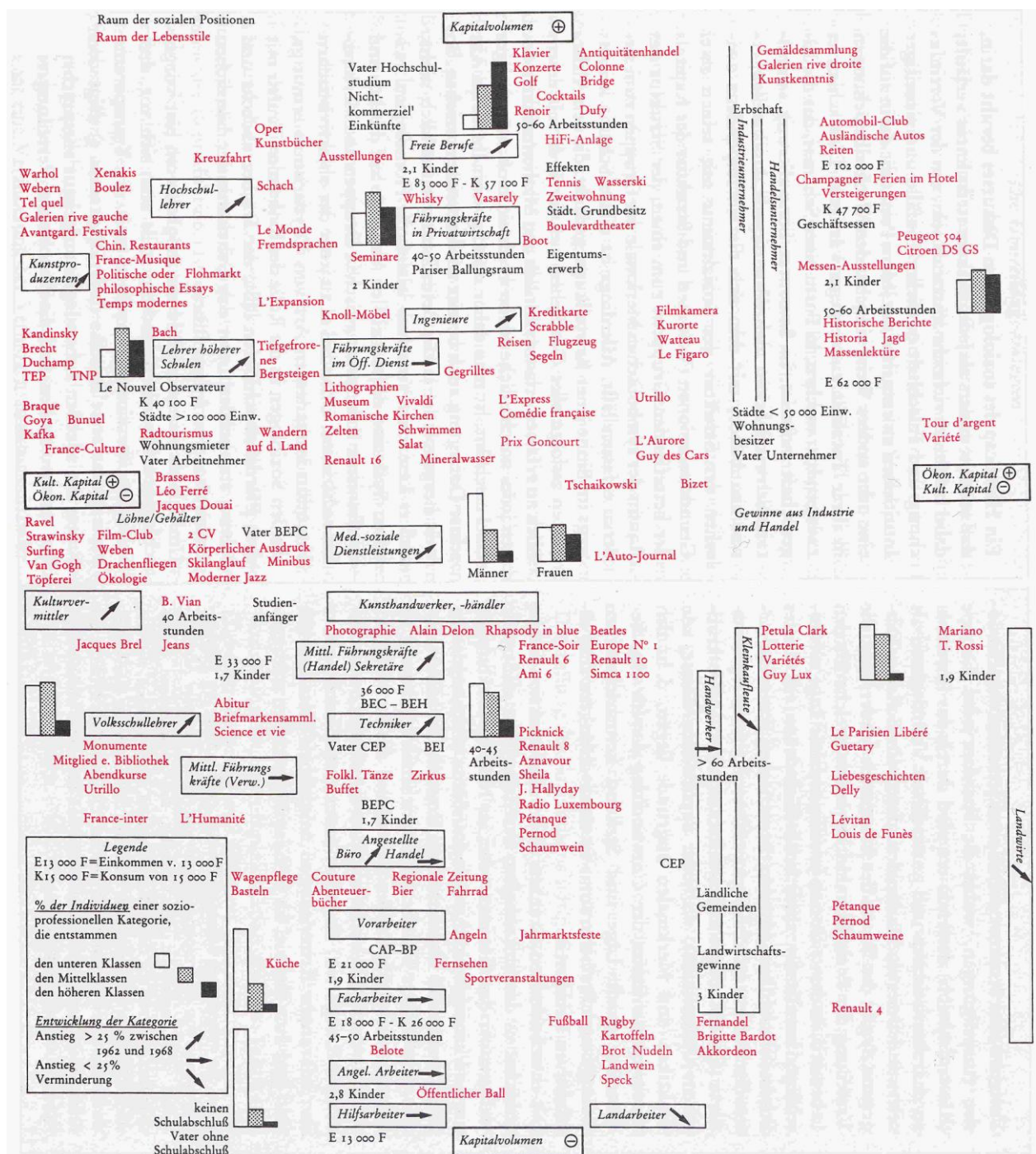


Abbildung 1: Sozialer Raum und Raum der Lebensstile (Quelle: Bourdieu 1987: 212f).

Im Bezug auf das Konzept des sozialen Raumes erfüllt der Habitus also die Funktion, als generative Formel objektive Zwänge und Freiheiten zu übersetzen in lebenspraktische, stilistische Möglichkeiten. Hier ist der Habitus daher offenbar als umfassendes, einheitliches,

das ganze Leben betreffendes generatives Prinzip zu verstehen. Ein weniger einheitliches Bild ergibt sich, wenn der Habitus im Kontext von Bourdieus Feldbegriff betrachtet wird.

2.3.2 Verhältnis von Habituskonzept und Feldkonzept

Der französische Begriff für Feld, „champ“ wird von Bourdieu im französischen Original seiner Schriften sowohl umgangssprachlich als „sozialer Bereich“ verwendet, als auch systematisch-theoretisch als „Feld“ (vgl. Kraus 1989: 55). Deutsche Übersetzungen von Bourdieus Ausführungen zum Feldbegriff leiden folglich an der Schwierigkeit für die Übersetzer, zu entscheiden, wie Bourdieu den Begriff „champ“ im jeweiligen Kontext gemeint hatte. Da Bourdieu seine Konzepte in actu entwickelt hatte, gestalteten sich die Übersetzungen als schwierig, weshalb ich Kraus' Ausführungen so interpretiere, dass in Übersetzungen „Feld“ und „sozialer Bereich“ nicht immer klar abgetrennt sind.

Felder im engeren Sinne sind unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche sozialer Praxis (vgl. Kraus 1989: 56). Um eine knappe Charakterisierung vorzuschicken, sind nach Kraus für soziale Felder bei Bourdieu nur zwei Aspekte konstitutiv: „Erstens, daß es in der Praxis eines spezifischen Feldes um ein *spezifisches Kapital* geht [...] oder auch um eine spezifische Kombination mehrerer Kapitalien [...]“, sowie dass ein Feld nur dann vorliegt „[...] wenn es Personen gibt, die eine bestimmte Dimension gesellschaftlicher Praxis zu ihrem *Beruf* gemacht haben, das heißt, wenn einer analytisch denkbaren Gliederung des sozialen Raumes die reale gesellschaftliche Arbeitsteilung entspricht“ (Kraus 1989: 57).

Mit seiner Feldtheorie erhebt Bourdieu den Anspruch, die Gegensätze aufzulösen von Reproduktion und Transformation, von Statiken und Dynamiken, von Struktur und Geschichte (vgl. Wacquant 1989: 37).²⁸ Die Erfassung der Dynamik eines Feldes erfordert gleichzeitig auch die Analyse seiner Struktur, wie auch die Strukturanalyse eine historische (bzw. „genetische“) Analyse seiner Entstehung erfordert, sowie der Spannungen die zwischen Positionen bestehen (sowohl innerhalb des Feldes als auch bei Positionen zwischen verschiedenen Feldern). Bourdieus Konzept des Feldes basiert auf der Annahme, dass die soziale Welt von sozialen Relationen/Beziehungen geprägt ist, die objektiv vorhanden sind, und unabhängig vom individuellen Bewusstsein oder Willen existieren (vgl. Wacquant 1989:

²⁸ Bei Wacquant 1989 handelt es sich um ein Interview zwischen Bourdieu und Wacquant, in der Bourdieu in kondensierter Form Teile seines Schaffens erklärt, so auch seine Feld-Theorie (immerhin in so klaren Worten, dass selbst Richard Jenkins, der Bourdieus ausuferndem Schreibstil sehr kritisch gegenübersteht, von einer „concise discussion“ der Feldtheorie spricht, vgl. Jenkins 1992: 84).

39). Ein Feld ist für Bourdieu folglich ein Gebilde von Relationen: „I define a field as a network, or a configuration, of objective relations between positions objectively defined, in their existence and in the determinations they impose upon their occupants, agents or institutions, by their present and potential situation (*situs*) in the structure of the distribution of species of power (or capital) whose possession commands access to the specific profits that are at stake in the field, as well as by their objective relation to other positions (domination, subordination, homology, etc.). Each field presupposes, and generates by its very functioning, the belief in the value of the stakes it offers” (Wacquant 1989: 39). Ein Feld ist somit ein Netzwerk von Relationen, wobei die durch Relationen verbundenen Positionen objektiv definiert werden können, und sowohl von Akteuren als auch von Institutionen eingenommen werden können (hier scheint mir, dass Bourdieus Institutionsbegriff auch Organisationen impliziert). Die Positionen eines Feldes sind dabei durch zwei Arten zu definieren: erstens durch ihre Position innerhalb einer Struktur, die bestimmte Arten von Macht bzw. Kapitalien umfasst, sodass der Besitz bestimmter Kapitalien auch Zugriff auf bestimmte „Profite“ erlaubt, die den „Einsatz“ (stake) in einem Feld darstellen.²⁹ Zweitens wird eine Position immer auch in ihrer objektiven Relation zu anderen Positionen konstituiert: Herrschaft, Unterordnung, Homologie. Hochgradig differenzierte Gesellschaften bestehen nach Bourdieu aus einer Vielzahl von Feldern, wobei jedes Feld nach Bourdieu einen relativ autonomen, sozialen Mikrokosmos (innerhalb des gesellschaftlichen Makrokosmos der Gesamtgesellschaft) darstellt (vgl. Wacquant 1989: 39).³⁰ Ein Feld ist „relativ“ autonom, weil es über eine eigene Logik und Notwendigkeiten verfügt, die jeweils feldspezifisch sind, und nicht auf die Logiken anderer Felder reduziert werden können. Bourdieu nennt beispielhaft das Feld der Kunstproduktion, in welchem das „Gesetz“ des materiellen Profits zurückgewiesen werde, sowie das ökonomische Feld, in welchem die Logik „Geschäft ist Geschäft“ laute, und Freundschaftsbeziehungen suspendiere. Die Grenzen eines Feldes sind nach Bourdieu jeweils nur empirisch feststellbar, und stellen selbst einen „Einsatz“ im Feld dar (so können manche Positionsinhaber in einem Feld versuchen, Monopolstellung über einen Subsektor eines Feldes zu erlangen). Feldgrenzen sind zwar selten juristisch abgesteckt,

²⁹ Mit Zugriff auf Profite meint Bourdieu offenbar die „[...] Verfügungsmacht über das in der Vergangenheit erarbeitete Produkt (insbesondere die Produktionsmittel) [im Rahmen eines spezifischen Feldes] wie zugleich über die Mechanismen zur Produktion einer bestimmten Kategorie von Gütern, und damit über eine bestimmte Menge an Einkommen und Gewinne“ (Bourdieu 1985: 10). Der Besitz von Kapitalien bestimmt demnach die „Gewinnchance“ in einem Feld ähnlich wie „Trümpfe“ in einem Spiel, so Bourdieu.

³⁰ Autonomie meint hierbei, dass die Eigenschaften, Beziehungen, Handlungen und Prozesse der „großen“ Welt im Feld eine besondere Form annehmen (Bourdieu 2001: 41f).

werden aber immer durch mehr oder weniger institutionalisierte Eintrittsbarrieren markiert. Bourdieu bemerkt zu den Grenzen eines Feldes lakonisch: Ein Feld endet dort, wo die Effekte eines Feldes nachlassen. Ein soziales Feld besitzt eine innere Dynamik, wobei diese einerseits aus der Struktur des Feldes, und andererseits aus den innerhalb eines Feldes wirkenden Kräften bestimmt wird. Die Kräfte innerhalb eines Feldes bestimmen auch das jeweils relevante Kapital, sodass Kapitalien nur in Relation zu Feldern existieren und funktionieren (vgl. Wacquant 1989: 39f). Kapital(ien) erlauben Macht über das Feld: einerseits über die materiellen oder inkorporierten Instrumente der Produktion und Reproduktion eines Feldes, andererseits über die Regelmäßigkeiten und Regeln innerhalb eines Feldes, die das Geschehen (und damit auch den Profit) innerhalb eines Feldes bestimmen. Ein Feld ist bei Bourdieu auch immer ein Feld von Kämpfen, die die Konfiguration der Kräfte innerhalb eines Feldes verändern oder bewahren. InhaberInnen von Positionen in einem Feld verfolgen dabei Strategien, um ihre Positionen zu verbessern. Diese Strategien hängen dabei ab von ihrer Position im Feld, also von ihrer Position in der Verteilung des spezifischen Kapitals.

Neben der Metapher eines Feldes von Kämpfen bemüht Bourdieu zur Erklärung des Feldes auch die Metapher des Spieles. Weiter oben war dargestellt worden, dass ein Habitus auch als sozialer bzw. praktischer Sinn verstanden werden könne. In seinen Ausführungen über das Feld scheint Bourdieu den auf die Gesamtgesellschaft bezogenen sozialen Sinn in „mehrere Sinne“ aufzuspalten, nämlich pro Feld ein sozialer Sinn: „Der >>Spiel-Sinn<< ist, so läßt sich aus dem Vorangegangenen schließen, die verinnerlichte Form der Notwendigkeit des >>Spiels<< [des Feldes]. Er ist zur Tugend (bzw. Disposition) erhobene Notwendigkeit: *amor fati*. Das bedeutet nun auch, daß es so viele Ausprägungen des >>Spiel-Sinn<<, des praktischen Verstehens des Interesses gibt wie >>Spiele<<“ (Bourdieu 1989: 399).

Der praktische Sinn allerdings ist Teil des Habitus, wie oben bereits angeführt wurde. Die Untersuchung eines Feldes ist für Bourdieu daher untrennbar auch mit der Analyse des Habitus von Akteuren in einem Feld verbunden: „[O]ne must analyze the habitus of agents, the system of dispositions they have acquired by internalizing a determinate type of social and economic condition and which find in a definite trajectory within the field under consideration a more or less favorable opportunity to become actualized“ (Wacquant 1989: 40). Tatsächlich ist ein Feld für Bourdieu scheinbar der ausschließliche Ort, an dem sich ein Habitus zeigen kann: Der Habitus „[...] realisiert, aktualisiert sich lediglich in der Beziehung zu einem Feld, wie auch ein und derselbe Habitus je nach Zustand des Feldes zu höchst unterschiedlichen Praktiken und Stellungnahmen führen kann“ (Bourdieu 1989: 406). Das führt in der

Habitusanalyse jedoch zur Gefahr, dass man veränderte Praktiken einem veränderten Habitus zuschreibt, während sich tatsächlich die Beziehung zwischen Habitus und Feld verändert habe (vgl. Bourdieu 1989: 406).

Wenngleich in jedem Feld eine eigene Logik am Werk ist und unterschiedliche Kapitalien „Konjunktur“ haben (d.h. einen wichtigen Stellenwert im Feld haben), gibt es nach Bourdieu eine Reihe von strukturellen und funktionellen Homologien zwischen den Feldern: jedes hat dominante und dominierte Positionen, Kämpfe um Usurpation oder Ausschluss, Reproduktionsmechanismen und dergleichen (vgl. Wacquant 1989: 41). Aber in jedem Feld nehmen diese Charakteristika eine irreduzible, feldspezifische Form an.

Wenn ich vorher im Abschnitt über den sozialen Raum davon gesprochen habe, dass Bourdieu eine Reihe von Kapitalformen kenne (vor allem ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches), so scheint sich seine Kapitalsortentheorie im Bezug auf das Feldkonzept noch weiter auszudifferenzieren. Bourdieu spricht davon, dass jede Art von Kapital an ein Feld gebunden sei, in welchem es als ein bestimmter Typ von Macht fungiert: im Feld der Mathematik beispielsweise das wissenschaftliche Kapital (über das bestimmte Personen auf Grund von früheren Leistungen oder Erfindungen, z.B. Theoreme, verfügen), oder im politischen Feld das politische Kapital (Bourdieu 2001: 52). Rehbein interpretiert dies so, dass Bourdieu tatsächlich jedem Feld eine bestimmte Kapitalsorte zuzuweisen scheint (vgl. Rehbein 1993: 84). In früheren Arbeiten, in denen der Feldbegriff noch nicht klar als analytisches Instrument herausgearbeitet war, habe es bei Bourdieu nur drei Kapitalsorten gegeben.

Wie ist das Verhältnis von Feld und Habitus zu begreifen? Die soziale Realität existiert sowohl in „Dingen“ als auch im Körper: in Feldern und in den den Leibern innewohnenden Habitusformen, also sowohl innerhalb als auch außerhalb von Akteuren. Trifft ein Habitus auf eine soziale Welt, deren Produkt er ist, dann fühlt sich der jeweilige Akteur, so Bourdieu, wie ein Fisch im Wasser, d.h. durch die (Vor-)Angepasstheit des Habitus auf die sozialen Umstände wird diese soziale Welt nicht als Belastung, sondern als Selbstverständlichkeit erachtet (vgl. Wacquant 1989: 43). Die spezifische Logik eines Feldes zeigt sich nach Bourdieu dabei in einem spezifischen Habitus, welcher gewöhnlich als Sinn für das jeweilige Spiel betrachtet wird, z.B. als „philosophischer“, „literarischer“, „politischer“ Geist oder Sinn (vgl. Bourdieu 1997b: 20). Um zum „Spiel“ zugelassen zu werden, müsse der Habitus von Akteuren aber transformiert werden, was sich graduell, allmählich und unmerklich vollziehe, sodass diese Transformationen meist gar nicht wahrgenommen würden. Teil dieser

Transformation ist, dass Akteure beginnen, das „Ziel“ eines Feldes bzw. die Einsätze die im „Spiel“ eines Feldes bestehen, ernst zu nehmen und zu verfolgen.

Wenn bestimmte Merkmale als Kapital nur in bestimmten Feldern funktionieren, so hat dies nach Krais Folgen für das Habituskonzept: „Von >>Habitus<< zu sprechen, hat dann nur Sinn, wenn man ihn auf ein spezifisches Feld bezieht. [...] Das bedeutet eine gewisse Reivision des Habituskonzepts, eine Revision im Sinne einer engeren Verwendung des Begriffs beziehungsweise einer Spezifizierung der Bedingungen, unter denen seine Verwendung sinnvoll ist“ (Krais 1989: 58). Der Habitus wäre folglich nicht bloß an die Klassenstruktur gebunden, sondern auch an bestimmte Felder: erst hier zeige sich die Komplementarität von Habitus und Institution, von Disposition und Position.

Bedeutet das nun, dass Bourdieu statt eines für einen bestimmten Akteur einheitlichen Habitus eine Vielzahl von Habitusformen innerhalb des selben Akteurs angenommen hat, wenn er auf den Feldbegriff zurückgegriffen hatte und dabei von einem jeweils feldspezifischen Sinn für das jeweilige Feld/Spiel sprach? Rehbein argumentiert, dass bei Bourdieu Akteure trotz verschiedener Felder auf diesen Feldern mit denselben Dispositionen agieren, weshalb auch in verschiedenen Situationen / Felder Akteure gleich (oder zumindest ähnlich) agieren würden (vgl. Rehbein 2003: 89). Weil auf jedem Feld aber andere AkteurInnen auf spezifische Weise zusammentreffen, und Strukturen und Ziele für jedes Feld spezifisch sind, ist das Handeln von AkteurInnen auf jedem Feld zwar „analog“, aber offenbar nicht „gleich“. Ähnlich argumentiert auch Jurt: „Je nach Struktur des Feldes kann ich meine Dispositionen und Ressourcen so oder anders einbringen“ (Jurt 2010: 14). Die feldübergreifenden Dispositionen eines Akteurs würden sich in Form von feldspezifischen Strategien zeigen. Die Vorstellung eines feldübergreifenden, „klassenspezifischen“ Habitus müsse daher nicht zugunsten einer Vielfalt von feldspezifischen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata aufgegeben werden, da diese sich lediglich in feldspezifischen Strategien äußern, selbst aber feldübergreifend vorhanden sind. Die Frage, ob es bei Bourdieu einen oder mehrere Habitus pro Person gibt, beschäftigt auch Krais/ Gebauer (2002: 75f). Da der Habitus nicht wie die soziale Rolle ein freischwebendes geistiges Konstrukt sei, sondern als inkorporierte Struktur wesentlich mit dem Körper verbunden ist (der Körper ist Teil des Habitus, da er der Speicher sozialer Erfahrung ist) habe der Mensch nur einen Habitus: der Habitus ist an die körperliche Existenz gebunden. Wenn vom Klassenhabitus, vom Geschlechterhabitus (oder meines Erachtens nach: auch von felderspezifischen Habitusformen) die Rede ist, dann würde eine Dimension des Sozialen gewissermaßen

„künstlich“ extrahiert und analysiert, im konkreten Individuum allerdings sei die Gesamtheit des Sozialen verkörpert, in dem die Akteure agieren und leben.³¹

Couldry verweist auf verschiedene Stufen der Habitusaneignung bei Bourdieu (vgl. Couldry 2005: 357). Für „traditionelle Gesellschaften“ habe Bourdieu den sozialen Raum noch nicht in einzelne Felder unterteilt, sodass der Habitus ohne ein besonders Feld hervorgebracht würde, im Kontext des alltäglichen Lebens zu Hause und innerhalb des Dorfes. In komplexeren Gesellschaften würden soziale Handlungen und Praktiken nur noch in Bezug auf spezielle Felder beschreibbar seien, in denen diese stattfinden. Die Frage, ob nun bezüglich der Emergenz des Habitus den einzelnen sozialen Feldern, innerhalb derer Akteure agieren, kausale Priorität einzuräumen sei, oder den sozialen Räumen in denen sich das frühe Leben der Individuen abspielt (z.B. das Zuhause und die Schule), hätte bei Bourdieu keine klare Antwort gefunden. Bourdieu habe allerdings schon früh die Vernetzung von Herkunftsfamilie und schulischem Hintergrund betont. Couldry kritisiert Bourdieu allerdings dafür, die Rolle der Medien (z.B. Fernsehen und Internet) nicht genügend beachtet zu haben, die auch in der Familie eine Art Fenster zur Welt darstellen würden.

Abschließend sei noch auf eine kurze Kritik an Bourdieus Raumbegriff vor dem Hintergrund des Feldbegriffs verwiesen: Rehbein zufolge legt Bourdieus Konzeption des sozialen Raums nahe, ihn oft substantzialistisch und überzeitlich zu deuten, so als gäbe es wirklich einen einheitlichen sozialen Raum, in dem jeder Akteur verortet werden könne (vgl. Rehbein 2003: 84f). Weil es jedoch verschiedene Praxisbereiche (und damit Felder) gibt, ist es unwahrscheinlich, dass ein im Modell des sozialen Raumes verorteter Akteur zu anderen Akteuren auf tatsächlich allen Feldern dieselbe Nähe/Distanz einnimmt. Rehbein plädiert daher für das Modell von verschiedenen, aufeinander bezogenen sozialen Feldern gegenüber dem Raumkonzept, welches nur Sinn machen würde, wenn auf allen Feldern dieselben Kapitalsorten gefragt wären (denn nur dann wäre die Distanz von Akteuren auf allen Feldern gleich).

³¹ Wenn der (holistische) Habitus von Akteuren allerdings ein derart verschachteltes Konstrukt ist, so bleibt fraglich, wie legitim es ist, einzelne Dimensionen analytisch herauszugreifen. Hier scheinen sich allerdings zwei Pole gegenüber zu stehen: je holistischer der Habitus gefasst ist, desto schwieriger dürfte es sein, ihn konkret empirisch fruchtbar zu machen. Unter ähnlichen Spannungen leiden die Möglichkeiten der Lebensstil-Soziologie, von denen noch die Rede sein wird: holistische Typologien umfassen zwar dem Anspruch nach den ganzen Lebensstil und damit alle Lebensaspekte, leiden aber unter Problemen der Operationalisierung. Eine Beschränkung auf einzelne Lebensstildimensionen erlauben zwar eine leichtere empirische (und theoretische) Handhabung, schränken aber das Blickfeld womöglich ungebührlich ein. Diese Frage muss wohl jeweils vor dem Hintergrund einer konkreten Fragestellung jeweils neu entschieden werden.

Bourdieu scheint am Konzept des sozialen Raumes als vereinfachtes Modell des sozialen Ganzen festgehalten zu haben (vgl. Bourdieu 1985: 11). Die Stellung eines Akteurs in verschiedenen Sub-Spiel-Räumen (also Feldern) sei deshalb daran ablesbar, weil zwar jedes Feld eine eigene interne Logik und Hierarchie habe, in der Rangfolge zwischen verschiedenen Kapitalsorten aber das ökonomische Kapital tendenziell dominant sei.

2.4 Habituserfassung bei Bourdieu

Bourdieu vollzieht nach Ansicht von Dirksmeier in seinem Zugang zur Analyse des Habitus „[...] eine methodische Wende von einer quantitativ-positivistischen Methodik [...] hin zu einem radikal qualitativ-hermeneutischen Verfahren, das er mit dem plakativen Titel ‚Verstehen‘ überschrieben hat [...]“ (Dirksmeier 2007: 75f).

Bourdieu hat als Soziologe ein großes Methodologie-Spektrum bedient, sodass er nicht einseitig einem Pol der bei aller Kritik noch immer so beliebten Quantitativ-Qualitativ-Dichotomie hinsichtlich soziologischer Methoden zugerechnet werden kann. Bereits seine frühesten veröffentlichten Arbeiten über Algerien Mitte der fünfziger Jahre bezogen Fotografien, Interviews, Expertengespräche, statistische Erhebungen und teilnehmende Beobachtungen ein (vgl. Kraus/ Gebauer 2002: 8).

Bourdieu hat auch keine einheitliche Methode einer „Habitusmessung“ hinterlassen. Der Habitusbegriff könne empirisch vielmehr aus verschiedenen Perspektiven und mit unterschiedlichen methodischen Zugängen fundiert werden (vgl. El-Mafaalani: 103f). Im Gegenteil warnt Bourdieu sogar vor einem schablonenhaften Zugang zur Methodologie (vgl. Bourdieu 2006d: 259ff). So hänge es vom jeweils vom Forscher konstruierten (und damit auch theoretischen Einflüssen ausgesetzten) Objekt ab, wie der methodische Zugang aussehen muss. „Schulenburg“ um ein bestimmtes Verfahren herum lehnt Bourdieu ab, was er auch als Monomanie oder methodologischen Monotheismus abqualifiziert. Wenig verwunderlich daher, dass Bourdieu auch bezüglich des Habitus keinen Königsweg sah. Wissenschaftlichkeit sei schließlich nicht zu verwechseln mit (methodischer) Rigidität, dem Gegenteil von „Klugheit und kreativem Denken“. Explizit verweist er darauf, auch methodische Hilfsmittel von Nachbardisziplinen wie Ethnologie, Ökonomie und Geschichte in Betracht zu ziehen. Dieser methodischen Offenheit müsse allerdings mit umso größerer Wachsamkeit für die Anwendungsbedingungen der Methoden begegnet werden.

Angelehnt an Dirksmeier (2007) sollen hier drei empirische Zugänge Bourdieus an das Habituskonzept skizziert werden: Erstens „qualitative“ Habitusforschung anhand von

Fotografien, zweitens „quantitativ“ orientierte Habitusforschung am Beispiel von „Die feinen Unterschiede“, und drittens ein ebenfalls „eher qualitativer“ Zugang in „Das Elend der Welt“.³²

2.4.1 Habitusforschung durch Fotografien

In „Eine illegitime Kunst“, im französischen Original zuerst erschienen 1965, untersuchen Bourdieu et al (2006), wie der Untertitel des Werks „Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie“ schon impliziert, die Praxis der Fotografie und die Bedeutung fotografischer Bilder.³³

Dabei stellt Bourdieu zunächst den niedrigen Status der Amateurfotografie heraus. Diese würde gemeinhin in einem krassen Gegensatz zur allgemeinen Vorstellung künstlerischer Schöpfung gesehen werden, weil vermeintlich der Fotoapparat statt des Fotografen die künstlerische „Operation“ der Bildproduktion ausführt (vgl. Bourdieu 2006b: 17ff). Demgegenüber hebt Bourdieu hervor, dass die Aufnahme selbst Ausdruck einer Wahl ist, die auf ethischen und ästhetischen Kriterien basiert. Es können im Prinzip unendlich viele Dinge fotografiert werden, aus dieser Gesamtheit treffen Akteure eine endliche Auswahl von Gegenständen, Genres und Kompositionen: „Durch die Vermittlung des *Ethos*, die Verinnerlichung objektiver und allgemeiner Regelmäßigkeiten, unterwirft die Gruppe diese Praxis der kollektiven Regel, so daß noch die unbedeutendste Photographie neben den expliziten Intentionen ihres Produzenten das System der Schemata des Denkens, der Wahrnehmung und der Vorlieben zum Ausdruck bringt, die einer Gruppe gemeinsam sind“

³² Fraglich ist bei Dirksmeier 2007 allerdings, wie erschöpfend seine Charakterisierung von Bourdieus Zugängen zum Habitus ist. So finden beispielsweise die stärker den Habitus mit dem Feldbegriff verbindenden Studien Bourdieus, wie „Homo Academicus“, keine Erwähnung bei ihm.

³³ Warum ist die Fotografie eine „illegitime Kunst“? Bourdieu unterscheidet Sphären der Legitimität: Legitimität mit universalem Anspruch, Praktiken die der Legitimität teilhaftig werden können und partielle Legitimität (Sphäre des Beliebigen im Hinblick auf die Legitimität; vgl. Bourdieu 2006c: 106f). In einer konkreten Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt unterscheiden sich kulturelle Bedeutungen und Handlungen hinsichtlich von Wert und Würde, also ihrer kulturellen Legitimität, die von der Meinung der Einzelnen unabhängig ist. Legitime Künste (z.B. Musik, Malerei, Skulptur, Literatur und Theater) zeichnen sich dadurch aus, dass es „legitime“ Instanzen der Legitimation gibt, z.B. Universitäten und Akademien. Außerdem sind sie entlang einer Systematik strukturiert, die in der Schule vermittelt wird. Fotografie hat in geringerem Ausmaß Legitimationsinstanzen, weil deren Legitimationsinstanzen miteinander konkurrieren, also unterschiedliche Legitimierungsanspruch haben (z.B. in Form von Kritikern und Klubs). Elemente der legitimen Sphäre werden von Konsumenten, da es hier vermeintlich objektive Normen gäbe, in „[...] ehrerbietiger Weise, mit zeremoniellen und ritualisierten Verhaltensmustern [...]“ bewertet, während auf Elemente der nicht-legitimierten Sphäre, z.B. der Fotografie, die Konsumenten antworten „[...] mit einer reinen und unbefangenen Genußhaltung [...]“ (Bourdieu 2006c: 106). „Eine illegitime Kunst“ war im französischen Original 1965 erschienen. Die Frage, ob auch in heutigen Gesellschaften durch die Schule den Akteuren eine Systematik der Legitimität vermittelt wird, kann in der vorliegenden Arbeit nicht weiter verfolgt werden.

(Bourdieu 2006b: 17). An dieser Stelle rekurriert Bourdieu auf den Klassenhabitus als „[...] System organischer oder psychischer Dispositionen, unbewußter Schemata des Denkens, der Wahrnehmung und des Handelns [...]“ (Bourdieu 2006b: 16). Der Klassenhabitus sorgt dafür, dass die vermeintlich freie Improvisation in der Fotografie mit objektiven Regelmäßigkeiten (meiner Interpretation nach: in diesem Kontext „Klassenstrukturen“) systematisch zusammenhängt. Die fotografische Ästhetik, die auch die Auswahl des Motivs und die Unterscheidung von Fotografie-Würdigem und Fotografie-Unwürdigem leitet, bildet einen Aspekt des Systems impliziter Werte. Fotografien zeigen daher nicht nur ein Motiv, sondern beinhalten auch einen von den Fotografen nicht-intendierten Bedeutungsüberschuss. Dieser Bedeutungsüberschuss erlaube es, zusammen mit der leichten Zugänglichkeit der Fotografie auch für Amateure, jene Ästhetik und Ethiken herauszuarbeiten, die für unterschiedliche Gruppen oder Klassen kennzeichnend sind.

Analysen von Fotografien sind bei Bourdieu folglich auch Habitusanalysen, weil der Habitus die Aufnahme der Fotografien leitet (vgl. Dirksmeier 2007: 79f). Die Fotografie wird als Zeichen gesehen für den praktischen, die Aufnahme leitenden Sinn. Die Aufgabe wissenschaftlicher BeobachterInnen (im Rahmen dieses Vorgehens) bestehe darin, die Zuordnungsregeln zu formulieren, nach denen Akteure verschiedener gesellschaftlicher Positionen die Auswahlentscheidungen über die Sujets treffen.

Zwar ist mit der Feststellung, dass sich in der Wahl der Motive und der Modalitäten einer Fotografie der Habitus niederschlägt, die Analyse von Fotografien zur Rekonstruktion des Habitus begründbar. Aber weder bei Bourdieu (2006b und 2006c) noch bei Dirksmeier (der Bourdieus Vorgehen kritisiert, weil dieser nicht ausreichend zwischen Interpretationsleistungen der Akteure und der wissenschaftlichen BeobachterInnen trenne) finden sich nachvollziehbare Hinweise über das Vorgehen von Bourdieus fotobezogenen Habitusanalysen. Die Beiträge des Sammelbands „Eine illegitime Kunst“ basieren zwar auf drei Einzeluntersuchungen im Jahr 1960 über ein Dorf im Béarn, über Arbeiter bei den Renaultwerken und über zwei Fotoklubs in der Region von Lille. Über den Hinweis hinaus, dass dort mit teilnehmender Beobachtung und unstrukturierten Interviews gearbeitet wurde und zusätzliche statistische Daten über die fotografische Praxis durch Rekurs auf externe Quellen einbezogen wurden, sind mir aber keine verfahrensbezogenen Hinweise bekannt (vgl. Bourdieu et al 2006: 291).

Dirksmeier greift die Habitusanalyse durch Fotografien auf, wendet sich aber gegen Bourdieus semiotisches Begriffsverständnis, bei welchem Interpretationsleistungen der

ProbandInnen und der WissenschaftlerInnen nicht ausreichend getrennt würden (vgl. Dirksmeier 2009: 174f). Dirksmeier selbst plädiert für einen anhand der Phänomenologie Edmund Husserls erweiterten Bildbegriffs, welcher in der „reflexiven Fotografie“ erlaube, Interpretationsleistungen der ProbandInnen selbst zu erfassen. Dirksmeier Ansatz besteht darin, ProbandInnen selbst Fotos machen zu lassen (deren Motivauswahl, so die Überlegung, auch von den Dispositionen ihres Habitus abhängt) und diesen ProbandInnen ihre eigenen Fotos zur Interpretation vorzulegen. Ergebnis dieser Interpretation sind zunächst verschriftlichte Interviews. Meiner Einschätzung nach bietet Dirksmeier damit eine erkenntnistheoretische Begründung dafür, warum solcher Art entstandene Interviewtexte für Habitusanalysen aufschlussreich sein können. Dirksmeier verabsäumt es aber, weitere Angaben darüber zu geben, wie ForscherInnen wiederum mit den Interpretationsleistungen der Akteure umgehen sollen, d.h. wie diese Texte im weiteren Verlauf zu interpretieren sind.

2.4.2 „Quantitative“ Habitusforschung am Beispiel von „Die feinen Unterschiede“

Bourdieu beschreibt sein Vorgehen in „Die feinen Unterschiede“ im diesbezüglichen Anhang „Einige Überlegungen zur Methode“ (vgl. Bourdieu 1987: 784ff). Am Anfang der Untersuchung, die in das Werk „Die feinen Unterschiede“ mündete, standen Intensivinterviews und ethnographische Beobachtungen, die als Vorerhebung für die 1963 durchgeführte erste Stichprobe von 692 Männern und Frauen aus Paris, Lille und einer an jener Stelle nicht näher spezifizierten Kleinstadt dienten. Eine zweite Stichprobe in 1967/68 erhöhte die Befragtenzahl auf 1217. Bourdieu und MitarbeiterInnen analysierten Praktiken und Präferenzen entlang der Unterteilung nach Fraktionen: Ober-, Mittel- und Unterklasse (vom Vorhandensein einer solchen Unterteilung war Bourdieu a priori in Form einer Arbeitshypothese ausgegangen, worauf er gleich zu Beginn des diesbezüglichen Kapitels verweist). Berufsgruppen, die zahlenmäßig nur gering besetzt waren, aber deren „Angehörige“ zunehmend strategischere Positionen besetzen würden, wurden ebenfalls in „statistisch zureichender Größe“ einbezogen. Die Arbeiterklasse (gelernte und ungelernte Arbeiter) wurde nur unterrepräsentiert einbezogen und in der Analyse berücksichtigt. Landwirte und Landarbeiter wurden von der Analyse gänzlich ausgeschlossen, da sich in Vorerhebungen gezeigt hatte, dass diese mit Hilfe von Fragebögen nicht über Fragen der „legitimen“ oder auch nur „mittleren“ Kultur befragt werden konnten, sondern dies der „Aufnötigung“ einer Problematik gleichgekommen wäre. Legitime Kultur existierte, so Bourdieu, außerhalb der Befragung für diese befragten Gruppen nämlich nicht, sodass sich als Ergebnis einer solchen Untersuchung (meiner Interpretation nach als artifizielles Produkt) nur

die „[...] nahezu uneingeschränkte Anerkennung der herrschenden Kultur [...]“ gezeigt hätte (Bourdieu 1987: 768f). Bemerkenswert ist hierbei auch, dass für die Verteilung von Geschlecht, Alter und Schulabschluss innerhalb der Berufsgruppen die durch die Volkszählung 1968 ermittelten Verteilungen der Orientierungspunkt war, sodass hier offenbar eine Art Quoten-Design vorlag. Es bleibt festzuhalten, dass Bourdieus Stichprobe für die standardisierte Befragung 1217 Personen umfasste, nach Berufsgruppen gebildet worden war, aber nicht im engeren Sinne „repräsentativ“ für Frankreichs Bevölkerung war (Bremer et al 2009: 296). Der Fragebogen für die standardisierte Befragung findet sich im Anhang von „Die feinen Unterschiede“. Er enthält Fragen, die auf den Umfang verschiedener Kapitalsorten abzielen, zur sozialen Laufbahn, zum Kulturgeschmack und zur kulturellen Praxis (Vertrautheit mit „legitimer Kultur“ und Einstellung zur „mittleren Kultur“), ethische Dispositionen und ästhetische Einstellungen (durch Klassifizierungen von Fotomotiven).

Aufschlussreich sind Bourdieus Reflexionen über die Möglichkeiten und Einschränkungen von quantitativen Fragebögen hinsichtlich der Erfassung von Geschmack und Habitus (vgl. Bourdieu 1987: 787-791). Fragebögen können demnach nur als Notbehelfe für die Erfassung von Geschmackssystemen dienen, um „[...] über eine hinreichend große Population vergleichbare Informationen zur statistischen Aufbereitung zu erhalten“ (Bourdieu 1987: 787). Sie bieten aber keine Informationen über die Modalitäten von Praktiken, beispielsweise über die Art, sich mit etwas zu beschäftigen oder wie von etwas gesprochen wird (frustriert / gelassen / ernsthaft etc.). Diese Modalitäten können aber nach Bourdieu vor allem im Bereich alltäglichster Praktiken wie Fernsehen oder Kino den „ganzen Unterschied“ ausmachen. Zudem mussten zahlreiche Bereiche (wie z.B. Musik, Küche oder Kleidung) statt mit ganzen Fragebatterien nur mit wenigen oder einer einzigen Frage abgehandelt werden, sodass die Antworten eher als die für die Befragten am wenigsten ferne Antwortmöglichkeit betrachtet werden sollten. Die Antworten entsprächen daher nur verschwommen und abgeschwächt der tief verwurzelten Haltung, die die Praktiken generiert. Umso mehr fallen jedoch nach Bourdieu Klassen- oder fraktionsspezifische Unterschiede ins Gewicht: wenn trotz des nicht idealen Messinstruments markante und systematische Differenzen innerhalb von Geschmackssystemen aufgezeigt werden, so deute dies nur noch mehr auf die Stärke der gemessenen Dispositionen hin.

Bourdieu erweiterte seine durch Primärerhebungen gewonnenen Daten mit weiteren statistisch verfügbaren Angaben sowohl zu den direkt untersuchten Bereichen als auch den aus der Untersuchung ausgeschlossenen Gebieten (Theaterbesuche, Einstellungen zu

Erziehungsfragen und Sexualität etc.), um den unvollständigen Charakter der Daten wettzumachen (vgl. Bourdieu 1987: 791ff). Dabei ließen sich allerdings die Grenzen der Sekundäranalyse nicht ganz umgehen. Bourdieu verweist auf die Ungenauigkeit in den Fragen der von Bourdieu als Ergänzung hinzugezogenen Enqueten, was er beispielhaft an der von SOFRES durchgeführten Erhebung über Kaufabsichten 1966 und der Enquête des INSEE über Konsumverhalten diskutiert. Konsumhäufigkeit, Konsumanlass und die Qualität der Konsumgegenstände bleiben dabei nämlich oft unterbeleuchtet, z.B. wenn in der SOFRES-Umfrage Museums- und Ausstellungsbesuche, sowie Konzert, Oper und Ballettabende in einer Frage zusammengefasst werden (wobei Bourdieu zufolge zwischen „asketischen“ Museumsbesuchen und „mondänen“ Ausstellungen, oder zwischen Konzerten und Oper sogar eine Art Gegensatzbeziehung besteht). Durch diese Reduktion der „Qualität“ von Praktiken auf ihre Quantität („wie oft“ statt „was genau“) würden Bourdieu zufolge die Unterschiede zwischen Klassen systematisch verkleinert werden. Die Frage, ob philosophische Werke gelesen würden, ist beispielsweise nach Bourdieu nichtssagend, solange nicht nach den exakten Autoren gefragt wird – denn, wie Bourdieu vermutet, dürfte jede Fraktion ihre eigenen philosophischen Autoren bevorzugen und womöglich auch andere Vorstellungen von „Philosophie“ haben. Das alles sind Unterschiede und Feinheiten, die bei einer oberflächlichen Abfrage der Autoren nicht deutlich werden. Zudem fehlen in der SOFRES-Enquête teilweise Informationen zu Volumen und Struktur von ökonomischem und (vergegenständlichtem, inkorporiertem und institutionalisiertem) kulturellem Kapital und der sozialen Laufbahn – Information die nach Bourdieu zur „[...] systematischen Erklärung der Konsum- und Verhaltensweisen [...]“ (Bourdieu 1987: 793) notwendig wären.

Diesen Begrenzungen der erhobenen Daten und der durch die Sekundärdaten gewonnen Informationen versuchten Bourdieu und seine MitarbeiterInnen durch „anlassweise“ durchgeführte Beobachtungen und Befragungen im Feld zu begegnen - wovon die Gesprächsausschnitte im Abschnitt „Klassengeschmack und Lebensstil“ der Feinen Unterschiede zeugen, und die Lebenswelt von Befragten illustrieren, z.B. eines Großbürgers, „einzig in seiner Art“ (vgl. Bourdieu 1987: 794).

Ausgewertet wurden die von Bourdieu erhobenen (quantitativen) Daten mit dem Verfahren der Korrespondenzanalyse, um den Zusammenhang von Position und Disposition, und die Kohärenz von Deutungs- und Handlungsmustern zu zeigen (vgl. Bremer et al 2009: 296). Dazu wurden zuerst die Angehörigen jeder Klasse für sich untersucht und unter Betrachtung der Fragen zum Kulturgeschmack in Fraktionen eingeteilt. Die sozialen Klassen wurden

zusammengestellt unter Einbeziehung der Angaben über Beruf und Ausbildungsniveau entsprechend den sozioprofessionellen Kategorien des INSEE, ergänzt mit den verfügbaren Angaben für den Umfang der Kapitalsorten, des Geschlechts, des Alters und des Wohnortes.³⁴ Nach Bremer et al wurden für die Endanalyse, auf die sich die Klassendarstellung in „Die feinen Unterschiede“ beschränkt, nur die relevantesten, aussagekräftigsten Indikatoren verwendet: Eigenschaften der präferierten Wohnungseinrichtung, Möbelkauf, geschätzte Eigenschaften von Freunden, Gerichten, beliebteste Maler, beliebteste Werke klassischer Musik, Kenntnis von Komponisten, und die Häufigkeit von Museumsbesuchen, sowie demographische Daten wie das Alter, der Beruf des Vaters, der Schul- oder Hochschulabschluss und das Einkommen (vgl. Bremer et al 2009: 296). Diesen Ausführungen zufolge stand aber bereits zu Beginn der Untersuchung fest, die kulturellen Gewohnheiten anhand eines Klassenmodells zu untersuchen. Akteure wurden vorab in Klassen eingeteilt, und erst danach wurden innerhalb der Klassen Fraktionen gebildet.

Auf die mathematischen Modalitäten der Korrespondenzanalyse kann hier nicht weiter eingegangen werden (vgl. dazu Blasius 2001, in welchem sich auch ein kurzer separater Abschnitt zur Korrespondenzanalyse in Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ befindet). Zentral bei Bourdieu ist allerdings, dass er soziale Felder und Habitus, die wie oben gezeigt ja aufeinander verweisen, empirisch konstruiert auf Basis einer Erhebung und Analyse von empirischen Daten, und nicht apriorisch (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 202f).³⁵ Blasius und Schmitz bezeichnen dies als Kennzeichen von Bourdieus relationaler Methodologie, dass Objekte, Merkmale und Kategorien (wie eben auch Habitus) nicht a priori angenommen werden, sondern erst konstruiert werden. Damit sollen sowohl vorschnellen Induktionsschlüssen des Forschers als auch der phänomenologischen Sicht der Akteure aus sozialen Feldern vorgebeugt werden. Bourdieu zieht Verfahren der geometrischen Datenanalyse (wie eben die Korrespondenzanalyse) den Verfahren der traditionellen multivariaten Modellen vor, weil letztere nicht die Relationalität des Sozialen einfangen könnten (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 204f): letztere Verfahren arbeiten meist nur mit einer abhängigen Variablen, die oft mit als „unabhängige“ Variablen spezifizierten Merkmalen verknüpft sind. Statt Relationen aufzuzeigen, wird a priori eine lineare Beziehung angenommen. Zudem würde nicht, wie es Bourdieu fordert, das ganze System der

³⁴ Vgl. dazu auch die entsprechenden Passagen in „Die feinen Unterschiede“ Bourdieu 1987: 182-187.

³⁵ Blasius/ Schmitz 2013 bieten auch einen guten Überblick über die Beschränkungen die der frühe Bourdieu hinsichtlich mathematischer Auswertungen unterworfen war.

Beziehungen aufgezeigt, sondern die lineare Beziehung von isolierten unabhängigen Variablen auf abhängige Variablen. Die seit Mitte der 70er Jahren von Bourdieu verwendeten multivariaten Verfahren der „geometrischen Datenanalyse“ extrahieren latente Beziehungen aus kategorialen Daten³⁶ und konstruieren Relationssysteme. Die (multiple) Korrespondenzanalyse erlaubt es, graphisch anschaulich zu machen, „[...] welche Merkmale zu welchen anderen in räumlicher Nähe liegen und welche Merkmalsausprägungen relativ weit voneinander entfernt sind“ (Blasius/ Schmitz 2013: 205). Strukturen in den Daten können so identifiziert und beschrieben werden, weil sie abgebildet werden können, anstatt in ein statistisches Modell mit vorgegebener formaler Struktur eingefügt zu werden. Zwar ähnelt die multiple Korrespondenzanalyse der Faktoren- bzw. Hauptkomponentenanalyse, denn es können Faktorwerte der Objekte und der Variablenausprägungen auf einzelne Dimensionen berechnet werden, sowie Eigenwerte, erklärte Varianzen der Eigenwerte, Faktorladungen und Kommunalitäten (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 205). Die Interpretation erfolgt aber auf Basis der graphischen Darstellung, wobei die Dimension (bzw. Faktor), die die meiste Varianz erklärt, als horizontale Achse, die Dimension mit der zweithöchsten Varianzerklärung als vertikale Achse dargestellt wird (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 206ff). Die passende Bezeichnung der Dimensionen ergibt sich aus der Interpretation ihrer Faktorladungen, also auf Basis der Merkmalsausprägungen, die hoch mit der Dimensionsachse korrelieren.

Wie interpretiert man die graphischen Ergebnisse einer Korrespondenzanalyse? Nach Blasius/ Schmitz 2013 sind die (latenten) Achsen einer solchen Abbildung als Oppositions- und Äquivalenz-Achsen eines sozialen Raumes interpretierbar. Im Zentrum einer solchen Grafik (im Achsenkreuz) liegt der „Durchschnitt“ aller Befragten. Blasius/ Schmitz bringen die grundsätzliche Interpretation sehr konzise auf den Punkt: „Je näher ein Merkmal (eine Person) am Achsenkreuz lokalisiert ist, desto eher wurde es von allen Befragten gleichmäßig anstelle einer spezifischen Gruppe von Befragten gewählt (desto eher entspricht die Person dem Durchschnitt aller Befragten). Merkmale (Variablenausprägungen) die einander ähnlich sind, d.h. die von den gleichen Personen genannt wurden, liegen nah beinander. Merkmale, die einander unähnlich sind, also jene, die von unterschiedlichen Personen genannt wurden, liegen weit voneinander entfernt. Des Weiteren liegen Personen, die einander ähnlich sind, die also relativ oft die gleichen Variablenausprägungen gewählt haben, in der grafischen

³⁶ Kategoriale Daten seien deshalb als Eingabedaten möglich, weil anders als bei der verwandten Hauptkomponentenanalyse die kanonische Zerlegung auf Basis der Matrix der standardisierten Residuen durchgeführt wird (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 206).

Darstellung nahe beieinander, während Personen, die einander unähnlich sind, die also relativ oft unterschiedliche Variablenausprägungen gewählt haben, weit voneinander entfernt liegen“ (Blasius/ Schmitz 2013: 207). Akteure mit gemeinsamen Merkmalskombinationen können demnach als Klassen mit gemeinsamen Merkmalskombinationen identifiziert werden. Neben Merkmalen, die die Ausrichtung der Achsen beeinflussen, lassen sich in den durch die Korrespondenzanalyse aufgespannten Raum auch sogenannte „passive Merkmale“ abbilden. Diese Merkmale werden nachträglich in das graphische Ergebnis der Korrespondenzanalyse projiziert, beeinflussen nicht die geometrische Ausrichtung des Ergebnisses und sind, in Bourdieus Diktion, illustrierende Merkmale. Bourdieu verwendet hierzu beispielsweise soziodemographische Variablen wie Alter, Beruf des Vaters, Bildungsabschlüsse und Einkommen. Damit können beispielsweise die materiellen Bedingungen eines Habitus weiter betrachtet werden.

Wenngleich die Korrespondenzanalyse Nähe und Distanzen von Akteuren und Dispositionen in einem sozialen Raum, oder auch in sozialen Teilfeldern, darstellen kann, so schlagen Blasius und Schmitz vor, diese Verfahren mit qualitativen Verfahren zu verknüpfen, z.B. mit hermeneutischen Verfahren (vgl. Blasius/ Schmitz 2013: 217). Wie vorhin dargestellt, waren auch Bourdieus quantitative Auswertungen begleitet von Beobachtungen und qualitativen Interviews, denn „[...] [g]leichwohl ist es nicht ausreichend, beliebige Daten geometrisch auszuwerten um eine Feldanalyse ‚à la Bourdieu‘ vorzunehmen“ (Blasius/ Schmitz 2013: 217). Eine feldanalytische Perspektive und eine konzeptionelle Konstruktionsleistung würden dazu bereits bei der Erhebung der Daten vorausgesetzt.

Mit Hilfe der Korrespondenzanalyse kann Bourdieu aufzeigen, dass der soziale Raum als Raum der Positionen eine Homologiebeziehung zum Raum der Lebensstile unterhält, weil bestimmte soziale Praktiken, Einstellungen und Geschmacksausprägungen mit bestimmten Kapitalvolumina und Kapitalzusammensetzungen zu korrespondieren scheinen. Habitus ist ein Konzept, um diesen Zusammenhang verständlich zu machen.

Dirksmeier verweist allerdings auf den Umstand, dass in Bourdieus Ansatz in „Die feinen Unterschiede“ weniger Habitus-entdeckend gearbeitet worden wäre, als dass eher mit fertigen Hypothesen zu den verschiedenen Habistypen der unterschiedlichen Klassen an das Material herangegangen worden sei (vgl. Dirksmeier 2007: 81). Statt die habitusspezifische Verbindung von Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata mit spezifischen sozialen Lagen zu entschlüsseln, erfasste Bourdieu objektive Strukturen und klassenimmanente statistische Verteilung von Indikatoren und Items. Erst rückwirkend würden diese

Datenmatrizen interpretiert werden als synthetische Leistung eines Klassenhabitus. Dieses Vorgehen sei nur möglich auf Basis von theoriegeleiteten und feststehenden Hypothesen, worauf Bourdieu selbst verwiesen hätte mit seiner Feststellung, dass der Ausgangspunkt auch der Endpunkt der Untersuchung sei.

Zugunsten einer Klassenanalyse der französischen Gesellschaft in Form einer Klassenhabitusanalyse verliere Bourdieu daher die Entstehung von Praxis aus dem Blick, welche auch Bourdieu selbst zufolge gar nicht mit geschlossenen Fragebögen untersucht werden könne (vgl. Dirksmeier 2007: 82). Er subsumiere letztendlich einzelne Fälle unter neue Subgruppen, ohne individuelle Habitusmerkmale der einzelnen Akteure näher zu betrachten.

Bourdieu scheint in diesem Rahmen also eher Habitusmuster zu konstruieren, als sie zu rekonstruieren (vgl. Meuser 2013: 228f; Matthiesen 1989: 251f). Bourdieu konstruiert Habitustypen auf Basis von statistischen Daten, z.B. in „Die feinen Unterschiede“ verschiedene Formen von Klassenhabitus. Eine Habituskonstruktion liegt auch dann vor, wenn diese statistischen Daten mit qualitativen Daten trianguliert werden, beispielsweise mit Beobachtungsdaten und qualitativen Interviews (m.E.n. weil das Primat immer noch auf den statistischen Daten liegt, und die qualitativen Anteile der Daten eher zur Illustration dienen und dazu, „Sinn“ aus den Daten zu gewinnen). Kulturtheoretisch sensibilisierte Habitusrekonstruktionen dagegen bestünden nach Matthiesen in der interpretativen Analyse der Verknüpfung von sozialer Lage und den damit zusammenhängenden Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsschemata. Hierbei werden die Klassifikationen und Schematisierungen der Wahrnehmung, des Denkens und des Handelns der Akteure in ihrer spezifischen Verknüpfungslogik betrachtet. Bourdieus Vorgehen in „Die feinen Unterschiede“ sei dagegen eine imaginative Analyse quantifizierter Datenmassen (vgl. Matthiesen 1989: 242).

2.4.3 „Qualitativ-interpretative“ Habitusanalyse in „Das Elend der Welt“

Als dritte Hauptlinie Bourdieu'scher Habitusanalyse skizziert Dirksmeier das qualitativ-offene Vorgehen Bourdieus im Interview-Sammelband „Das Elend der Welt“ (im französischen Original zuerst erschienen 1993).³⁷

³⁷ Für eine Kritik von „Das Elend der Welt“ aus kulturwissenschaftlicher Sicht vgl. Couldry 2005. Er kritisiert u.a., dass zwar die „kleinen Nöte“ der Befragten untersucht würden, aber nicht auch die Kehrseite der „kleinen Freuden“ in der sozialen Interaktion, in Freizeitaktivitäten oder im Medienkonsum (vgl. Couldry 2005: 364).

„Das Elend der Welt“ (Bourdieu et al 1997) ist ein Sammelband verschiedenster Interviews, die mit BewohnerInnen von Vororten von Paris geführt wurden, und in denen sie über ihre alltäglichen Probleme, das alltägliche „Elend“, berichten. Das Grundcredo des Werkes bringt Bourdieu mit folgendem Ausspruch Spinozas auf den Punkt: „>>Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen<<“ (Bourdieu 1997c: 13). Wie dieses Verstehen von Menschen und ihrer Probleme im Rahmen von Interviews und deren Darstellung für den Leser zu erreichen ist, reflektiert Bourdieu vor allem im gleichnamigen Abschnitt „Verstehen“ (Bourdieu 1997d: 779ff). Bourdieu entwirft darin keine (in Bourdieus Diktion) den Schein wissenschaftlicher Strenge beschwörende Methodologie, sondern möchte lediglich Prinzipien und Intentionen der Forschungsarbeit explizieren, die dazu dienen, Verzerrungen in der Gesprächssituation zu erkennen und möglichst zu beheben. Dazu müsse versucht werden, Effekte der symbolischen Gewalt möglichst auszuschließen, die sich aus asymmetrischem Kapitalienbesitz zwischen der interviewten Person und der interviewenden Person ergeben (vgl. Bourdieu 1997d: 781ff). Eine hierzu oft genutzte Möglichkeit bestand im Fall von „Das Elend der Welt“ darin, für die Interviews nicht nur die interviewten Personen, sondern auch die InterviewerInnen speziell zu rekrutieren, so dass sich diese gesellschaftlich nahe stehen, beispielsweise indem die InterviewerInnen von den Interviewten selbst ausgesucht wurden und (teilweise) vom ForscherInnenteam in Befragungstechniken ausgebildet wurden. Die Fragen (und die Antworten) in den jeweiligen Interviews würden dann ähnlichen Dispositionen entspringen. Dies stellte sicher, dass erstens beide InterviewpartnerInnen ein ähnliches Vorverständnis besäßen, und dass zweitens die interviewte Person sicher sein könne, dass ihre subjektiven Beweggründe „[...] nicht auf objektive Ursachen und seine als freie Wahl erlebten Entscheidungen nicht auf die Folge objektiver, in der Analyse offengelegter Determinismen reduziert werden“ (Bourdieu 1997d: 783). Damit würden diese zwei Bedingungen gewaltfreier Kommunikation erfüllt werden. Gleichzeitig muss das Interview so gelenkt werden, dass die Elemente für die Erklärung des Diskurses geliefert werden.³⁸ Beteiligte SoziologInnen als InterviewerInnen können selbst ebenfalls diese Form von Vertrauensbeziehung erreichen, indem sie verschiedenen

Zudem wäre die fehlende Einbeziehung moderner Medien als Möglichkeit der Vernetzung lokaler Erfahrungen ein systematisch blinder Fleck, der womöglich auch das dargestellte Bild des Elends bestimmt (vgl. Couldry 2005: 366).

³⁸ Fälle in denen dies nicht gelang und in denen die Interviews nur „soziolinguistische Daten“ lieferten wurden aus dem Band ausgeschlossen.

„sekundären Solidaritätsbindungen“ entsprechen, wie Familienbeziehungen oder Jugendfreundschaften.

In den Interviews von „Das Elend der Welt“ bestand, trotz der Offenheit der Interviews, für die InterviewerInnen nicht die Auflage, sich möglichst im Interviewprozess zurückzuhalten (vgl. Bourdieu 1997d: 792). Im Gegenteil war es auch ihre Aufgabe, den InterviewpartnerInnen Hilfestellungen und Formulierungen anzubieten, die die Interviewten nutzen konnten, um sich selbst „klarer“ über sich zu werden oder sich selbst besser erklären zu können (was, wie Bourdieu vermutet, sowohl strenge MethodologInnen als auch eingefleischte HermeneutikerInnen schockieren dürfte). Bourdieu bezeichnet dieses Vorgehen als zugleich provozierte und unterstützte Selbstanalyse der befragten Personen. InterviewerInnen durften im Gegenteil auch Anteilnahme bei Problemen zeigen, um sich einzubringen, und das Gespräch im Sinne einer Mäeutik³⁹ zu führen, und nicht die Illusion einer „Neutralität“ zu generieren (vgl. Bourdieu 1997d: 794f). Enthält sich der/die InterviewerIn jeglicher Intervention, so lässt man „[...] den Vorabkonstruktionen und dem automatischen Effekt der gesellschaftlichen Mechanismen, die bis in die elementarsten wissenschaftlichen Operationen hinein am Werk sind [...] freien Lauf“ (Bourdieu 1997d: 795). Es ist folglich auch die Rolle der InterviewerInnen, die stillschweigenden Vorannahmen des gesunden Menschenverstandes zu explizieren, um Effekte der Repräsentationen der gesellschaftlichen Wirklichkeit (z.B. produziert durch die Medien) entgegenzuwirken. SoziologInnen sollen somit Akteure unterstützen, Vergrabenes ans Licht zu bringen und sich von (eingepfiften) Vorabkonstruktionen zu befreien. Dazu müssen SoziologInnen über Vorwissen der Lebensumstände der Befragten verfügen, weil die Befragten Produkte dieser Umstände sind, sowie über gesellschaftliche Effekte wie die Befragungsbeziehung. Auch die Dispositionen der SoziologInnen fließen daher in den Forschungsprozess ein.

In der Analyse der Interviews komme es darauf an, aus den Worten des Transkripts die Struktur der objektiven (gegenwärtigen und vergangenen) Beziehungen herauszuarbeiten, z.B. aus Ausführungen zum Werdegang von GymnasiastInnen und den von ihnen besuchten Bildungseinrichtungen die Strukturen und Geschichte des Bildungssystems herauszulesen (vgl. Bourdieu 1997d: 793). Ziel der Analyse ist folglich das Herausarbeiten der unsichtbaren Strukturen (z.B. des sozialen Raumes oder des schulischen Raumes), die die Diskurse prägen.

³⁹ Hebammenkunst. Bourdieu verweist hier offenbar auf das sokratische Verfahren des Dialoges, bei dem der Dialogpartner dazu gebracht wird, selbst Gedanken zu entwickeln, die er ohne Hilfestellung nicht entwickelt hätte.

Dies unterscheidet sich völlig vom konversationsanalytischen Ansatz der Ethnomethodologie, die in der Untersuchung von Eröffnungs- und Abschlussstrategien von Gesprächen von gesellschaftlichen und kulturellen Eigenschaften der GesprächsteilnehmerInnen abstrahierten.

Auch die Transkription und die Veröffentlichung von gesprochenen Diskursen bergen Risiken, denen SoziologInnen Rechnung tragen müssten. Hinsichtlich der Verschriftlichung und Transkription dürfe nicht naiv von einem von selbst sprechenden Diskurs ausgegangen werden (vgl. Bourdieu 1997d: 797ff). Nicht nur, dass jede Transkription auch eine Interpretation sei, die LeserInnen müssten durch die „Pragmatik der Niederschrift“ (d.h. durch Einfügen von Titeln, Untertiteln und dergleichen) auf soziologisch wichtige Aspekte aufmerksam gemacht werden, die ansonsten leicht übersehen würden. Da sich „Das Elend der Welt“ nicht nur an ein wissenschaftlich vorgebildetes Fachpublikum richtet, war es auch nicht möglich, eine phonetische „Eins-zu-Eins“-Transkription anzufertigen. Floskeln wie „Äh“ und „Hms“ verliehen einem Diskurs zwar seine besondere Färbung und erfüllen auch eine wichtige Funktion, würden aber für LeserInnen die nicht den Originaldiskurs gehört hätten das Transkript unleserlich machen. Vor den jeweiligen Interviews, die in „Das Elend der Welt“ wieder gegeben wurden, fügten Bourdieu et al jeweils solcherart erklärende Vorworte bei (vgl. Bourdieu 1997d: 800). Einerseits um, wie schon angesprochen, den Leser auch wichtige Aspekte aufmerksam zu machen, andererseits auch um nicht eine völlig beliebige Interpretation zuzulassen, da jede/r LeserIn über eigene Interpretationsschemata verfüge, verschriftlichte gesprochene Sprache aber auf Grund ihres Entstehungskontextes (anders als geschriebene Texte) sich nicht vorab gegen unerwünschte Lektüren wappnen könne. Vorworte dienen dazu, die Verhältnisse zu reproduzieren, deren Produkt der Text ist. Ansonsten könnte der „politische Akt“ verloren gehen, der darin liegt, zu veröffentlichen was normalerweise der Öffentlichkeit vorenthalten bliebe. Die Vorworte und Einteilungen des Textes mit Titel und Untertitel sollen an die sozialen Bedingungen und Konditionierungen erinnern, die den Sprechenden hervorgebracht haben, also seine Laufbahn, seines Ausbildung, Berufserfahrungen, und dergleichen, die in der transkribierten Rede verborgen und offengelegt werden (vgl. Bourdieu 1997c: 14). LeserInnen sollen die „Instrumente“ erhalten, die sie brauchen, um sich (gedanklich) an den Ort im gesellschaftlichen Raum zu situieren, „[...] von dem aus all die Blicke des Befragten auf diesen Raum geworfen wurden, an jenem Ort also, an dem dessen Sicht der Welt evident und notwendig, also *taken for granted* wird“ (Bourdieu 1997d: 801). SoziologInnen haben „[...] alle nötigen Elemente für die objektive Wahrnehmung der Person des Befragten zu liefern [...] um zu vermeiden, daß eine objektivierende Distanz zum Befragten aufgebaut wird, die ihn auf die Anklagebank setzen

oder gar an den Pranger stellen würde“ (Bourdieu 1997d: 802). Dabei dürfen sie auch nicht so weit gehen, die Weltsicht der Akteure zu ihrer eigenen zu machen.

Dirksmeier interpretiert nun das Vorgehen von Bourdieu et al (1997) als eine mögliche Form der Habitusanalyse: „Verstehen ist die retrospektive, anhand der Interviewtranskripte vollzogene Konstruktion der Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata der ProbandInnen“ (Dirksmeier 2007: 84). Zwar findet sich meines Erachtens bei Bourdieu et al 1997 diese Schemata-Perspektive nicht expliziert, und auch der Habitusbegriff findet darin keine systematische Entfaltung, doch halte ich Dirksmeiers Ansicht für eine durchaus begründbare Interpretation. Bourdieu entfalte allerdings keine fixierten Regeln, sondern übertrage „lediglich“ seine allgemeinen Überlegungen zur symbolischen Gewalt auf die Interviewsituation. Auch fehlten bei Bourdieu et al nach Dirksmeier Ausführungen dazu, wie die ProbandInnen ausgewählt wurden (systematisch oder zufällig). Dirksmeier kritisiert Bourdieu zudem dafür, auf Grund fehlender Auswahlssystematik jegliche Äußerungen von ProbandInnen in wissenschaftliche Erkenntnis überführen zu können, diesen Übergang aber nicht weiter zu explizieren oder zu begründen.

2.5 Potential des Habituskonzepts zur Untersuchung symbolischer Herrschaft

Bourdieu ging es in seinen Arbeiten nicht um eine bloße Deskription der kulturellen Muster und Geschmäcker der von ihm untersuchten Gesellschaft(en), sondern ein zentrales Anliegen war die Untersuchung von sozialer Ungleichheit und Herrschaft, besonders in Form von „symbolischer Herrschaft“ (vgl. Krais/ Gebauer 2002: 10). Symbolische Herrschaft meint „[...] Formen und Modi der Herrschaft, die über Kultur, über die Sichtweisen der Welt, über die Selbstverständlichkeiten unseres Denkens und damit über jene gesellschaftlichen Institutionen vermittelt sind, die Kultur produzieren [...]“ (Krais/ Gebauer 2002: 10). In modernen Gesellschaften sind dies unter anderem das öffentliche Bildungswesen, Kirchen, Parlamente als gesetzgebende Instanzen, und besonders der immer größer werdende Bereich von Medien, Literatur und Kunst, Wissenschaft, Filmproduktionen und dergleichen. Deshalb hatte Bourdieu auch verschiedene sozial(-kulturelle) Felder analysiert (z.B. Bildungswesen, Museen, die akademische Welt, Justiz, Literatur).

Das Habituskonzept verknüpft Klassenlage und Lebensstil (vgl. Krais/ Gebauer 2002: 37). Im Habitus stecken Klassifikationen und Unterscheidungsprinzipien sowie Bewertungs- und Denkschemata, die sich in den Praxen der Lebensführung niederschlagen. Dinge und

Aktivitäten (des Lebensstils) werden umgewandelt in distinkte und distinktive Zeichen, in eine symbolische Ordnung.

Wenngleich Bourdieu beispielsweise für „Die feinen Unterschiede“ daher umfangreiche Studien zu den Lebensstilen verschiedener Bevölkerungsgruppen durchgeführt hatte, ging er über bloße Deskription hinaus. Er zeigte über den Habitus der Akteure den systematischen Zusammenhang von Geschmack und Position im sozialen Raum auf. Die Wirkungsweise des Habitus ist dabei ein zentrales Element, womit Angehörige der Oberklasse soziale Herrschaft ausüben können. Der Aspekt der sozialen Herrschaft besteht darin, dass die Klassifikationsschemata und Selbstverständlichkeiten (des Habitus) die soziale Ordnung legitimieren können. Der proletarische Geschmack, den Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ für die Arbeiterklasse des Frankreichs der 60er Jahre herausstellt, dient den Angehörigen der Ober- und Mittelklasse als Negativfolie (vgl. Krais/ Gebauer 2002: 39). Diese lehnen zahlreiche Praktiken des proletarischen Geschmacks ab: seien es nun verschiedene Formen der Freizeitbeschäftigungen, oder soziale Praktiken wie deren Tischmanieren oder andere Modalitäten des Essens. Bürgertum und Kleinbürgertum beziehen sich auf den proletarischen Geschmack, um sich selbst von denen abzugrenzen, die „[...] nicht zu leben verstehen [...]“ (Bourdieu 1987: 292), nämlich von der dahingehend abgestempelten Arbeiterklasse. Dies wirkt nach Bourdieu verstärkend auf den „Klassenrassismus“, weil es den Angehörigen von Bürgertum und Kleinbürgertum so erscheint, als ob die Angehörigen der Arbeiterklasse ohnehin das hätten, was sie auch „verdienen“.

Diese Klassifikationsschemata, die diese Form der Distinktion bewirken, wirken unbewusst im Habitus, als Sichtarten auf die soziale Welt. Diese Sichtarten tragen dazu bei, die objektiven Kräfteverhältnisse zu stabilisieren und zu reproduzieren (vgl. Bourdieu 1985: 18). Die Sichtarten selbst sind strukturiert nach Prinzipien, die wiederum in den objektiven Strukturen der sozialen Welt wurzeln, sodass die Kräfteverhältnisse im Bewusstsein der Akteure als Kategorien zur Wahrnehmung der Welt wirken. Aber: Die Objekte der sozialen Welt unterliegen auch einem gewissen Mindestmaß an Unschärfe (m.E.n. weil sie oft unbewusst oder auch nur halbbewusst sind, also nicht auskodifiziert, sondern einer Konstruktionsleistung unterliegen). Diese Unschärfe stellt gemeinsam mit den Wahrnehmungsschemata für Bourdieu auch eine Art archimedischen Punkt dar, um die soziale Welt aus den Angeln zu heben. Der politische Kampf ist für Bourdieu auch ein Kampf um den Erhalt oder die Veränderung von Wahrnehmungskategorien. Daher ist es für Bourdieu

auch genuin politisches Handeln, wenn etwas offiziell und sichtbar gemacht wird, was zuvor nur auf der Ebene individueller Erfahrung blieb. Bourdieus eigenes soziologisches Wirken scheint mir ebenfalls diesen Tatbestand zu erfüllen. Der Versuch, die Mechanismen der wechselseitigen Verflechtung und Reproduktion von objektiven Ungleichheiten und Ungleichheiten des Geschmacks und der Lebensstile aufzudecken, ist in dieser Hinsicht ebenfalls genuin politisches Handeln.

Lebensstile, so fassen Kraus und Gebauer dies zusammen, sind eben bei Bourdieu nicht nur Geschmackssache oder etwas rein Äußerliches, sondern in Lebensstilen „[...] manifestiert sich [...] jeweils eine ganz andere Beziehung zur Welt, [...] zu sich selbst und zum eigenen Körper“ (Kraus/ Gebauer 2002: 40).

Auch in einem seiner letzten Werke, den „Meditationen“ (Bourdieu 1997b), habe Bourdieu nach Couldry die Verteilung von symbolischem Kapital (z.B. in Form von „sozialer Bedeutung“) als eine der ungleichsten Verteilungen bezeichnet, und alleine die Sozialwissenschaften könnten die neuen Strategien der Herrschaft aufdecken und bekämpfen, die sie manchmal sogar selbst befördern (vgl. Couldry 2005: 359).

Die Analyse symbolischer Gewalt und symbolischer Ungleichheit beschäftigte Bourdieu somit bis zu seinem Ableben. Habitus ist ein zentrales Werkzeug, „[...] for analysing the dominance of dominant groups in society, and the domination of subordinate groups [...]“ (Reay 2004: 436). Auch wenn Bourdieu dieses Werkzeug besonders im Rahmen von Ungleichheiten im Kapitalvolumen eingesetzt hat, lasse es sich auch anwenden auf die Analyse anderer Benachteiligungen, z.B. ethnischer oder geschlechtlicher Natur: „Habitus can be used to focus on the ways in which the socially advantaged and disadvantaged play out attitudes of cultural superiority and inferiority ingrained in their habitus in daily interactions“ (Reay 2004: 436). Solche Dispositionen der Über- oder Unterlegenheit sind sowohl durch die soziale Klasse also auch durch Gender und Ethnie beeinflusst.

3 Kritik am Habituskonzept

Nach der Betrachtung der Grundlagen zum Habituskonzept folgt nun eine Darstellung verschiedener Kritikpunkte, die gegenüber Bourdieus Habituskonzept von verschiedenen Seiten vorgebracht worden waren. Da der Habitus einen zentralen Stellenwert in Bourdieus Sozialtheorie einnimmt, ist es mitunter schwierig, die Kritik anderer Autoren am Habitus von einer allgemeinen Kritik von Bourdieus Ansatz zu trennen, da viele von Bourdieus Konzepten

relational aufeinander verwiesen sind. Dennoch sollen allgemeine Kritikpunkte an Bourdieus Theorie hier nur soweit angesprochen werden, wie sie in explizitem Bezug zum Habituskonzept stehen. Eine universelle Kritik an Bourdieus umfangreichem Theoriegebäude wird hier folglich nicht angestrebt.

3.1 Kritik am Determinismus

Rehbein und Saalman bezeichnen den Determinismusvorwurf als die wichtigste Kritik am Habitusbegriff (vgl. Rehbein/ Saalman 2009: 115). Der Vorwurf lautet, dass Habitualisierung als bloße Inkorporierung von sozialen Strukturen gedeutet wird. Dies treffe laut Rehbein/ Saalman jedoch sachlich nicht ganz zu, da der Habitus nicht aus den sozialen Strukturen abgeleitet werden könne, oder in Bourdieus Worten, wäre es eine falsche Lesart, „[...] Homologien zwischen Systemen differenzieller Abstände auf direkte und mechanische Relationen zwischen Gruppen und Merkmalen zu reduzieren“ (Bourdieu 1987: 211).

Der Determinismusvorwurf zielt darauf ab, dass der Habitus sowohl strukturierend als auch reproduzierend wirkt (vgl. Noble/ Watkins 2003: 523). Aufgrund der von Bourdieu angenommenen „ontologischen Komplizenschaft“ zwischen der Position von Akteuren in einem Feld und den Dispositionen von Akteuren würden Handlungen zu Effekten von Strukturen. Wenngleich Bourdieu einräume, der Habitus erlaube regelhafte Improvisationen, liege das Hauptaugenmerk auf dem Funktionalismus von Habitus als strukturierte Struktur oder internalisierte Notwendigkeiten. Ein Grund hierfür liegt nach Noble und Watkins nicht zuletzt in Bourdieus Bestreben, den „rationalen Akteur“ (von Rational-Choice-Theorien) in der Analyse der Reproduktion von Machtverhältnissen zurückzudrängen. In diesem Kontext betrachten sie es auch als problematisch, dass bei Bourdieu in der Aneignung und Entwicklung des Habitus das Bewusstsein von Akteuren konzeptionell ausgeschaltet wird, weil der Erwerb des Habitus in Form einer praktischen, ohne bewusste Willensanstrengung ablaufenden Mimesis bzw. Nachahmung vor sich gehe (vgl. Noble/ Watkins 2003: 525). Auf diese Weise finde sich bei Bourdieu eine Art umgedrehter Cartesianismus, bei dem das Bewusstsein lediglich das bewusst machen könne, was durch den Habitus automatisch ausgeführt wird.

In eine ähnliche Richtung geht auch die Kritik von Jenkins (1992). Er kritisiert Bourdieus enge, die Reproduktion betonende Verwobenheit von Habitus und objektiven Strukturen: „Given the close, reproductive link between the subjectivities of the habitus and the objectivity of the social world it is difficult not to perceive them as bound together in a closed

feedback loop, each confirming the other. Bourdieu himself emphasizes the durability of the dispositions of the habitus” (Jenkins 1992: 82). Wenn der Habitus die Quelle von objektiven, weil vor-angepassten Praktiken ist, selbst aber als generatives Prinzip aus den objektiven Strukturen einer Lebenswelt abgeleitet ist, dann ist dieses Modell nach Jenkins „[...] either another version of determination in the last instance, or a sophisticated form of functionalism“ (Jenkins 1992: 82). Wie objektive Strukturen durch die Praxis konstituiert oder verändert werden, bleibt nach Jenkins bei Bourdieu offen (vgl. Jenkins 1992: 82f). Wenngleich Bourdieu diesem Vorwurf damit begegnen würde, dass Veränderungen in einem Feld dazu führen, dass der selbe Habitus andere Praktiken bezüglich dieses Feldes produziere, oder aber der Habitus bei veränderten Umständen sich (langsam) transformiere und Erwartungen und Ziele von Akteure mittransformiere, so löse dies nicht das Determinismusproblem. Dann müsste nämlich erklärt werden, was diese Veränderungen im Feld bzw. der „sozialen Umstände“ verursacht habe. Als Ursachen kämen aber nur Faktoren infrage, die nicht mit der betroffenen Gruppe von Akteuren zusammenhängen, also externe Ursachen. Akteure und Kollektive könnten weiterhin keinen substantiellen Wandel vorantreiben, so Jenkins, und der Determinismusvorwurf bleibe daher aufrecht.

Ob der Determinismusvorwurf auf den Habitus zutreffend ist, darüber gibt es keine einheitliche Meinung. Kontra Jenkins starkem Plädoyer dafür, finden sich sowohl bei Bourdieu als auch bei anderen InterpretInnen gegenteilige Sichtweisen.

Bourdieu selbst hatte die deterministische, einem geschlossenen Kreislauf ähnliche Reproduktion von sozialen Verhältnissen nur als einen „Sonderfall des Möglichen“ gesehen, der dann eintritt, wenn ein Habitus unter Bedingungen aktiv wird, die identisch mit denen seiner Erzeugung sind (vgl. Bourdieu 1993: 117). Bourdieu schien nicht die Absicht gehabt zu haben, das „[...] Modell der quasi-zirkulären Verhältnisse quasi-vollkommener Reproduktion für *allgemeingültig zu erklären* [...]“ (Bourdieu 1993: 117). Zudem spricht Bourdieu davon, der Habitus könne „[...] durch Bewusstwerdung und Sozioanalyse *unter Kontrolle gebracht* werden“ (Bourdieu 1989: 407), sodass offenbar eine bewusst angestrebte Reflexion sehr wohl den reflexiven Akteur wieder hereinholen kann. Gebesmair merkt allerdings an, dass Bourdieu diese Veränderungsfähigkeit offenbar nur der Oberschicht vorbehalten habe, da er die Fähigkeit der „Rollendistanz“ als eine Dimension der bürgerlichen Welterfahrung betrachtet habe (vgl. Gebesmair 2001: 135).

Sozialer Wandel wäre nach McNay schon immer in Bourdieus Konzeption angelegt gewesen, nämlich wenn Habitus und Feld nicht zu einander passen und dies damit zu einem kritischen

Bewusstsein und der Möglichkeit zu sozialem Wandel führt (vgl. McNay 2001: 146). Das Habituskonzept per se sei folglich keineswegs deterministisch, Bourdieu habe lediglich verabsäumt, ihn an manchen Stellen ausreichend mit seinem Konzept des Feldes zu verbinden. In seinen jüngeren Arbeiten würde Bourdieu auch die Möglichkeit einer Spannung von Habitus und Feld betonen, die zu sozialem Wandel führt. Beispielhaft finden sich solche Ausführungen in „Das Elend der Welt“, im Abschnitt über „Widersprüche des Erbes“ (vgl. Bourdieu 1997e: 655f). Dort verweist Bourdieu auf Söhne, die in ihrer Sozialisation von ihren (aus niedrigeren Schichten entstammenden) Vätern widersprüchliche Signalen erhielten, die sie sowohl anleiten, ihre Väter zu „übersteigen“ (in dem sie eine „höhere“ soziale Position erringen sollen) als auch zu sein wie sie: „Er [der Vater] sagt gleichzeitig: Sei wie ich, mache es wie ich, und: Sei anders, geh‘ fort. [...] Sei erfolgreich, verändere dich, werde ein Bürgerlicher, und: Bleibe einfach, nicht überheblich, dem Volk (mir) nahe. Er kann die Identifikation seines Sohnes mit seiner eigenen Position und seinen Dispositionen nicht wollen, und doch arbeitet er durch sein Verhalten und insbesondere seine Körpersprache, die auf wirkungsvolle Weise zur Gestaltung des Habitus beiträgt, pausenlos daran“ (Bourdieu 1997e: 655). Ergebnis dieser widersprüchlichen Erfahrungen ist ein zerrissener, in sich gespaltenen Habitus. Hier findet somit nicht einfach eine Reproduktion des Habitus statt: „There is little evidence of determinism here“ (Reay 2004: 437).

3.2 Fehlende Theorie der Habitualisierung und der lokalen Wirkungsweise des Habitus

Bourdieu's Habitus-theorie wird unter anderem auch deshalb kritisiert, weil er keine explizite Habitualisierungstheorie ausgearbeitet habe (vgl. Rehbein/ Saalman 2009: 116). Dieser Vorwurf findet sich beispielsweise bei Hans-Josef Wagner (2003). Er kritisiert, dass Bourdieu die Genese des Habitus nicht ausreichend erklärt, sondern eher postuliere, dass bestimmte Prinzipien interiorisiert würden, die im Ergebnis den Habitus als sozialisierte Subjektivität ausmachten (vgl. Wagner 2003: 222). Bourdieu würde somit eher etwas behaupten, statt etwas zu erklären.

Lenger et al unterscheiden zwei Ebenen der Kritik am Habitusbegriff: Kritik auf der konzeptionellen Ebene, und Kritik auf der methodologischen Ebene (vgl. Lenger et al 2013a: 30). Zur Kritik auf der konzeptionellen Ebene rechnen sie ebenfalls das Problem der Habitusgenese und Habitusvermittlung, welches Bourdieu in seinen Analysen nicht berücksichtigt habe. Das Verhältnis von Habitusgenese und Sozialisationstheorie bleibe ihnen zufolge ebenso unklar wie die konkrete Vermittlung des Habitus in der Praxis. Zudem würde

die Frage der Habitusvermittlung ebenfalls vom Determinismusvorwurf berührt: Wenn in der Habitusgenese lediglich die Primärsozialisation berücksichtigt würde, wäre das Habituskonzept wesentlich deterministischer als unter Mitberücksichtigung der Sekundär- oder Tertiärsozialisation.⁴⁰ Nach Gebesmair steht Bourdieu mit seiner Akzentuierung der in früher Kindheit ausgebildeten Dispositionen sogar im „[...] krassen Gegensatz zu allen neueren Sozialisationstheorien, die der Dialektik von Assimilation der wahrgenommenen Umwelt an die inneren Strukturen und Akkommodation dieser Strukturen an die Umweltereignisse und somit ihrer Veränderbarkeit besondere Achtung schenken“ (Gebesmair 2001: 134). Trotz der Bedeutung, die Bourdieu der Familie als Sozialisationsinstanz zuweise, fährt Gebesmair fort, würde Bourdieu dieser Sozialisation empirisch nicht viel Beachtung schenken, und Sozialisationsalternativen wie Bildungseinrichtungen, Peer-Groups, Medien und andere (z.B. berufliche) Erfahrungsräume ausblenden.

An die Kritik einer Unterbeleuchtung von Familie und Schule knüpft auch Cicourel an (vgl. Cicourel 1993: 107f). Er hebt hervor, dass Bourdieu aufgezeigt habe, dass Macht und Herrschaft in Bereichen wie der Familie und der Schule reproduziert werden, und zwar auf eine Weise, dass das zukünftige Verhalten beeinflusst wird und bestimmte Gruppen ihre Herrschaftspositionen aufrechterhalten können. Jedoch habe Bourdieu es verabsäumt, die lokalen (d.h. m.E.n. faktisch auf der mikrosozialen Ebene angesiedelten und konkreten) Arten und Weisen zu untersuchen, mit denen der Habitus herrschende Auffassungen, Werte und Normen reproduziert durch die Ausübung symbolischer Macht und die Weitergabe von kulturellem Kapital.

Bei Lahire findet sich ebenfalls die Kritik an Bourdieu, die Inkorporierung objektiver Strukturen nicht ausreichend ausgeführt zu haben (vgl. Lahire 2011: 175). Er führt an, dass solange es Soziologen nicht gelingt, genau festzustellen, wie Dispositionen sich aus sozialen Erfahrungen ergeben, Begriffe wie Disposition und Habitus jeglichen heuristischen Wert einbüßen.⁴¹

Bourdieu zufolge verfügt, wie oben angeführt, der Habitus über einen inneren Mechanismus, der seine Stabilität erhöhe: Akteure „meiden“ auf Grund ihres Habitus nach Bourdieu objektiv

⁴⁰ Zur Kritik auf der methodologischen Ebene rechnen Lenger et al Bourdieus Versäumnis, sein methodisches Vorgehen oft undeutlich gelassen zu haben (vgl. Lenger et al 2013a: 30). Zwar ist bekannt, dass er in der Habitusanalyse teilnehmende Beobachtung, qualitative Interviewanalysen und quantitative Korrespondenzanalysen genutzt hat, er hat allerdings keine konkrete Methode der Habitusanalyse hinterlassen.

⁴¹ Für Lahire's eigenes Konzept der Inkorporierung vgl. Lahire 2011: 176ff.

diejenigen Situationen, an die ihr mitgebrachter Habitus nicht vorangepasst ist, und blenden möglichst lange diejenigen Handlungsalternativen aus, die entsprechend ihres Habitus als „unmöglich“ gelten. Mit diesem Argument versucht Bourdieu der frühkindlichen Sozialisation weiteres Gewicht zu verleihen. Gebesmair merkt dagegen an, dass die Frage der Stabilität von Dispositionen nicht auf theoretische Weise geklärt werden könne (wie es Bourdieu seiner Meinung nach versuche), sondern dies sei eine empirische Frage (vgl. Gebesmair 2001: 134). Die Bedingungen müssten betrachtet werden, unter denen Praktiken und Bewertungen stabil sind, bzw. unter denen sie sich ändern. Vollkommene Stabilität und permanente Veränderung von Dispositionen sind nach Gebesmair (pathologische) Grenzfälle, zwischen denen sich die statistische Mehrheit der Veränderungen abspielt.

3.3 Einheitlicher oder pluraler Habitus

Bourdieu nimmt an, dass ein einheitlicher Habitus das generative Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis ist (vgl. Bourdieu 1987: 283). Der im Habitus verankerte Geschmack ist dabei die Neigung bzw. Fähigkeit von Akteuren, sich bestimmte Gegenstände und Praktiken entweder materiell oder symbolisch anzueignen, wobei diese Gegenstände und Praktiken jeweils selbst klassifiziert und klassifizierend sind. Bourdieu bezeichnet den Geschmack als die Erzeugungsformel, die dem Lebensstil zu Grunde liegt, und spricht in diesem Kontext von symbolischen Teil-Räumen (wie Mobiliar, Kleidung, Sprache oder körperliche Hexis). Jeder dieser Teilräume habe eine spezifische Logik, aber diese spezifische Logik wird ausgehend vom jeweiligen Geschmack von Akteuren auf einheitliche Weise berücksichtigt. Bourdieu illustriert dies am Beispiel des Kunsttischlers: „In der Arbeitsmoral des alten Kunsttischlers, dem skrupulöse und einwandfreie Arbeit, Gepflegtes, Ausgefeiltes und Feines alles ist, nicht minder wie in seiner Ästhetik der Arbeit um ihrer selbst willen, die ihn Schönheit an der aufgewendeten Pflege und Geduld messen lässt, steckt alles: sein Weltbild wie seine Art und Weise, mit seinen Finanzen, seiner Zeit und seinem Körper zu wirtschaften, seine Verwendung der Sprache wie seine Kleidervorliebe“ (Bourdieu 1987: 283). Zudem bringe derselbe Habitus auf verschiedenen Feldern unterschiedliche Praktiken hervor (vgl. Ebrecht 2004: 236).

Lahire kritisiert Bourdieus Habituskonzept nun dahingehend, dass Bourdieu von dieser Einheitlichkeit von Akteuren a priori (!) ausgehe (vgl. Lahire 2011: 11ff). Bourdieu übernehme nämlich von Husserl die Idee der fundamentalen Einheit der Subjektivität, wonach Subjektivität nicht in einzelne Elemente zerlegt werden könne, welche dann nämlich zueinander wie externe Teile stünden. Lahire zufolge wäre es jedoch eine empirische Frage,

zu entscheiden, ob Subjektivität nicht doch im Sinne einer Aufschichtung von Wissen und Erfahrung besteht, anstatt in der Synthese bzw. in der Vereinheitlichung.⁴² Bourdieu nehme somit zu große Homogenisierungen im Bereich des Habitus wie auch des Lebensstils an. Lahire führt dabei eine Reihe von Kultur- und Handlungstheorien an, um zu zeigen, dass die These der Homogenität keinesfalls selbst evident sei (vgl. Lahire 2011: 14). Im Gegenteil bezeichnet er diese These als eine illusorische Annahme: „Seeking ,the‘ generating formula of an actor’s practices, reconstituting ,the‘ style (,cognitive‘ or ,of life‘) that persists and is expressed in the most varied fields of activity – isn’t this sharing the commonplace illusion of singleness and invariability?“ (Lahire 2011: 15).⁴³ Wenngleich ein gewisser Grad an Einheitlichkeit des Selbst schon allein durch den Namen eines Akteurs sichergestellt würde, der einer Person als biologischem Körper zugeschrieben wird, so durchlaufe der selbe biologische Körper doch sozial gesehen verschiedene Zustände und trage heterogene und manchmal sogar widersprüchliche Handlungs- und Gewohnheitsschemata (vgl. Lahire 2011: 16f). Je unterschiedlicher und widersprüchlicher soziale Gruppen und Welten sind, in denen Akteure sich vorfinden, desto mehr Arbeit müssen sie nach Lahire aufwenden, um auch für sich selbst die Illusion einer einheitlichen Person aufrechtzuerhalten. Letztendlich hängt nach Lahire die Frage, ob von einem einheitlichen oder einem pluralen (also in sich auch je nach Situation widersprüchlichen) Akteur auszugehen ist, von den jeweiligen sozio-ökonomischen Umständen des Akteurs ab (vgl. Lahire 2011: 18f). Es sei daher auch kein Zufall, dass Bourdieu von einem einheitlichen Habitus ausgehe, da er seinen Habitusbegriff an einer traditionellen und schwach differenzierten Gesellschaft entwickelt hätte, nämlich den Kabylen: „Given the great homogeneity, great coherence and great stability of the material and cultural conditions of existence, and the principles of socialization that followed from these, the actors fashioned by such societies are endowed with a stock of embodied schemes of action that are particularly homogeneous and coherent“ (Lahire 2011: 19). Die sozioökonomischen Umstände, die einen einheitlichen Habitus ermöglichen, sind somit keinesfalls universell anzunehmen.⁴⁴ Unsere westlichen, hoch differenzierten Gesellschaften

⁴² Vgl. dazu Kapitel „2.2.3 Genese, Aneignung und Trägheit des Habitus“ der vorliegenden Arbeit zu den Abwehrstrategien des Habitus und dessen Aneignungsbedingungen.

⁴³ Auf der anderen Seite warnt Lahire freilich davor, in einen radikalen Empirizismus zu verfallen, wonach zwischen verschiedenen Rollen, Handlungen und Reaktionen überhaupt keine Verbindungen mehr gesehen werden würden (vgl. Lahire 2011: 16).

⁴⁴ Selbst Panofsky, von dem Bourdieu stark beeinflusst war, habe zugestanden, dass seine Ausführungen über die „mental habits“ einer Epoche zur Erklärung der Homologie von Scholastik und gotischer Architektur nur in außergewöhnlichen Situationen zutreffen, nämlich in diesem Fall auf eine 100 Meilen Zone um Paris zwischen 1130 bis 1270 (vgl. Lahire 2011: 20). Bourdieu hätte diesem Umstand nicht genug Rechnung getragen.

weisen nach Lahire keine derart stabilen Sozialisationsbedingungen wie traditionelle Gesellschaften auf, sondern sind geprägt von großen Unterschieden diesbezüglich hinsichtlich der Familie, der Schule, dem Freundeskreis, kulturellen Institutionen, Medien und dergleichen, sodass Kinder zunehmend mit heterogenen und konkurrierenden Situationen konfrontiert werden, die sich mitunter hinsichtlich ihrer Sozialisationsprinzipien widersprechen (vgl. Lahire 2011: 22). Sobald die Sozialisationsbedingungen nicht mehr homogen sind, sind auch die Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata (bei Lahire „habits“ oder „schemes of action“ genannt) nicht mehr homogen zueinander, und ein Akteur hat dementsprechend nichthomogene, nicht-einheitliche Schemata, und bedient sich auch ähnlich pluraler Praktiken: „I would sum up my thesis here by saying that every (individual) body plunged into a plurality of social worlds is subject to heterogeneous and sometimes contradictory principles of socialization that they embody“ (Lahire 2011: 26). Lahire schlägt stattdessen das Konzept eines pluralen Akteurs (plural actor) vor, der eine Vielzahl von Handlungs- und Gewohnheitsschemata ausbildet, organisiert um verschiedene soziale Kontexte, und diese Schemata wie in einem Vorrat von sozialen Repertoires ansammelt (vgl. Lahire 2011: 32). Ähnlich ist das Fazit von Janning: „Deutlich wird aber, daß Bourdieus allgemeingültige Habitus-Konstruktion nur in sozial wenig differenzierten Gesellschaften einen gewissen Erklärungswert bei der Veranschaulichung von sozialen Inkorporierungsprozessen besitzt“ (Janning 1991: 34). Auch Ebrecht bezweifelt vor dem Hintergrund gravierender Strukturdifferenzen zwischen verschiedenen sozialen Feldern, dass sich diese Strukturen in eine kohärente Habitusformation bzw. ein einheitliches Dispositionssystem integrieren ließen (vgl. Ebrecht 2004: 236ff). Eine Möglichkeit einer etwaigen Mehrdimensionalität in den Dispositionen stärker Rechnung zu tragen sieht Ebrecht in Gerhard Schulzes Konzept von „alltagsästhetischen Schemata“⁴⁵, die Wandlungsprozesse besser berücksichtigen würden und die in Milieus als Mischungsverhältnisse vorkämen. Auch empirisch ließen „alltagsästhetische Schemata“ ein differenzierteres Bild von kulturellem Konsum zu, gegenüber der Annahme einer kohärenten Ordnung inkorporierter Schemata. Alltagsästhetische Schemata erlauben zudem ebenfalls homogene und stabile Dispositionssysteme abzubilden, wie auch konkurrierende Sinnschemata, sodass die Wahl zwischen homogenen oder heterogenen Schemata weniger eine theoretische Vorauswahl wird, als eher eine Frage der Empirie.

⁴⁵ Dieses Konzept wird weiter unten noch im Abschnitt zu Schulzes Fundamentalsemantik näher erklärt.

Dagegen verweisen Krais/ Gebauer darauf, dass beim (späten) Bourdieu ebenfalls von einem „gespaltenen Habitus“ die Rede war – beispielsweise wenn man (wie Bourdieu selbst) aus einfachen Verhältnissen stamme, es aber bis in die Professorenriege und damit in die Bildungsaristokratie geschafft habe, wie Bourdieu an seiner Abschlussvorlesung am Collège de France es in einer Selbstanalyse dargestellt hatte (vgl. Krais/ Gebauer 2002: 72f). Wenn der Habitus durch Erfahrungen im Alter der Heranwachsenden maßgeblich geprägt wird und diese Erfahrungen widersprüchlich sind (in modernen Gesellschaften), so sind nach Ansicht der Autoren „Sprengsätze im Habitus“ angelegt, die Konflikte zwischen verschiedenen Ordnungsvorstellungen und Verhaltensweisen hervorrufen, und so auch Raum für Veränderungen der als selbstverständlich geltenden Praxen lassen – z.B. Konflikte, die sich aus unterschiedlichen Ansprüchen und Vorstellungen an Klassen und Geschlechter ergeben. Meiner Interpretation nach vermittelt z.B. die soziale Herkunft aus der Mittelklasse den Glauben, dass der weitere soziale Aufstieg möglich sei und Akteuren alle Möglichkeiten offen stünden; Akteure weiblichen Geschlecht sind aber oft soziokulturellen Hindernissen aus Gründen ihres Geschlechts ausgesetzt, z.B. der sog. „gläsernen Decke“ beim Aufstieg in betrieblichen Hierarchien.

3.4 Zirkularität des Habitusbegriffs

Jacques Bouveresse kritisiert den Habitusbegriff als eine Pseudo-Erklärung von Verhaltensregelmäßigkeiten, die Verhaltensregelmäßigkeiten statt zu erklären bloß beschreiben würde (vgl. Bouveresse 1993: 55). Der Rekurs in Erklärungen des praktischen Verhaltens auf Einstellungs-, Dispositions- oder Habitusbegriffe bringt nach Bouveresse keinen Erkenntnismehrwert. Rehbein und Saalman interpretieren Bouveresses Ausführungen zudem so, dass bei Bourdieu ungeklärt bleibe, wie erlernte praktische Fähigkeiten bewirken, dass in verschiedenen Situationen gleich oder in ähnlichen Situationen unterschiedlich gehandelt werde, was nach Wittgenstein das eigentliche Problem regelhaften Verhaltens sei (vgl. Rehbein/ Saalman 2009: 117). Bourdieus Definition des Habitus sei somit, kurz gesagt, zirkulär.

3.5 Unklarer Gesellschaftsbezug des Habituskonzepts

Bourdieu hat nach Ansicht einiger InterpretInnen verabsäumt, den „Typ“ von Gesellschaft deutlich zu machen, auf den seine Theorien zugeschnitten sind (vgl. Rehbein/ Saalman 2009: 116). Bourdieus Habitustheorie würde laut Rehbein und Saalman oft nur in Bezug auf stabile Klassenstrukturen Erklärungskraft zugesprochen, nicht mehr auf die postindustrielle

Erlebnisgesellschaft (die aber ihre „Blütezeit“ ebenfalls bereits hinter sich hätte). Während sich im Sinne von Bourdieu Beamte und Arbeiter auf Grund von unterschiedlichen objektiven Lebensstrukturen in ihrem Habitus unterscheiden, und somit auch in ihrem Alltagsverhalten, können sie im Milieu-Ansatz von Stefan Hradil beispielsweise dem selben Milieu angehören, und somit über ein ähnliches Alltagsverhalten verfügen (vgl. Hradil 1987: 167).

Calhoun kritisiert Bourdieu ebenfalls dahingehend, nicht ausreichend auf die (von postmodernen TheoretikerInnen starkgemachten) Differenzen zwischen verschiedenen Epochen, Gesellschaften und Kulturen einzugehen, und auch nicht die Frage zu behandeln, wie seine theoretischen Werkzeuge (von denen der Habitus ja ein zentrales ist) auf voneinander verschiedenartige historische oder kulturelle Fälle passen (vgl. Calhoun 1993: 65). Bezüglich des Habitus gesteht Calhoun zu, dass es sich hierbei eher um ein universell einsetzbares Konzept handeln könnte, da niemand ohne Habitus sei (im Gegensatz zu Bourdieus Kapital-Konzeptionen, die weniger Gesellschafts-universell seien⁴⁶). Rehbein und Saalman verweisen diesbezüglich auch darauf, dass die Globalisierung Bourdieus Habitus-theorie in Frage stelle, weil einheitliche, nationalstaatliche, klassenspezifische Ausprägungen des Habitus verloren gingen (Rehbein/ Saalman 2009: 117).

3.6 Überbewertete Anpasstheit der Habitusformen

Wie oben dargestellt, geht Bourdieu davon aus, dass der Habitus die Fähigkeit habe, Akteure solche Situationen vermeiden zu lassen, in denen er nicht an die objektiven Umstände angepasst ist. Sofern wechselseitig ähnliche Habitusformen vorliegen, hat der Habitus auch die Fähigkeit, Akteure miteinander zu koordinieren, ohne dass ein ordnender „Dirigent“ notwendig wäre. Lahire kritisiert diese Auffassung von Bourdieu in verschiedener Hinsicht (vgl. Lahire 2011: 45). Erstens vergesse Bourdieu zu unterscheiden, zwischen dem Wunsch von Akteuren, solche Situationen zu vermeiden, und faktisch realen Situationen des Alltags, die sich nicht immer (nach Wunsch der Akteure) vermeiden lassen. Zweitens fixiere sich Bourdieu zu sehr auf „große Krisen“ die mit einer Veränderung der Position im sozialen Raum einhergehen, und sehe nicht die kleinen und mittleren Krisen, die Akteure in einer differenzierten Gesellschaft erleben können. Beispiele hierfür wären Veränderungen in der Familie (z.B. ein Kind bekommen, Scheidungen), im Freundeskreis, sowie im beruflichen

⁴⁶ Vgl. für Calhouns Kritik an Bourdieus Kapitalbegriff Calhoun 1993: 68ff.

Umkreis (Verlust des Jobs, Wechsel des Arbeitgebers, Wechsel der Branche).⁴⁷ In solchen Situationen komme es nach Lahire zu einer Krise zwischen dem Inkorporierten und der neuen Situation, und solche Situationen seien in differenzierten Gesellschaften recht häufig. In einfachen Gesellschaften dagegen stimmten die Bedingungen der Vergangenheit mit denen der Gegenwart weitgehend überein, sodass durchaus davon ausgegangen werden dürfe, dass der in der Vergangenheit ausgeprägte Habitus auch auf die Bedingungen der Gegenwart passe (vgl. Lahire 2011: 42). In seiner Fixierung auf die Vergangenheit übersehe Bourdieu die Rolle der jeweils gegenwärtigen Situation (vgl. Lahire 2011: 50). Lahire, der wie oben schon dargelegt von einem pluralen Akteur ausgeht, argumentiert, dass in der jeweiligen Situation sich entscheidet, welche Bestandteile des sozialen Repertoires aktiviert würde.

3.7 Reifizierter Dispositionsbegriff

Lahire wendet sich zudem gegen Bourdieus Konzept von Dispositionen. Er kritisiert Bourdieus Konzept von allgemeinen, in verschiedenen Situationen übertragbaren Dispositionen (wonach, wie oben dargestellt, die Dispositionen des Habitus dazu führen, dass Akteure auch in unterschiedlichen Situationen zwar nicht auf idente, aber auf ähnliche Weise handeln). Dispositionen sind für Lahire nicht direkt beobachtbar, und müssen daher als Wurzel von Praktiken rekonstruiert werden auf der Basis der Beschreibung von Praktiken, der Beschreibung von Aktionen in denen Praktiken aktualisiert werden, oder in der Beschreibung von Elementen die für die Geschichte (z.B. die Biographie) eines Akteurs bzw. Ausübenden von Praktiken wichtig sind (vgl. Lahire 2011: 51). Dispositionen zeigen sich nach Lahire daher nur in konkreten Situationen, und daher unterscheidet er zwischen „konditionellen“ Dispositionen, die in konkreten Situationen aktiv werden, und allgemeinen und auf alle Situationen übertragbaren Dispositionen (vgl. Lahire 2011: 54f). Letztere seien jedoch ein Produkt von Reifikationen. Ein Beispiel hierfür wäre, wenn man einem Menschen, der in einer bestimmten (und möglicherweise in seinem ganzen Leben nur in genau dieser) Situation Tapferkeit zeigt, Tapferkeit als allgemeines Charakteristikum zuschreibt. Bourdieu macht nach Lahire genau das: er nimmt übertragbare, allgemeine Dispositionen an, die auch in einem „Dämmerzustand“ bleiben können, beispielsweise beim „tapferen“ Soldaten, der zwar tapfer ist, dessen Mut sich aber in Friedenszeiten nicht zeigen könne. Für Lahire ist dieses Vergessen des situationsabhängigen Charakters von Dispositionen aber problematisch: Wie

⁴⁷ Lahire gibt eine beispielhafte Liste von möglichen Fällen der fehlerhaften Anpassung, die auch verwoben miteinander auftreten können (vgl. Lahire 2011: 45).

könne man beispielsweise von einem Menschen sagen, er denke oder handle „logisch“, wenn er noch nie in einer Situation oder Handlung logisches Denken oder Handeln gezeigt habe? Lahire verweist demgegenüber folglich auf die Kontextdimension von Dispositionen, darauf dass sie wissenschaftliche Konstrukte seien, und dass die Gefahr bestehe, die Akte zu vergessen, in denen sie soziogenetisch sich konstituierten. Werden diese Punkte außer Acht gelassen, handelt es sich für Lahire unter Berufung auf Wittgenstein um einen Missbrauch von Sprache. Wenngleich der Rekurs auf Dispositionen auch für Lahire notwendig ist, um vergangene Erfahrungen von Akteuren berücksichtigen zu können, müsse das Konzept von Dispositionen „[...] be used with caution, avoiding excessive generalization, and always looking out for manifestations and countermanifestations and their fields of inhibition“ (Lahire 2011: 55). Die Kraft von Dispositionen dürfe aber nie so verallgemeinert werden, dass man sie als den Ursprung von Praktiken abgelöst von einem konkreten Feld von Praktiken betrachtet. Einen „Dämmerzustand“ im Fall von Dispositionen akzeptiert Lahire in Fällen, in denen Dispositionen zwar zu einem früheren Zeitpunkt aufgetreten sind, dann aber eine Weile „schlafen“, um entweder in einem anderen Kontext oder zu einem späteren Zeitpunkt wieder reaktiviert zu werden (im Sinne einer Latenz von Dispositionen; vgl. Lahire 2011: 56f). Hier ist auch noch darauf zu verweisen, dass in Lahires Konzeption im Falle von widerstreitenden Schemata auch nur bestimmte aktiviert werden können, während andere ruhen.

3.8 Widersprüchlichkeit des Habitusbegriffs

Lahire sieht bei Bourdieu oft zwei verschiedene Konzeptionen von Habitus am Werk, die aber in Kombination zu Widersprüchlichkeiten führen (vgl. Lahire 2011: 143-147). Er führt Bourdieus Unterschied zwischen einer praktischen Beherrschung der Praxis und einer symbolischen Beherrschung von Praxis an. Der Unterschied zwischen beiden Formen ist, dass in der ersten Form eine präreflexive Beherrschung von Praktiken bzw. Spielregeln eines Feldes vorliegt (im Sinne von unbewusstem Wissen), während im zweiten Fall ein reflexives Wissen über eine bestimmte Sphäre besteht. Lahire zufolge schwankt Bourdieu in der Zurechnung dieser beiden Meisterschaftsarten in seinem Habitusbegriff: Einerseits subsumiere er diese Opposition von praktischer und symbolischer Beherrschung unter einen einzigen Habitusbegriff, andererseits setze er gelegentlich den Habitus mit dem praktischen Sinn bzw. der praktischen Beherrschung gleich: „All evidence then suggests that a formidable contradiction is immediately established“ (Lahire 2011: 146). Wenn Habitus mit lediglich präreflexiven Praktiken gleichgesetzt wird, so könne der Habitus nicht der Ursprung sämtlicher Praktiken sein, nämlich nicht jener Praktiken, die Reflexion erfordern (z.B. im

Bereich der Bildung), was auch Bourdieu in jenen Fällen zugestanden hätte. Zur Illustration des präreflexiven Habitus nutzt Bourdieu nach Lahire oft die Metapher eines sportlichen Matches, z.B. eines Tennis-Matches. Der Tennisspieler beherrscht die Ausrichtung des Schlägers und die Bewegung auf dem Spielfeld auf praktische Weise, ohne Reflexion (für die im Match auch gar keine Zeit wäre). Lahire kritisiert allerdings diese Ausrichtung auf Sportmetaphern dafür, dass Autoren die auf sie zurückgreifen, wie Bourdieu, nicht die Grenzen der Metapher ausloten. So führt die Metapher beispielsweise zu zahlreichen Reduktionen in der sozialen Welt, z.B. wird die soziale Welt so konzipiert, als würde in ihr stets ein Zustand der Zeitnot herrschen (vgl. Lahire 2011: 148f). Ausschnitte der sozialen Welt, in der dies tatsächlich der Fall ist, werden so unzulässig generalisiert. Bourdieu richte sich denn universell gegen Modelle des planenden Akteurs, die er als „utilitaristisch“ abqualifiziere. Lahire argumentiert, man könne nicht pauschal für oder gegen einen planenden Akteur argumentieren, es hänge vielmehr von der jeweiligen Art von Handlung ab, und müsse jeweils empirisch untersucht werden auf die soziohistorischen Bedingungen, die rationale Handlungen möglich machen (vgl. Lahire 2011: 155ff). Lahire wendet sich also auch in diesem Punkt dagegen, a priori eine bestimmte Art von Theorie der Praxis anzunehmen, die entweder auf Rationalität oder Präreflexivität abzielt, sondern es sei angemessener, empirisch Aspekte wie verschiedene Zeiträume und verschiedene Logiken von Handlungen zu untersuchen, z.B. Zeitrahmen der Erwägung, der Vorbereitung, der Anwendung von inkorporierten Handlungsschemata in Situationen der Dringlichkeit, die aber auch begleitet sein können von der Möglichkeit, in Pausen zu reflektieren und die Handlungen zu korrigieren (vgl. Lahire 2011: 160).

3.9 Geschlossenheit des Habituskonzepts gegen Falsifizierbarkeit

Janning verweist darauf, dass streng genommen sich Bourdieus Habitus-Begriff jeglicher Falsifizierung anhand der Erfahrung entzieht (vgl. Janning 1991: 75). Ein Verhalten außerhalb des vom Habituskonzept Beschriebenen scheint nämlich einerseits kaum möglich (schließlich handelt laut Bourdieu jeder nach seinem Habitus), und andererseits wird auch ein „persönlicher“ Stil einem übergeordneten Stiltypus untergeordnet, ohne dass aber Bourdieu die relevanten Merkmale für eine Zuordnung unter diese übergeordneten Habitustypen liefern würde.

Janning verweist zudem auf eine grundsätzliche Immunisierungsstrategie von Bourdieus Theoriekonzeptionen, die über das Habituskonzept hinausgreift. Jegliche wissenschaftliche Kritik an Bourdieus Theoriegebäude könne entweder unter die Logik der symbolischen

Auseinandersetzungen im sozialen Raum subsumiert werden, oder als orthodoxe Verschleierungs- und Verteidigungsstrategien im Rahmen der Klassenauseinandersetzungen im wissenschaftlichen Feld gesehen werden (vgl. Janning 1991: 74-78). Zwar sehe auch Bourdieu die Notwendigkeit des Erkenntnisfortschritts in den Wissenschaften, allerdings müsste dabei, damit die Kritik nicht als Verschleierungsstrategie abgeschmettert werden kann, in Bourdieus Fußstapfen fortgeschritten werden, d.h. es dürfe nicht hinter seine grundsätzlichen praxeologischen Ausführungen zurückgefallen werden.

4 Das Habituskonzept in der Lebensstilforschung

4.1 Überblick über die Lebensstilforschung

4.1.1 Das heterogene Feld der Lebensstilforschung

Bisher wurde auf Bourdieus Habituskonzept und die Kritik daran eingegangen. Im Zentrum der folgenden Betrachtungen stehen nun Anwendungen des Habituskonzepts, die nicht von Bourdieu getätigt wurden, sondern von Ansätzen, die von ihm beeinflusst wurden, und die das Habituskonzept auf verschiedene Weise einsetzen. Die ersten dieser Weiterentwicklungen und Anwendungen werden im Rahmen der deutschsprachigen Lebensstilforschung betrachtet. Es folgt zunächst eine allgemeine Betrachtung der Lebensstilforschung und des Stellenwerts des Habituskonzepts darin. Danach werden exemplarisch zwei Ansätze aus diesem weiten Feld herausgegriffen, die sich entweder eine konzeptionelle Nähe zum Habituskonzept aufweisen oder sich direkt darauf beziehen: Gerhard Schulzes Konzeption einer „Fundamentalsemantik“, wie er sie in „Die Erlebnisgesellschaft“ darlegt, sowie Gunnar Ottos konzeptionelle Lebensführungstypologie.⁴⁸

In der deutschsprachigen Soziologie gibt es mit der Forschungsrichtung der „empirischen Lebensstilforschung“ eine Forschungstradition, die in den 1990er Jahren einen Boom erlebt hatte, und sich seither als eigenständige Forschungsrichtung fest etabliert hat (vgl. Hermann

⁴⁸ Aufgrund der Pluralität der Ansätze im Bereich der deutschsprachigen Lebensstilforschung können im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur exemplarisch Ansätze betrachtet werden. So wäre es auch möglich gewesen, statt des Bezugs auf Schulze und Otte beispielsweise genauer den lebensstilsoziologischen Ansatz von Jörg Blasius zu betrachten. Während Michael Vester in der vorliegenden Arbeit ein eigener Abschnitt zugeteilt wird, können seine Milieu- und Lebensstilstudien auch als Beitrag zur deutschen Lebensstilforschung gewertet werden. Die hier behandelten Ansätze sind daher als eine Auswahl zu verstehen, die der Differenzierung des Forschungsfeldes der deutschen Lebensstilforschung geschuldet ist.

2004: 154; Otte/ Rössel 2012: 7).⁴⁹ Diese Richtung befasst sich mit den soziologischen Konzepten von Lebensstil und Lebensführung, die allerdings je nach VertreterInnen sehr unterschiedlich definiert und gehandhabt werden. Sowohl Hermann als auch Otte/ Rössel verweisen darauf, dass die Lebensstilforschung ein sehr heterogenes Feld sei, mit unterschiedlichsten methodischen und theoretischen Zugängen. Hermann beispielsweise greift aus diesem Grund in seiner „Bilanz der empirischen Lebensstilforschung“ auf eine labeling-theoretische Zuordnung in der Auswahl von empirischen Untersuchungen für seine Bilanz zurück: zur Lebensstilforschung gehört, wer sich selbst zur Lebensstilforschung zählt oder von anderen dieser zugerechnet wird, denn: „Es gibt kaum zwei Studien, die dieselbe Definition und dieselben Fragen zur Messung von Lebensstilen verwenden“ (Hermann 2004: 155). Lebensstile werden nach Hermann einerseits zur Beschreibung gesellschaftlicher Gruppierungen eingesetzt, also in deskriptiver Absicht, als auch in kausalanalytischen Untersuchungen, in denen Lebensstile sowohl abhängige als auch unabhängige Variablen darstellen können. Einerseits erklären sie Einstellungen, Handlungen, und Interaktionen, andererseits würden Lebensstile wiederum durch Strukturmerkmale erklärt.

Der „Aufstieg“ der Lebensstilforschung hängt mit der Kritik an und Unzufriedenheit über klassische Formen der Ungleichheitsforschung zusammen. Hermann verweist darauf, dass sich die Erklärungskraft alternativer, etablierter Forschungsrichtungen verringert habe, wie z.B. von Sozialstrukturanalysen (vgl. Hermann 2004: 154). Die empirischen Zusammenhänge zwischen Indikatoren sozialer Ungleichheit und Einstellungen/Verhalten hätten sich in den letzten 50 Jahren verringert, sodass u.a. „Lebensstil“ als alternatives Konzept attraktiver wurde, das die mit dem gesellschaftlichen Wandel verbundenen Individualisierungsprozesse berücksichtigen sollte und differenzierter als Schicht- und Klassenmodelle sein sollte.⁵⁰ Damit

⁴⁹ Als Vorläufer der empirischen Lebensstilforschung lassen sich eine Reihe von „Klassikern“ anführen (vgl. Schönauer 2004: 18). So betrachtete bereits Thorstein Veblen mit seiner Studie „The Theory of the Leisure Class“ (erschienen 1899) den Lebensstil hinsichtlich der sozialen Symbolik und seiner Funktion. Georg Simmel verweist in der „Philosophie des Geldes“ (erschienen 1900) darauf, dass in der Moderne der vormals einheitliche Stil einer ganzen Gesellschaft in mehrere nebeneinander bestehende Stile zerfallen sei. Als dritten Klassiker nennt Schönauer Max Weber, der sich zwar in „Wirtschaft und Gesellschaft“ (erschienen 1922) nur am Rande mit Stilfragen beschäftigte, aber durch seine Unterscheidung von ökonomischer und sozialer Schichtung (Klasse und Stand) zahlreiche weitere Theoretiker, u.a. Pierre Bourdieu, tief beeinflusst habe.

⁵⁰ Die Individualisierungs- und Wandlungsprozesse wurden dabei mit dem Oberbegriff „Pluralisierung der Lebenslagen und Lebensweisen“ bezeichnet (vgl. Sperlich/ Mielck 2003: 166). Vor dem Hintergrund der Annahme einer sich vergrößernden Wahlmöglichkeit und größerer Gestaltungsspielräume wurde beginnend mit den 80er Jahren die Ausrichtung klassischer Gesellschaftsmodelle, z.B. Klassenmodelle, auf objektive Sozialstrukturdimensionen wie Beruf und Bildung kritisiert als zu strukturdeterministisch und undifferenziert. Die gesellschaftlichen Veränderungen die zur Pluralisierung von Lebenslagen und Lebensweisen geführt haben sollen sind: steigender Wohlstand, größere Mobilität (gegenüber dem Arbeitsmarkt und dem eigenen

zusammen hängt die Kritik an den Klassen- und Schichtungsmodelle der konventionellen Sozialstrukturanalyse (vgl. Meyer 2001: 256). Diese seien nur noch „nominalistischer“ Natur und hätten mit der Lebenswelt der untersuchten Akteure nur noch wenig gemein (anders als beim Gegenkonzept des „realistischen“ Klassenbegriffs). Die Klassenkonzepte der Sozialstrukturanalyse seien verdünnt auf objektive Merkmalsverteilungen und statistische Korrelationen, auf künstliche Schreibtischkonstrukte, die nur noch abstrakte Ungleichheitsverhältnisse in den Blick bekämen. Identifikationen konkreter Lebenszusammenhänge und Subkulturen wären nicht mehr möglich. Demgegenüber hätten Marx, Weber und Geiger noch ein „realistisches“ Erkenntnis- und Begriffsverständnis gehabt, das nicht nur die (noch immer wichtige) Analyse der systematisch ungleichen Verteilung von Zugangschancen und Ressourcen beinhalte, sondern soziale Klassen und Schichten als lebensweltlich-reale Phänomene berücksichtigt hatte. Meyer sieht es bei aller Kritik als ein Verdienst der Lebensstilforschung, „[...] eine zunehmend lebensfern agierende Sozialstrukturanalyse wieder an die Fragen der alltäglichen Lebensgestaltung herangeführt und ihren Blick auf den in modernen Wohlstandsgesellschaften besonders wichtigen symbolischen Bereich sozialer Ungleichheit, aber auch auf die Probleme der Sozialintegration gerichtet [zu haben]“ (Meyer 2001: 257f). Die Frage, inwiefern VertreterInnen der Lebensstilsoziologie „Lebensstile“ als Ergänzung oder als Ablösung von klassischer Sozialstrukturanalyse betreiben, war kontrovers diskutiert – nicht zuletzt deshalb, weil mitunter von VertreterInnen des Lebensstil-Ansatzes eine starke Autonomie der Lebensstile von gegebenen Ressourcen angenommen wurde (vgl. Meyer 2001; Hradil 2001: 277f; Schulze 2001: 287ff und 292ff; Otte/ Rössel 2012: 18). Mittlerweile scheint sich ein Konsens eingefunden zu haben, dass Lebensstile einerseits nicht völlig von sozialstrukturellen Determinanten entkoppelt sind, und Sozialstrukturanalyse und Lebensstilforschung sich für ein vollständigeres Bild über soziale Ungleichheiten ergänzen müssen. Dennoch wird, z.B. bei Gerhard Schulze, die Wichtigkeit von vertikalen Ungleichheiten (z.B. in der Ressourcenausstattung) zurückgestellt unter dem Hinweis auf eine Verringerung der Restriktionen von Wahlmöglichkeiten. Hradil sieht Unterschiede zwischen Sozialstrukturanalyse und Lebensstilforschung weniger entlang der Dimensionen Horizontal/Vertikal, sondern hinsichtlich der Frage, ob subjektive Konzepte (z.B. Verhaltens-

Herkunftsmilieu), die Bildungsexpansion (die die Herauslösung aus dem Herkunftsmilieu noch mehr befördere), die Institutionalisierung und Verrechtlichung des Lebenslaufes (Übergang von ständischen/klassenkulturellen Lebensläufen zu „Normalbiographien“) sowie Deregulierung und Pluralisierung (am Arbeitsmarkt und im Erwerbsleben; vgl. Gebesmair 2001: 157-163).

und Einstellungsmuster in der Lebensstilforschung) oder objektive Konzepte (objektive Stellung im Wirtschaftsleben und objektive Lebensbedingungen in der klassischen Sozialstrukturanalyse) zur Analyse ungleicher Sozialstrukturen genutzt werden.

Weshalb wird in dieser Arbeit zu Bourdieus Habitus die deutschsprachige Lebensstilforschung betrachtet? Bourdieus umfangreiche Sozialtheorie zählt als ein wesentlicher Impulsgeber der Lebensstilforschung, da die Studie „Die feinen Unterschiede“ zur Wiederentdeckung des Lebensstilkonzepts beigetragen hatte (vgl. Otte/ Rössel 2012: 8f).⁵¹ Zu weiteren wichtigen Anstößen hierbei zählen Bourdieus Erweiterung der traditionellen Klassentheorie um kulturelles Kapital, Geschmack, Lebensstil, Distinktion und um das Konzept der symbolischen Gewalt.⁵² Daher scheint es im Rahmen der vorliegenden Arbeit ratsam, die Lebensstilforschung daraufhin zu betrachten, inwiefern sie explizit oder implizit Bourdieus Habituskonzept aufgreift, weiter ausarbeitet und empirisch fruchtbar macht. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll hauptsächlich die deutsche Lebensstilforschung betrachtet werden, die sich in der Bourdieu-Rezeption von der angelsächsischen Lebensstilforschung in drei Punkten stark unterscheidet, sodass auch von einem „westdeutschen Sonderweg“ der Lebensstilforschung gesprochen wird (vgl. Otte/ Rössel 2012: 10). Welches sind diese Rezeptionsunterschiede? Erstens wurde in der deutschsprachigen Lebensstilforschung stärker von einer Entkoppelung von Lebensstilen und Sozial- und Klassenstrukturen ausgegangen, während im englischsprachigen Raum in der empirischen Forschung die Reproduktion von Ungleichheitsstrukturen und die klassenkulturellen Grundlagen von Kulturkonsum im Fokus waren. Zweitens griff die angelsächsische Forschung stärker Bourdieus Konzept des kulturellen Kapitals auf und verengte es auf Hochkulturpartizipation, wodurch der „Lebensstil“ eindimensional betrachtet wird. Demgegenüber steht in der deutschsprachigen Lebensstilforschung der „Lebensstil“ für ein ganzheitliches Handlungsmuster in verschiedenen Bereichen des Lebens, was empirisch meist über Cluster- und Korrespondenzanalysen erfasst würde. Dieses Lebensstilkonzept ist somit breiter und geht über hochkulturelle Partizipation hinaus. Drittens betrachtet die

⁵¹ Hermann 2004 rechnet Bourdieu überhaupt zur Lebensstilforschung. Zudem dürfte Bourdieu als einer der Ersten den traditionellen Begriff des Lebensstils für die Sozialstrukturanalyse revitalisiert und die Frage nach dem Verhältnis von objektiven Strukturen und individuellem Verhalten gestellt haben (vgl. Sperlich/ Mielck 2003: 170f).

⁵² Als weiterer wichtiger Ursprung der Lebensstilforschung zu nennen ist die angewandte Forschung im Bereich der Markt- und Konsumforschung (vgl. Otte/ Rössel 2012: 9). Das Sinus-Institut mit dem prominenten Sinus-Milieu-Modell, das Anfang der 1980er Jahre erstmals vorgebracht worden war, war nicht nur wegen der herkömmlichen Marktforschung wichtig, sondern hatte auch soziologisch wichtige Themen wie Jugend und Politik aufgegriffen.

deutschsprachige Lebensstilforschung eher sozialstrukturelle Determinanten von Lebensstilen, während die englischsprachige Lebensstilforschung stärker die kulturelle Produktion betrachtet.

In diesem Einführungsabschnitt soll zunächst ein allgemeiner Zugang zur deutschen Lebensstilforschung und ihre Charakterisierung erarbeitet werden. Im Abschnitt 4.2 wird auf Gerhard Schulzes Ansatz einer Milieu-Wissenssoziologie und der Fundamentalsemantik eingegangen werden, die, wie noch zu argumentieren ist, große Ähnlichkeit mit dem Habituskonzept aufweist. Danach wird in Abschnitt 4.3 ein spezielles Modell der Lebensstilforschung genauer betrachtet, welches das Habituskonzept in ein handlungstheoretisches Modell der Lebensführungsgenese integriert und zu einem zentralen Element für die Konstruktion einer auf „theoretische“ Weise gewonnene Lebensführungstypologie macht.

4.1.2 „Beliebigkeit von Definitionen?“ - Lebensstil und Lebensführung

In der Lebensstilforschung gibt es keine allgemein gültige Definition von Lebensstil oder Lebensführung.⁵³ Dies wird mitunter als Kritikpunkt an der Lebensstilforschung vorgebracht. So kritisiert z.B. Meyer die „ungenügende Begriffsschärfe“ in der deutschen Lebensstilforschung, und meint, es „[...] herrsche nachgerade eine Beliebigkeit vor, wie der Lebensstilbegriff zu füllen ist, was seinen eigentlichen Gegenstand ausmacht oder [...] wie das Verhältnis von strukturellen Zwängen und bewusstem Wahlhandeln zu denken ist“ (Meyer 2001: 259). Kontra Meyer verweist Hradil darauf, dass der Lebensstilbegriff sich jenseits verschiedener Varianten des Lebensstilbegriffs bezieht auf die „[...] Prinzipien, Ziele und Routinen, nach denen die Einzelnen ihr Leben relativ beständig ausrichten“ (Hradil 2001: 274). Schulze begegnet Meyers Kritik mit der Entgegnung, dass allzu genaues Festlegen auf Definitionen einer Begriffsmystik gleichkomme (vgl. Schulze 2001: 291f). Ob nun von Lebensstil oder Milieu die Rede sei wäre solange zweitrangig, solange man sich klar darüber verständige, worüber gesprochen wird. Statt einer Definition schlägt Schulze daher eine „Prädikation“ vor: „Eine Definition beruht auf der Zuordnung der Formel des Definiens zum Definiendum; eine Prädikation beruht auf einer deiktischen Handlung (Zeigehandlung): ‚Das

⁵³ Hartmann führt für die sozialwissenschaftliche Forschung der DDR auch noch den dritten Begriff der Lebensweise an, der zwar eingebettet war in ein ideologisches Framework zwecks Beeinflussung der Massen entlang der Normen des „real existierenden Sozialismus“, inhaltlich aber im Großen und Ganzen wie der Begriff der Lebensführung genutzt worden wäre (vgl. Hartmann 1999: 16). In der aktuellen soziologischen Lebensstilforschung ist der Begriff der Lebensweise nicht mehr prominent.

hiermit angezeigte Phänomen meine ich, wenn ich Sprachzeichen X verwende“ (Schulze 2001: 292). Nur durch Prädikationen und deiktische Handlungen erhalten Konzepte nach Schulze Wirklichkeitskontakt. Die der Heterogenität der betrachteten Phänomene geschuldete Uneinheitlichkeit des Begriffs Lebensstils ist, das zeigen obige Ausführungen, ein Punkt, der in der empirischen Lebensstilforschung mitunter hitzig verhandelt wird.

Hartmann (der wegen seiner analytischen Ausführungen zum Stilbegriff und seines Vergleichens von Zitaten übrigens von Schulze ebenfalls als Begriffsmystiker abgestempelt wird) verweist darauf, dass sowohl Lebensstil als auch Lebensführung sich, als eine Art Minimalkonsens, auf Systeme von „Handlungen“ (hier wird Sinn oder Bewusstsein vorausgesetzt), „Tätigkeiten“ (hier wird die aktive Erzeugung objektiver Wirkungen betont) oder „Verhalten“ beziehen (vgl. Hartmann 1999: 15). Hartmann zufolge, der sich auf verschiedene Überlegungen aus der Kunsttheorie stützt, kann Stil entlang dreier Dimensionen definiert werden (vgl. Hartmann 1999: 19-31). Erstens drücken Stile etwas aus (Expressivität/Ausdruck). Dies können Sinn oder Bedeutungen, oder spezieller, Gefühle und Erfahrungen sein. Zweitens können Stile unter Betonung von Aspekten der Form definiert werden. Ein Stil zeichnet sich dadurch aus, dass stilgleiche Handlungen oder Elemente eine ähnliche Form aufweisen. Ein drittes Stilelement besteht in der Identifizierbarkeit, wonach sich Elemente, die demselben Stil angehören, oft zuordnen lassen, ohne dass explizit die formale Ähnlichkeit oder die Art des ausgedrückten angeführt werden. Je nach betontem Aspekt in der Stildefinition, wie Hartmann unter Verweis auf Goodman ausarbeitet, bezieht sich „Stil“ auf unterschiedliche Dinge. Die Ausdrucksdefinition von Stil richtet sich auf Handlungen und die ihnen zugrunde liegenden Kognitionen, während Artefakte nur als Handlungsergebnis eines Stils konzipiert werden (vgl. Hartmann 1999: 30). Eine auf die Form abzielende Definition von Stil kann sowohl auf Handlungen als auch Werke bezogen werden. Stildefinitionen über Identifizierbarkeit richten sich auf Artefakte (Kunstwerke, verbale Äußerungen und Gesten), beziehen aber Kognitionen nicht ein, weil diese nicht direkt erkennbar sind.

Otte und Rössel greifen die Überlegungen Hartmanns zu „Stil“ auf und versuchen, die Hauptmerkmale von Stil in folgender Definition zu versammeln: „Bei einem Lebensstil handelt es sich um ein Muster verschiedener Verhaltensweisen, die eine gewisse formale Ähnlichkeit und biographische Stabilität aufweisen, Ausdruck zugrunde liegender Orientierungen sind und von anderen Personen identifiziert werden können“ (Otte/ Rössel 2012: 13). „Muster verschiedener Verhaltensweisen“ meint, dass es nicht um einzelne

Handlungen geht, sondern um Zusammenhänge. Die formale Ähnlichkeit reicht von völlig einheitlichen bis hin zu stark fragmentierten Mustern der Verhaltensweisen. Mit ihrer Definition wenden sich Otte und Rössel unter anderem gegen die klassische Lehrbuchsdefinition von Stefan Hradil: „Unter ‚Lebensstil‘ versteht man eine bestimmte Organisationsstruktur des individuellen Alltagslebens [...]. Ein Lebensstil ist demnach ein regelmäßig wiederkehrender Gesamtzusammenhang von Verhaltensweisen, Interaktionen, Meinungen, Wissensbeständen und bewertenden Einstellungen eines Menschen“ (Hradil 1999: 431, zitiert nach Otte/ Rössel 2012: 12). Anders als Hradil plädieren Otte und Rössel nämlich dafür, Verhalten von den zugrunde liegenden Einstellungen und Meinungen zu separieren, und für Lebensstile nur die Komponente des sichtbaren Verhaltens zuzulassen. Solche Einstellungen können jedoch, als kausal den Lebensstilen vorausgehend, sowohl in ästhetischen Orientierungen (Konsum und Freizeit) als auch in ethischen Orientierungen liegen (z.B. religiöse oder ökologische Vorstellungen). Für übergreifende Zusammenhänge von Wertorientierungen und Lebensstilmustern schlagen sie den Terminus der Lebensführung vor (vgl. Otte/ Rössel 2012: 15). Inhaltlich können sowohl die Verhaltensweisen (des Lebensstils), als auch die davon abgetrennten Orientierungen sowohl breiter gefasst sein, oder aber auf Kulturnutzung, Freizeitgestaltung, Konsum und ästhetische Vorlieben eingeschränkt werden. Die Sphären Verhalten und Einstellungen zu trennen schlagen Otte und Rössel deshalb vor, um in der Lebensstilforschung den „[...] je nach Situation variablen Einfluss von Werten und Präferenzen einerseits sowie Ressourcen und Restriktionen andererseits auf die Lebensstilpraxis zu erklären“ (Otte/ Rössel 2012: 14). Wie die Definition von Hradil zeigt, ist diese Trennung von Lebensstil und Lebensführung jedoch alles andere als etabliert, und die Lebensstilforschung befasst sich sowohl mit Aspekten der Lebensführung wie des Lebensstils. Einstellungen, Werte und Überzeugungen werden ebenso wie das sichtbare Verhalten in Untersuchungen betrachtet, je nach ForscherIn und Untersuchungsfeld, sodass sich ein genauer Blick darauf empfiehlt, was in der jeweiligen Forschungsarbeit unter Lebensstil bzw. Lebensführung verstanden wird.

4.1.3 Varianten und Ziele der deutschsprachigen Lebensstilforschung

In der Literatur finden sich verschiedene Möglichkeiten, eine Systematik in die Vielzahl von lebensstilsoziologischen Ansätzen zu bringen.

Grundsätzlich lassen sich in der Lebensstilforschung zwei Ansätze unterscheiden, die verschiedenartig sind hinsichtlich des angenommenen Einflusses des Lebensstils auf Handlungen, Einstellungen und andere Merkmale (vgl. Hermann 2004: 164).

„Strukturalistische Lebensstilansätze“ interpretieren Lebensstile als Folge sozialer Ungleichheit und als Ausdruck von unterschiedlicher Ressourcenausstattung (vertikale Ressourcenungleichheit). Lebensstile sind in dieser Konzeption zurückgebunden an die soziale Struktur, und werden gemeinsam mit Strukturmerkmalen zur Erklärung (von Handlungen) eingesetzt. Sozialstruktur und Kultur sind in dieser Ansicht miteinander eng verwoben. Der Ansatz Bourdieus wäre ein Beispiel für einen strukturalistischen Lebensstilansatz. In „kulturalistischen Lebensstilansätzen“ dagegen wird die Eigenständigkeit von Lebensstilen gegenüber der sozialen Struktur betont. Lebensstile stiften dabei Identität und tragen zur Abgrenzung von anderen Lebensstilgruppen bei. Dabei wird eine „undeterminierte“ Welt angenommen, in der Lebensstile gruppenbildend wirken, weil sie gemeinsame Zeichenreservoirs haben und so die symbolischen Zugehörigkeiten festlegen: „Lebensstilkollektive sind in dieser Konzeption als Gruppen aufzufassen, die über gemeinsame symbolische Codes und Wissensbestände verfügen – und dies findet Ausdruck in gemeinsamen Einstellungen und Verhaltensmustern [...]“ (Hermann 2004: 156). Nach Hermann ist Schulzes Erlebnisgesellschaft eher dem kulturalistischen Ansatz zuzuordnen. Kulturalistische Lebensstilansätze erheben den Anspruch, dass das vertikale Ungleichheitsparadigma durch Lebensstilansätze abgelöst werden könne, weil die Gesellschaft sich von einer strukturierten hin zu einer unstrukturierten gewandelt habe. Lebensstile müssten dazu zur Erklärung von Handlungen und Einstellungen eingesetzt werden können.⁵⁴ Sowohl Hermann als auch Otte weisen den kulturalistischen Anspruch einer Autonomie des Lebensstils gegenüber Strukturen zurück (vgl. Hermann 2004: 174f; Otte 2005: 27). Zwar lassen sich in vielen Studien (bivariate) Korrelationen von Lebensstilen und Handlungen feststellen, nach Drittvariablenkontrolle (Variablen sozialer Ungleichheit; Wertvariablen) reduziert sich diese aber auf 2 bis 4 Prozent Varianzaufklärung, was nach Otte (kontra Hermann) aber nicht unter einem generellen Scheinkorrelationsdacht stehen dürfte, und in der Stärke dem Einfluss von verschiedenen sozialstrukturellen Konzepten

⁵⁴ Zum Erklärungspotential von Lebensstilen: In einer Durchsicht von Studien zu verschiedenen Themenbereiche (z.B. Konsumverhalten, Parteipräferenz und Mortalität) kommt Hermann zur Einschätzung, dass zwar Lebensstilen ein eigenes (Varianzaufklärungs- und) Erklärungspotential gegenüber sozialstrukturellen Merkmalen zukommt, dass in vielen Fällen aber keine Scheinkorrelation ausgeschlossen werden könne (vgl. Hermann 2004: 173). Der Zusammenhang von Lebensstilen und Handlungen kann als Wirkung von Wertorientierungen verstanden werden, wodurch variablensoziologisch gesprochen Wertorientierungen die Ursache sowohl von Lebensstilen als auch Handlungen wären. Diese Betrachtungsweise setzt nach Hermann voraus, überhaupt Lebensstile als sichtbare Verhaltensmuster zu definieren, und von Aspekten der Einstellung und von Werten zu trennen. Eine Vermischung von Werten und Verhalten in den Begriff des Lebensstils habe erstens den Nachteil, dass die kausale Beziehung zwischen Werten und Verhalten nicht mehr analysiert werden könne. Zweitens sind Werte nicht wahrnehmbar und damit nicht distinkt. Wenn Lebensstile als nach außen hin wahrnehmbar und damit distinkt betrachtet werden, erfüllen Werte diesen Definitionsanspruch nicht.

entspräche. Otte plädiert daher dafür, Lebensstile nicht statt, sondern in Ergänzung zu sozialstrukturellen Merkmalen in Erklärungen zu nutzen.

Nach Otte/Rössel gibt es vier konzeptuelle Varianten der Lebensstilforschung. Erstens allgemeine Lebensstiltypologien, die Elemente des Lebensstils über verschiedene Bereiche erfassen (wie z.B. Freizeit und Kulturverhalten; vgl. Otte/ Rössel 2012: 16). Typenbildung erfolge hier meist über Clusteranalysen. Zweitens gäbe es bereichsspezifische Typologien, bei denen die Typenbildung nur auf Basis von Indikatoren eines bestimmten Bereichs vorgenommen werden, z.B. Medientypologien. Kritisch merken die Autoren an, dass bei typologischen Ansätzen so viele Facetten des Lebens in die Typenbildung eingehen, dass kausalanalytisch und theoretisch kaum geklärt werden könne, weshalb bestimmte soziale Lagen mit bestimmten Typen zusammenhängen und warum sich die Angehörigen dieser Typen sich auf bestimmte Weise in den jeweiligen Feldern verhalten. Drittens und viertens gibt es Ansätze, die nicht typologisch arbeiten, sondern Lebensstildimensionen erfassen (die sich aber in Typologien überführen lassen): einerseits die bereichsübergreifenden Lebensstildimensionen wie beispielsweise Schulzes alltagsästhetische Schemata oder Bourdieus kulturelles Kapital, andererseits bereichsspezifisch verengte Lebensstildimensionen, wie kulturelles Kapital in Jugendszenen, oder variablenbasierte Ansätze, analog dazu wie sie auch in der Gesundheitssoziologie genutzt würden. Während bei typologischen Ansätzen Personen einem einzigen Typus zugeordnet werden, wird bei den dimensional Ansätzen den Personen ein Wert auf einer Dimensionsskala zugewiesen.

Die Phänomenbereiche, die sich als Explananda der deutschsprachigen Lebensstilforschung anbieten (gemäß obiger Definition von Lebensstilen nach Otte und Rössel) sind: 1) die Erklärung der Entstehung kultureller Orientierungen, die den Lebensstilen zu Grunde liegen; 2) der Einfluss von kulturellen Orientierungen auf die Verhaltensweisen einzelner Akteure; 3) die Bündelung von einzelnen Verhaltensweisen zu Lebensstilen, sowie 4) die Modalitäten der Vernetzung und Vergemeinschaftung von Personen durch geteilte Lebensstilmerkmale (vgl. Rössel 2012: 36).

Ein Kennzeichen der Lebensstilforschung dürfte zudem sein, dass sie oft im Bereich der angewandten Forschung betrieben wird. Vor allem typologische Lebensstilansätze, also solche, bei denen (holistische) Lebensstiltypologien entworfen werden, sind eher in der angewandten als der akademischen Forschung zu finden (vgl. Otte/ Rössel 2012: 28). „PraktikerInnen“ (Kommunen, Kirchen, Verbände, politische Akteure), also Personen bzw. Gruppen, die diese angewandte Forschung in Auftrag geben, erhoffen sich von

Lebensstiltypologien einen Mehrwert, z.B. im Bereich von Produkten und deren Marketing. Durch die Typologien sehen diese PraktikerInnen die Beschreibungen von Menschen, und nicht von Variablen. Skeptisch sind Otte und Rössel aber in der Frage, ob sich auf Basis dieser Typologien auch tatsächlich Verhaltensänderungen der beschriebenen Gruppen herbeiführen lassen. Maßnahmen, die auf Basis der Typologien abgeleitet werden, „[...] werden meist durch eine assoziative Mustererschließung gewonnen [...], gründen aber kaum auf theoretisch informativen und präzise zurechenbaren Erklärungen“ (Otte/ Rössel 2012: 28), sodass es sich eher um ein einführendes Verstehen lebensstilspezifischer, typisierter Akteure handelt, und weniger ein rationales Verstehen typischer Handlungsabläufe. Noch klarer formuliert diesen Anspruch der Lebensstilforschung Hermann in seiner „kritischen Bilanz“: „Deskriptive Lebensstiluntersuchungen sind vor allem in der Marktforschung zu finden. Das Ziel der Studien ist es, Personengruppen durch Lebensstile zu charakterisieren, um gruppenspezifische Werbestrategien zu entwickeln. Durch die Umsetzung dieser Strategien soll beim Konsumenten eine Assoziation zwischen Lebensstil und Produkt hergestellt werden“ (Hermann 2004: 156). Häufige Schwachpunkte dieses Ansatzes sind unzureichende Abgrenzungen des Lebensstilbegriffs von Einstellungen, Präferenzen und Strukturmerkmalen. Deshalb würden oft (unsystematisch) viele Indikatoren für die Feststellung von Lebensstilgruppen genutzt, was aber mit sich führt, dass die Ergebnisse nicht reproduzierbar sind. Auch durch den Ausschluss verschiedener Variablen (z.B. weil deren Verteilung für die mathematischen Verfahren zu schief ist) besteht ein großer Steuerungsspielraum. Entscheidungsprozesse bei Faktor- und Clusteranalysen sind schließlich nicht standardisiert.

4.1.4 Methoden und Methodologie der Lebensstilforschung

Im obigen Abschnitt wurde die Gefahr angesprochen, viele Indikatoren unsystematisch einzusetzen, um über clusteranalytische Verfahren zu Lebensstiltypen zu kommen, die für andere kaum reproduzierbar seien. Darauf verweist auch Meyer. Er bemängelt dabei das ziemliche „[...] Durcheinander bei der Festlegung der zentralen Dimensionen von Lebensstilen und deren Operationalisierung[...]“ (Meyer 2001: 261). Viele Arbeiten würden auf Grund dessen sich auf ein Ad-Hoc-Sortieren empirischer Phänomene beschränken, und in einen reinen Deskriptivismus verfallen. Das Spektrum methodischer Ansätze ist entsprechend groß. Trotzdem lassen sich grob zwei Arten der Lebensstil-Begründung und zwei Arten der

„Messung“ von Lebensstilen unterscheiden.⁵⁵ Es zeigt sich, dass zum Teil ähnliche Methoden zum Einsatz kommen wie sie auch Bourdieu in „Die feinen Unterschiede“ genutzt hatte.

Zunächst kann Lebensstilforschung auf zwei verschiedene Arten begründet werden (vgl. Hartmann 2012: 63). Der erste Ansatz begründet Lebensstile aus der Alltagsethik: Lebensstile bzw. nach Otte und Rössels Terminologie Lebensführungen, ergeben sich aus Vorstellungen der Akteure über Wünschenswertes im Leben, d.h. auf Basis von gemeinsamen Werten. Lebensführungsforschung ist somit Forschung über Werte und Interessen. Das Konzept der „Lebensführung“ soll dabei Erklärungen hinsichtlich grundlegender ethischer Fragen bieten, z.B. wenn es um Einschätzungen politischer Richtungen oder religiöser Praktiken geht. Die zweite Variante bezieht sich auf die Alltagsästhetik. Ein Lebensstil ist danach an der Form des Lebens der Akteure erkennbar, d.h. Lebensstilforschung ist Forschung über sinnlich Wahrnehmbares. Solcherart konstruierte Lebensstile sollen Konsum und Freizeit erklären können.⁵⁶

Hartmann unterscheidet drei methodologische Ansätze der Lebensstilforschung (vgl. Hartmann 2012: 65). Erstens kann unter Lebensstilforschung die Generierung von Typologien oder Grafiken verstanden werden, um Personen oder Variablen zu strukturieren. Zweitens können diese Typologien genutzt werden um Verhalten erklären zu wollen (sodass Lebensstile und die in ihnen vorkommenden Variablen als unabhängige Variablen fungieren). Dabei darf das Explanandum freilich nicht bereits in die Konstruktion der Typen eingeflossen sein, da sonst ein zirkulärer Schluss vorliegt. Drittens können Lebensstile als abhängige Variablen genutzt werden, nämlich wenn es darum geht, deren Entstehung zu klären. Dazu braucht es Begründungen für die Auswahl der stilbildenden Variablen, z.B. aus ökonomischen oder sozialpsychologischen Theorien.

Wie kommt man zu den Typologien, die in den drei von Hartmann vorgestellten Ansätzen benötigt werden? Bei aller Heterogenität der Ansätze in der deutschsprachigen Lebensstilforschung lassen sich nach Blasius und Friedrich zwei grundsätzliche Möglichkeiten des Vorgehens bei der Messung von Lebensstilen unterscheiden (vgl. Blasius/

⁵⁵ Vgl. für einen ausführlicheren methodologischen Überblick, als er hier gegeben werden kann, über Entdeckungs-, Begründungs- und Verwertungszusammenhänge zu Lebensstilen und zu Aspekten der Konzeption und Erhebung, der Bestimmung, sowie der Beschreibung und Deutung von Lebensstilen Hartmann 2012.

⁵⁶ Hartmann verweist darauf, dass die SINUS-Typen dem Bereich der alltagsethischen Lebensführungsforschung zuzuweisen wären.

Friedrichs 2012: 400f). Bei empirischen Lebensstilanalysen sei, so stellen Blasius und Friedrichs fest, meist zunächst nicht eindeutig definiert, was genau mit der Untersuchung beschrieben werden soll, und mit welcher Methode.⁵⁷ Die erste, grundlegende Methode bestehe darin, dass man empiristisch „[...] lange Listen mit bis zu 150 meist ordinal skalierten Variablen als Eingabeinformationen verwendet, mit denen Einstellungen und Verhaltensweisen gemessen werden“ (Blasius/ Friedrichs 2012: 400). Diese Fülle an Variablen soll sicherstellen, zumindest „irgendeinen Lebensstil“ zu finden. Meistens würden skalierungs- oder clusteranalytische Verfahren eingesetzt, um Gruppen (im Nachhinein) zu finden und definieren (wie dies bei den SINUS-Studien und Vesters Milieuansatz der Fall sei). Diese Gruppen/Cluster werden mit Namen versehen (z.B. „konservativ-etabliertes Milieu“ im SINUS-Ansatz). Problematisch bei diesem Ansatz sei, dass „[...] immer irgendwelche Lebensstilgruppen gefunden werden, unabhängig davon, wie groß ihr Realitätsgehalt ist und ob sie reproduzierbar sind oder nicht“ (Blasius/ Friedrichs 2012: 400). Kleine Änderungen der Items können bereits die gefundene Clusterstruktur verändern, sodass es die starke Gefahr von Methodeneffekten gibt. Diesen Typen werden Personen auf Grund ihrer Variablenausprägungen deterministisch oder probabilistisch zugeteilt (vgl. Hartmann 2012: 67). Interpretiert werden die Typen durch den Vergleich von Anteilen oder Mittelwerten von Variablen, die charakteristisch für jeweilige Typen sein sollen oder mit der Typologie korreliert sind. Sowohl ganzheitliche Typen als auch partielle Typen sind möglich, wie z.B. eingeschränkt auf kulturelle Präferenzen oder Handlungsweisen. Die Ergebnisse einer Clusteranalyse sind darüber hinaus nicht eindeutig festgelegt (vgl. Hartmann 2012: 77). Um sinnvolle Cluster zu erhalten müsse manchmal mit der Clusteranzahl experimentiert werden und diese versuchsweise interpretiert werden. Formale Kriterien geben bei großen Variablenzahlen nur selten die optimale Clusterzahl vor.

Die zweite Methode besteht in der Konstruktion von latenten, sozialen Räumen in der Manier Pierre Bourdieus (vgl. Blasius/ Friedrichs 2012: 400f). Die dabei verwendeten Verfahren sind meist die multivariaten Verfahren der Korrespondenzanalyse, mit einer zweidimensionalen Ergebnisdarstellung. Die Eingabeinformationen sind dabei Indikatoren des Lebensstils. Ein Vorteil dieser Verfahren ist die Stabilität der konstruierten Räume, die bestehen bleibt, auch

⁵⁷ Sie führen diesen Aspekt zwar nicht näher an, aber Blasius und Friedrichs scheinen sich hier vor allem auf das Vorgehen bei allgemeinen Lebensstiltypologien zu beziehen, und nicht bei partiellen. Schließlich scheint es mir unwahrscheinlich, dass auch bei Lebensstilstudien mit einem spezielleren Forschungsziel nicht klar sein soll, „was genau“ beschrieben werden soll.

wenn weitere - mit den bisherigen Variablen unkorrelierte - Variablen eingeführt werden. In dieser Vorgehensweise werden nach Ansicht der Autoren meist Multi-Response-Fragen eingesetzt zur Ermittlung von Lebensstilen: Listen mit 10 bis 15 Items, wobei die Befragten 3 oder 5 davon auswählen sollen, die am stärksten zutreffen. Im Hintergrund dieses Verfahrens stehen Annahmen über eine „notwendige“ Homologie bzw. Korrespondenz der Indikatoren des Lebensstils und verschiedenen Komponenten der Klassenstruktur (vgl. Hartmann 2012: 67). Die Interpretation von bildhaften Ergebnissen der Korrespondenzanalyse ist dabei oft eine Sache von Intuition und hermeneutischer Überprüfung spekulativer Aussagen (vgl. Hartmann 2012: 77). Nicht immer können die Achsen des Ergebnisses einer Korrespondenzanalyse sinnvoll interpretiert werden.

4.1.5 Theorien der Lebensstilforschung

Wenngleich die deutschsprachige Lebensstilforschung sich als eigenständiges Forschungsfeld etabliert hat, bleibt als ein zentraler Kritikpunkt, neben einer oft unsystematischen Operationalisierung, ihre Theoriearmut (vgl. Rössel 2012: 35). Viele der festgestellten statistischen Zusammenhänge zwischen Variablen und Lebensstilmustern hätten sich zwar in Replikationen bewährt, wären aber theoretisch nur ansatzweise begründet und so gut wie gar nicht erklärt. Ein Beispiel hierfür ist die Prägung von hochkulturellem Geschmack und Kulturteilnahme durch Bildung und sozialen Status. Auf die Theoriearmut der empirischen Lebensstilforschung verweist auch Meyer: „Versteht man unter Theorie einen einheitlichen und konzisen Bezugsrahmen, der aus einem System von Klassifikationen besteht, mit dessen Hilfe ein Sachverhalt hinreichend erfasst werden kann, dann bereitet die theoretische Fundierung des Lebensstilkonzepts erhebliche Probleme. Eine Vielfalt von Ansätzen [...] bestimmt das Bild“ (Meyer 2001: 260). Meyer verweist besonders auf den Umstand, dass es zwar viele Vorarbeiten durch Pierre Bourdieu gäbe, zahlreiche Lebensstilansätze aber in expliziter Abkehr zu Bourdieu arbeiten würden. Dies gilt sowohl für die „kurzatmigen, empiristischen Ansätze“ der Markt- und Wahlforschung, aber auch für den konzeptionellen Mainstream.⁵⁸ Hradil dagegen verweist darauf, dass die Phase des „theorielosen Sortierens“ von Phänomenen überwunden sei, und je nach Sachlage und Fragestellung Rational-Choice-Theorien, Kulturkonflikttheorien, Identitätstheorien, Individualisierungstheorien oder auch die Bourdieu'sche Habitus-theorie für Lebensstilerklärungen genutzt werden würden (vgl. Hradil

⁵⁸ Meyer hebt gesondert Hans-Peter Müller und Michael Vester als „rühmliche Ausnahmen“ hervor (vgl. Meyer 2001: 260).

2001: 276). Dennoch, eine einheitliche Theorie der Lebensstilforschung gibt es im Großen und Ganzen nicht, offenbar ist auch der Status von Bourdieus Habitus- und Lebensstiltheorie mitunter kontrovers diskutiert.

4.1.6 Lebensstilforschung zwischen Ablehnung und Inkorporation des Habituskonzepts

An dieser Stelle stellt sich daher die Frage, inwiefern der Habitus als theoretisches Konstrukt oder Theorieelement in der Lebensstilforschung fungiert? Schließlich ist der Habitus konzeptionell an der Schnittstelle von Struktur (Klassenlage) und Handeln der Akteure (das sich symbolisch in Form des Lebensstil ausdrückt; vgl. Krais/ Gebauer 2002: 36f). Das Habituskonzept scheint daher zumindest in diejenigen theoretischen Leerstellen zu passen, bei denen es um statistische Zusammenhänge zwischen sozialstrukturellen Variablen (wie Bildung) und Lebensstilvariablen geht. Findet sich das Konzept als prominentes Theorieelement innerhalb der Lebensstilforschung? Und wofür wird es verwendet? Diese Frage steht im Fokus der folgenden Betrachtungen.

Auf Hradil, der die Bourdieu'sche Habitus-theorie als ein mögliches Theorieelement für Lebensstilstudien herausgestellt hatte, ist weiter oben bereits verwiesen worden. Meyer, selbst offenbar ein Vertreter der klassischen Sozialstrukturanalyse, die er als „vertikales Paradigma“ betrachtet, äußert sich unmissverständlich zur Rolle, die Bourdieus Theorien auch in der Lebensstilsoziologie zu spielen haben: „Seine [Bourdieu's] nicht zu hintergehende Lehre lautet: Lebensstile folgen weniger den Besonderheiten des individuellen Ausdrucks als der (teils bewussten, teils unbewussten) Logik der Diskriminierung, des Herabwürdigens und der Exklusion“ (Meyer 2001: 266). Meyer bezeichnet es als eine der „bleibenden“ Einsichten Bourdieus (die also auch für die Lebensstilforschung zu gelten habe), dass die Sprache des Geschmacks und der Lebensstile ihre Unschuld genommen wurde. Vermittelt über den Habitus spielen Verhaltensunterschiede (oft begleitet von Gefühlen der Über- oder Unterlegenheit) eine Rolle in der Grammatik gesellschaftlicher Klassenverhältnisse. Lebensstile dienen zur Distinktion und als Streitelement im Konflikt um die richtigen Werte, Standards, um Macht und Reputation.

Dass Bourdieu's Habituskonzept nicht allgemein verbindlich für die Lebensstilforschung ist, und keineswegs von allen VertreterInnen der empirischen Lebensstilforschung als „nicht zu

hintergegender Lehre⁵⁹ betrachtet wird, zeigt Rössel (2012). Mit Rössel waren weiter oben ja bereits die Explananda der Lebensstilforschung angeführt worden (nämlich die Erklärung der Entstehung kultureller Orientierungen; des Einflusses von kulturellen Orientierungen auf die Verhaltensweisen einzelner Akteure; der Bündelung von einzelnen Verhaltensweisen zu Lebensstilen; und der Modalitäten der Gemeinschaftsbildung von Personen durch geteilte Lebensstilmerkmale). Rössel betrachtet für jedes dieser Explananda eine Reihe von Theorien, die diese Explananda betreffen und aus denen sich Hypothesen ableiten lassen. Hier sollen nicht alle von Rössel angeführten Theorien im Einzelnen betrachtet werden⁶⁰, im Vordergrund steht eher, wie Bourdieus Habituskonzept bewertet wird. Rössel diskutiert im Abschnitt „Der Einfluss von kulturellen Orientierungen auf einzelne Verhaltensweisen“ mögliche Konzeptionen, wie dieser Einfluss zu fassen ist. Rössel schlägt zur Erklärung des *Einflusses* von kulturellen Orientierungen auf das Verhalten bzw. das soziale Handeln ein theoretisch offenes, handlungstheoretisches und individualistisches Modell vor, das sich am Minimalkonsens von handlungstheoretischen Rational-Choice-Modell ausrichtet (vgl. Rössel 2012: 46-50). Akteuren wird in diesem Modell ein zielgerichtetes, rationales Handeln unterstellt, wobei die Handlungsalternativen durch zwei Strukturen begrenzt werden: einerseits durch die für Akteure bestehenden Handlungsmöglichkeiten, d.h. durch die „Opportunitätsstruktur“: Restriktionen der jeweiligen Situation und Ressourcen wie kulturelles Kapital, sowie zweitens durch die Präferenzen der Akteure (Präferenzstruktur). Gemäß dieser Überlegungen haben Präferenzen und kulturelle Orientierungen in solchen Situationen eine starke explanatorische Kraft, in denen nicht bereits durch die Opportunitätsstruktur der Weg stark vorgezeichnet ist bzw. in Situationen, in denen die Handlungsalternativen sich wenig in ihren Kosten unterscheiden (sog. „Niedrigkostensituationen“). In Hochkostensituationen entscheidet die Ressourcenausstattung, die stärker an Klasse und Schicht gebunden ist, über die Handlungswahl. Die Kostenstruktur in einer Situation ist folglich eine intervenierende Variable. Eine zweite intervenierende Variable ist das Konzept der „Korrespondenz“: „Damit ist gemeint, dass Einstellungen und Verhalten im Hinblick auf das jeweilige Objekt, die Spezifität des Verhaltens, den Zeitrahmen und den Kontext des Verhaltens möglichst korrespondierend gemessen werden müssen, um eine hohe Korrelation zwischen

⁵⁹ Meyer sieht sich auf Grund seiner (für wissenschaftliche Kontexte zugegebenermaßen „bemerkenswerten“) Wortwahl übrigens scharfer Kritik von Schulze ausgesetzt, der ihn der „intellektuellen Unterwürfigkeit“ bezichtigt (vgl. Schulze 2001: 288f).

⁶⁰ Vgl. dazu Rössel 2012: 38-56.

Einstellungen und Verhalten zu erreichen“ (Rössel 2012: 48). Das Verhalten (z.B. die Häufigkeit von Opernbesuchen) lässt sich demnach dann gut auf Basis von erfragten Einstellungen vorhersagen, wenn die Einstellung nicht allgemein („Ich mag Opernmusik“), sondern spezifisch erfragt wurde („Ich mag die Münchner Oper“). Damit Werte und Präferenzen erklärungskräftig sind, müssen sie also eng korrespondierend mit dem Explanandum erfragt werden.

Rössel zufolge besteht also ein Zusammenspiel von Werten und Einstellungen mit dem manifesten Verhalten von Lebensstilen, aber keine völlige Kongruenz (vgl. Rössel 2012: 49). Einerseits können dieselben Orientierungen je nach Kostenstruktur in unterschiedlichen Verhaltensweisen münden, und andererseits kann auf Grund einer Kostenstruktur eine Orientierung überhaupt kein Verhalten zeitigen (weil die Kosten es nicht zulassen). Aus diesem Zusammenspiel von Opportunitäts- und Kostenstruktur zieht Rössel den Schluss, dass in der Lebensstilforschung der Zusammenhang von Sozialstruktur und Lebensstilen „unterkomplex“ betrachtet worden wäre. Zwar stimme es, dass Orientierungen (Werte und Präferenzen) von Akteuren durch spezifische Aspekte der Sozialstruktur geprägt werden, worauf eine Reihe von Theorien verweisen, z.B. die Theorie des Wertewandels (berücksichtigt Ressourcen), die sozialen Lerntheorien (die auf Lernmodelle, Ressourcen, und Motivation abzielen), sowie die „klassische Theorie“ von Bourdieu, der von einer Entsprechung von Habitus und der jeweiligen Lebensbedingungen ausgehe. Aber: Problematisch sei bei Bourdieus Habitus-theorie, dass er keine Bedingungen darüber angebe, wann Orientierungen der Eltern übernommen werden und wann von diesen Orientierungen abgewichen wird. Damit teilt nach Rössel die Habitus-Theorie ähnliche Schwächen wie die von Rössel ebenfalls kritisierten Theorien sozialer Praktiken, die knapp zusammengefasst aussagen, dass Akteure nicht zielrational agieren, sondern auf Basis von routinisierten Praktiken, in denen körperliche Bewegungen, praktisches Wissen, Regeln, Motivationen sowie emotionale Zustände zusammenkommen (Elemente, die meiner Meinung nach genuine Bestandteile von Bourdieus Habitus-theorie und seiner Theorie der Praxis sind). Betont werden dabei die Körperlichkeit von Handlungen, die Routinisierung des Verhaltens sowie die Rolle von Objekten im Handeln. Die Habitus-theorie und die Theorie sozialer Praktiken erklären aber, so Rössel, nicht die Funktionsweise der Routinehaftigkeit. Warum bestimmte Akteure bestimmte Praktiken ausüben (und nicht vielmehr andere) bleibe unterbeleuchtet. Dies seien aber die zentralen Fragen der Konsum- und Lebensstilforschung, weshalb er die Habitus-theorie und die Theorien sozialer Praktiken für wenig geeignet hält für die Lebensstilforschung. Als Lösung schlägt Rössel den Rückgriff auf die

Entscheidungspsychologie vor (vgl. Rössel 2012: 55). Diese besagt, dass Akteure in bekannten Handlungssituationen normalerweise erlernten Routinen folgen und Informationen der Situation auch hinsichtlich der schon bekannten Routinen selektieren, sodass gezielt die Akteure Situationen ähnlicher einschätzen als sie es sind und so die Nachteile von routinisiertem Handeln eher unterschätzen. Bedingungen für die Reaktivierung von Handlungsrouinen sind, dass die routinisierten Lösungen in der Vergangenheit wiederholt gewählt wurden und mit (hohen) Belohnungen verbunden waren, und dass es einen hohen Grad von Ähnlichkeit zwischen der aktuellen Entscheidungssituation und den früheren Entscheidungssituationen gibt, in denen die Alternative gewählt worden war. Die Entscheidungspsychologie bietet sich nach Rössel daher als Modell des Handelns in Routinen auch für die Lebensstilforschung an, weil präzise Bedingungen für routinisiertes Handeln angegeben werden und Anschlussstellen gegenüber soziologischen Variablen wie sozialen Kontexten vorhanden seien.⁶¹

Während Rössel die Habitus­theorie mit Verweis auf ihre Mängel hinsichtlich der Konditionalität von routinehaftem Handeln kritisiert, findet sich das Habituskonzept in zahlreichen anderen Ansätzen, um den Zusammenhang von sozialen Positionen und Lebensstilen herzustellen, wovon im Folgenden exemplarisch zwei Referenzen auf das Habituskonzept vorgestellt werden sollen: die Studie von Stein (2005) über den Zusammenhang von Lebensstilen und sozialer Mobilität, sowie die familiensoziologische Studie von Klocke et al (2002) über den Zusammenhang von Lebensstil und Lebensform.

Lebensstile sind, so Petra Stein, nach wie vor stark von sozialen Positionen und objektiven Lebensbedingungen geprägt (vgl. Stein 2005: 206f). Unterschiede im Geschmack und im Verhalten würden, entgegen den Postulaten von VertreterInnen von Entstrukturierungsansätzen, nach wie vor durch Merkmale vertikaler Ungleichheit bestimmt. Dennoch seien soziale Schichten nicht völlig homogen in ihren Lebensstilen, während Lebensstile sich auf verschiedene Schichten erstrecken können. Die Befunde deuten also darauf hin, dass die objektive Ressourcenausstattung eine Art Rahmen ist, innerhalb derer es eine Variabilität von Lebensstilmöglichkeiten gibt. Nach Stein gibt es daher trotz der starken

⁶¹ Nach Rössel lassen sich aus Theorien von Sozialpsychologie und Soziologie auch ableiten, wann Akteure gerade nicht auf routinehaftes Handeln zurückgreifen, sondern aktiv und reflexiv Entscheidungen treffen: nämlich wenn die Routine nicht intensiv erlernt wurde, nicht zur Situation passt (bzw. eine neue Situation auftritt), genug Gelegenheit zum Abwägen der Handlungsalternativen der Situation bleibt und/oder eine starke Motivation zur Abweichung der gelernten Routinen vorliegen (vgl. Rössel 2012: 57f).

Einflüsse von Merkmalen der objektiven Lage einen individuellen Präferenzspielraum. Weder bestehe daher eine rigide Klassengesellschaft noch eine vollkommen in horizontale Milieus aufgelöste Gesellschaft, sondern: „Es handelt sich bei der Gegenwartsgesellschaft um eine pluralisierte Form einer weiterhin existierenden Klassen- bzw. geschichteten Gesellschaft [...]“ (Stein 2005: 207f). Das Habituskonzept könne daher nach wie vor genutzt werden, um die Vermittlung von Einflüssen der Lage auf den Lebensstil zu konzipieren. Nach Stein ist eine Besonderheit von Bourdieus Habituskonzept, dass damit die diachrone Perspektive in der Generierung von Lebensstilen betrachtet werden kann (vgl. Stein 2005: 209). In den Habitus fließen schließlich die Sozialisationserfahrungen der Subjekte ein. Gut belegt sei nach Stein „[...] die zentrale Bedeutung der primären Sozialisation für die Ausbildung alltagsästhetischer Präferenzen, kultureller Orientierungen und Verhaltensweisen sowie die Reproduktion sozialer Ungleichheit durch die kulturelle Praxis innerhalb einer Familie [...]“ (Stein 2005: 209). Wie verwendet Stein das Habituskonzept? Stein nützt das Konzept als Referenzrahmen, um in ihrer Untersuchung Zusammenhänge zwischen Lebensstilen und der sozialen Mobilität abzuleiten und zu überprüfen. Hierzu hebt sie aus dem Habituskonzept vor allem zwei Aspekte heraus: dass die Präferenz- und Handlungsmuster, die in der primären Sozialisation erworben wurden, relativ stabil sind, und dass die erlernten Handlungsmuster je nach den Handlungsressourcen (ökonomisches und kulturelles Kapital) gebildet werden.

Ähnlich wird das Habituskonzept bei Klocke et al (2002) benutzt. Die Autoren untersuchen den Zusammenhang von Lebensstilen und Lebensformen⁶², ein in der Familiensoziologie wenig untersuchtes Feld (vgl. Klocke et al 2002: 71ff). Sie verweisen bezüglich des Habitus ebenfalls auf den Aspekt der Vermittlung von objektiver Lage und Lebensstil, als Produkt der permanenten Inkorporation äußerer Strukturen. Mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter sei der Prozess der Ausformung des Habitus also nicht zu Ende. Auch hier werden Lebensstile so interpretiert, dass sie zum Teil den Habitus als Vorlieben und Dispositionen zum Ausdruck bringen, und deshalb eine Konstanz aufweisen (vgl. Klocke et al 2002: 74). Lebensstile fassen die AutorInnen als raum-zeitlich strukturierte Muster der Lebensführung auf, abhängig von materiellen und kulturellen Ressourcen, der Familien- und Haushaltsform sowie den Werthaltungen. Da Klocke et al daher Werthaltungen abtrennen von den Lebensstilen, entsprechen sie implizit der Aufteilung von Lebensführung und Lebensstil, wie sie auch von

⁶² Lebensformen meint hierbei den „[...] Überbegriff [für] alle privaten Haushaltsformen und Paartypen, u.a. Singles und ältere Alleinlebende, das living apart together, Paarhaushalte mit und ohne Kinder, allein Erziehende und Wohngemeinschaften“ (Klocke et al 2002: 73).

Otte und Rössel weiter oben vorgeschlagen wurden. Die forschungsleitende Hypothese formulieren Klocke et al ausdrücklich in Bezug zu Bourdieus Habitus-theorie, wonach bei einem Wandel der Familienform (z.B. einer Familiengründung) diese neue Familienform entsprechend der bereits bestehenden Strukturen des Habitus ausgeformt werde (vgl. Klocke et al 2002: 75). Bisherige Lebensstile würden damit weitgehend beibehalten werden, und das Familienleben in die bisherigen Aktivitäten eingepasst. Empirisch haben Klocke et al ihre Hypothese auch bestätigen können (vgl. Klocke et al 2002: 81f). Habitus und Lebensstil haben eine eigene Wirkung, die über verschiedene Lebensformen hinweg und in verschiedenen Haushaltskontexten gelebt wird. So zeigte sich beispielsweise, dass die Lebensform „Familie“ nicht die Palette an möglichen gelebten Lebensstilen einschränkt.

Sowohl Stein 2005 als auch Klocke et al 2002 verwenden also das Habituskonzept, um Beziehungen zwischen Lebensstilen und anderen Konzepten abzuleiten, und diese einer empirischen Überprüfung zu unterziehen. Dabei wird das Lebensstilkonzept gewissermaßen als empirisch zugänglicherer Platzhalter für das Habituskonzept eingesetzt, mit der Argumentation, dass der Lebensstil eine Teildimension des Habitus sei. Bei beiden Studien wurde übrigens die deutsche „Allgemeine Bevölkerungsumfrage der Sozialwissenschaften“ (ALLBUS) für die Erhebungswelle 1998 genutzt (vgl. Klocke et al 2002: 75; Stein 2005: 218). Während Klocke et al eine eigene Lebensstiltypologie mit acht verschiedenen Lebensstilen entwickeln, verwendet Stein die ALLBUS-Indikatoren zur Messung alltagsästhetischer Präferenzen, kultureller Orientierungen und Freizeitverhalten, um die drei alltagsästhetischen Schemata von Schulze zu rekonstruieren. So wird bei Stein denn auch das Hochkulturschema als abhängige Variable genutzt, hinsichtlich dessen die Einflussstärken von sozialer Herkunft und Mobilität (Aufstieg/Abstieg) untersucht werden. Stein kreiert also keine Lebensstiltypologie, sondern nutzt stattdessen eine Kategorisierung der Berufsgruppen, angelehnt an die Klassen- und Klassenfraktionsaufteilung von Bourdieu (vgl. Stein 2005: 216).

In Studien ähnlich der von Klocke et al 2002 und Stein 2005 wird das Habituskonzept also als theoretischer Rahmen benutzt. Die Ergebnisse dieser Studien können den Zusammenhang von objektiven Einflussfaktoren und Lebensstilen erläutern und so zum Wissensstand über die Weitergabe- und Wandlungsweisen des Geschmacks beitragen, ein Versuch Habitustypen über die Rekonstruktion von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zu untersuchen liegt aber nicht vor.

4.2 Hermeneutik von Massendaten – Gerhard Schulzes „Fundamentalsemantik“ als Habitus-Analogon

4.2.1 Relativiert die „Erlebnisgesellschaft“ die „feinen Unterschiede“?

Nachdem im letzten Abschnitt allgemein auf die deutschsprachige Lebensstilforschung eingegangen war und der Stellenwert von Bourdieus Habituskonzept betrachtet worden war, soll in den folgenden Abschnitten genauer auf bestimmte Ansätze in der Lebensstilforschung eingegangen werden. Der Anfang wird mit Schulzes „Die Erlebnisgesellschaft“ gemacht (Schulze 2005a), was zunächst überraschend wirken mag, da Schulzes Studie mitunter als Gegenentwurf zu „Die feinen Unterschiede“ betrachtet wird.⁶³ Unter Rekurs auf Gebesmair (2001) soll allerdings die Nähe von „Habitus“ und Schulzes Konzept der „Fundamentalsemantik“ aufgezeigt werden, sowie Schulzes empirisches Vorgehen hinsichtlich der Fundamentalsemantik skizziert werden.

Wie steht Schulze zu Bourdieus Theoriekonzeption? Bourdieu wurde weiter oben als ein zentraler, theoretischer Stützpfeiler der Lebensstilsoziologie herausgestellt. Schulze dagegen warnt vor einer „heiligenartigen“ Verehrung von Bourdieu, die Bourdieus Theorie als „[...] A und O wie die Heilige Schrift [auffasst]“ (Schulze 2001: 288). Der wesentliche Beitrag Bourdieus besteht für ihn darin, aufgezeigt zu haben, dass „[...] die ‚Oberfläche‘ der Menschen (ihre Besitzgegenstände, sprachlichen Ausdrucksformen, alltagsästhetischen Muster, Zertifikate usw.) auf eine unsichtbare Bedeutungsebene hinweisen, die gleichwohl als latente kollektive Semantik allen verfügbar ist und die die facettenreichen, syndromhaften Kovariationen der Oberfläche erst erklärt“ (Schulze 2001: 289). Nebensächliche Kleinigkeiten des Alltags werden so in ihrem Zeichencharakter entlarvt. Hier bezieht sich Schulze aber eher allgemein auf Bourdieus Einsichten, ohne genauer auf dessen theoretische und methodische Konstruktionen einzugehen.

Das diagnostische Potential von Bourdieus Theorien wird von Schulze in seiner „Erlebnisgesellschaft“ denn auch stark relativiert: Bourdieu dürfe nicht nur systematisch in der Gesellschaftsanalyse einbezogen werden, sondern müsse auch „an bestimmten Stellen“ systematisch vergessen werden (vgl. Schulze 2005a: 16). Bourdieus Frankreich der 60er unterscheide sich so sehr von der Bundesrepublik der 80er und 90er Jahre (auf die Schulzes

⁶³ In der vorliegenden Arbeit kann nicht im Detail auf Schulzes umfangreiches Werk „Die Erlebnisgesellschaft“ eingegangen werden. Die Ausführungen beschränken sich darauf auf diejenigen Bereiche, die meiner Interpretation nach am stärksten im Konnex zu Bourdieus Habituskonzept stehen.

„Erlebnisgesellschaft“ zugeschnitten ist), dass zwar einige analytische Mittel aus Bourdieus Modell, aber kein einziges von Bourdieu's inhaltlichen Ergebnissen übernommen werden dürften. Bourdieu sei nicht widerlegt, habe sich aber mit einem anderen Sachverhalt beschäftigt. Was ist dieser andere Sachverhalt? Schulze macht hier offenbar eine Anspielung auf seine Unterscheidung einer Gesellschaft mit vornehmlicher Außenorientierung, wie es seiner Ansicht nach das Frankreich der 60er Jahre war, gegenüber einer mit vornehmlicher Innenorientierung, wie es das Deutschland der 80er Jahre gewesen sei: der „Erlebnisgesellschaft“.⁶⁴ Außenorientierung meint, dass Ziele des Handelns vornehmlich außerhalb der Individuen liegen, und es einen objektiven bzw. zumindest intersubjektiven Begriff von Erfolg gibt (vgl. Schulze 2005a: 557). Eine Gesellschaft, in der die Mitglieder auf sozialen Aufstieg ausgerichtet sind (um des Aufstiegs willen), wie Bourdieu dies besonders den Kleinbürgern im Frankreich seiner „feinen Unterschiede“ attestiert, wäre außenorientiert. Innenorientierung ist, im Umkehrschluss, wenn das Handlungsziel der Akteure ins Innere verlegt wird, also der von Schulze sogenannte „psychophysische“ Genuss im Vordergrund steht, d.h. „Erlebnisorientierung“. Akteure wählen demnach innerhalb von Handlungsalternativen diejenigen Handlungen aus, die ihnen den größten Genuss bringen. Außen- und Innen- (bzw. Erlebnis-)Orientierung treten allerdings laut Schulze kaum in Reinform, sondern eher in Mischungsverhältnissen auf. Daher ist auch die Erlebnisgesellschaft nicht entweder da oder nicht da, sondern eine Gesellschaft kann in höherem oder geringerem Maße eine Erlebnisgesellschaft sein.⁶⁵ Das Deutschland der 80er und 90er Jahre ist aber für Schulze offenbar wesentlich näher an einer Erlebnisgesellschaft, als das noch Nachkriegs-nahe Frankreich der 60er Jahre, auf das sich die Daten zu Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ beziehen. Neben dem Aspekt der Außen- und Innenorientierung

⁶⁴ Rössel findet Schulzes Vorstellung einer „Außenorientierung“ allerdings problematisch (vgl. Rössel 2003: 85). Nutzen könne entgegen Schulze überhaupt nicht sinnvoll außenorientiert definiert werden, weil sowohl in den Wirtschaftswissenschaften als auch in der Philosophie des Utilitarismus das Individuum der Bezugspunkt jeder Nutzenbeurteilung von Gütern sei. Auf objektive Merkmale könne nur unter Rekurs auf (innere) Dispositionen ein Bezug hergestellt werden. Selbst stark außenorientierte Ziele, die in einer Mangelsituation auftreten, z.B. das Stillen von Hunger oder Durst, erzeugen emotionale Zustände, und sind somit nicht bloß außenorientiert.

⁶⁵ Rössel kritisiert Schulze dafür, dass dieser das Konzept der Erlebnisorientierung überhaupt nicht operationalisiert habe und inflationär verwende (vgl. Rössel 2003: 85f). Komparativ lasse sich das Konzept daher gar nicht einsetzen. Schulze stellt beispielsweise fest, dass „wir alle“ über Erlebnis- bzw. Innenorientierung verfügten. Nach Rössel macht Schulze hier keine komparative Aussage, sondern eine zeitdiagnostische. Der komparative Anspruch Schulzes wird von ihm also gar nicht eingelöst. Fruchtbare sei ein Konzept der Erlebnisorientierung, das auf andere Bestimmungen abzielt, wie die Bedeutung körperlichen Genusses ohne zeitlichen Aufschub, oder die Suche nach Neuem und nach Abwechslung. Diese Aspekte wären schon Anfang des 20. Jhds. für die Vergnügungen von jüngeren Arbeitern und Angestellten charakteristisch gewesen, und könnten sich im Rahmen einer stärkeren „Erlebnisorientierung“ nun über alle Bildungsgruppen bzw. sozialen Klassen hinweg ausbreiten.

würden sich Bourdieus und Schulzes „jeweilige Gesellschaften“ in den ihnen zugrunde liegenden Bewertungs- und Orientierungsformeln für Objekte, Symbole und Handlungen unterscheiden: den Fundamentalsemantiken.

4.2.2 Zwei Arten der Fundamentalsemantik: Ökonomische und psychophysische Semantik

Fundamentalsemantik meint bei Schulze eine Art bedeutungsgebenden Rahmen, der kognitionspsychologisch nicht noch auf einen grundlegenden Rahmen regressiert, also eine „fundamentale“ Bedeutungslehre, die die Akteure inkorporiert haben (vgl. Schulze 2005a: 244ff). Ich verstehe dies auch so, dass es sich bei der Fundamentalsemantik um ein überindividuelles Klassifikationsmuster handelt. In der Fundamentalsemantik finden sich nach Schulze Hinweise auf normative Positionen, die nicht weiter begründungsbedürftig sind für diejenigen, die diese Semantik inkorporiert haben. Dabei existieren diese Semantiken nur als „soziale Konvention“, sodass die Akteure sich nur deshalb damit orientieren können, weil sie geteilt werden von den Mitgliedern einer Gesellschaft. Eine Fundamentalsemantik ist also eine Semantik, die kollektiv reproduziert wird. Sie wird dadurch reproduziert, in dem Akteure sie verwenden, um (gesellschaftliche) Wahrnehmungsobjekte wechselseitig nach Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu gruppieren. Nach Schulze sind es die Fundamentalsemantiken, die die Homologie, also strukturelle Entsprechung, von verschiedenen inhaltlichen Bereichen stiften: dem Ich-Welt-Bezug von Akteuren, der primären Perspektive, der normalen existentiellen Problemdefinition, Wirklichkeitsmodellen und der („objektiven“) sozialen Wirklichkeit. Akteure subsumieren verschiedene Bereiche unter eine Fundamentalsemantik, und durch diese Subsumierung regulieren und vereinheitlichen sie diese verschiedenen Teilbereiche derart, dass Homologien entstehen. Ein zentrales Charakteristikum einer Fundamentalsemantik ist, dass sie auf verschiedenste Inhaltsbereiche anwendbar ist, sie ist sozusagen eine allgemeine Ebene, während bestimmte Inhaltsbereiche eine spezifischere Ebene darstellen. Die Fundamentalsemantiken ergeben sich für die Akteure aus ihren konkreten Erfahrungen, indem die Akteure objektivieren, beobachten und kategorisieren, was sowohl Introspektion als auch die Interpretation des (angenommenen) Innenlebens anderer Akteure einschließt (vgl. Schulze 2005a: 252). „Fundamentalsemantik“ meint also, kurz zusammengefasst, die begrifflichen Werkzeuge und Deutungsmuster, mit denen Menschen sich ein Bild von der Welt, ihr eigenen Stellung darin und ihre Identität und Lebensziele ordnen und miteinander in Einklang bringen (vgl. Rössel 2003: 90). Fundamentalsemantiken dienen zur Orientierung in einer Gesellschaft und der

Vielzahl ihrer Zeichen und Symboliken. Diese sehr abstrakte Beschreibung der Fundamentalsemantik wird klarer, wenn man zwei inhaltliche Ausformungen davon betrachtet.

Bourdieu's Gesellschaft der 60er Jahre war nach Schulze charakterisiert durch eine „ökonomische Semantik“ (vgl. Schulze 2005a: 251). Ökonomische Semantiken sind nach Schulze ausgerichtet entlang unterschiedlicher Ressourcenverfügungen. Die Wahrnehmungen und kognitiven Prozesse der Akteure richten sich darauf aus, die Dinge nach mehr/weniger zu vergleichen, was sich je nach Gesellschaftsbereich auch als oben/unten, kultiviert/unkultiviert, Kunst/Kitsch ausdrücken kann. Bourdieu hatte die ökonomische Semantik in seiner Konzeption in seine drei (Haupt-)Kapitalsorten auseinanderdividiert, und bis in die 60er Jahre wäre die ökonomische Semantik sozialhistorisch auch eine angemessene Konzeption gewesen. Dementsprechend wäre auch Bourdieu's Konzept einer Distinktion nach oben und unten (damals) korrekt gewesen. Allmählich abgelöst würde diese ökonomischen Semantik durch die „psychophysische“ Semantik (vgl. Schulze 2005a: 252ff).⁶⁶ Basierte die ökonomische Semantik auf konkreten Erfahrungen ungleichen Zugangs zu allgemein geschätzten Werten und Gütern, so leitet sich die psychophysische Semantik aus psychophysischen Reizen, aus Erlebnissen ab.⁶⁷ Nicht mehr das eindimensionale Mehr/Weniger-Schema ist die Grundformel der psychophysischen Semantik, sondern ein zweidimensionaler semantischer Raum mit den Achsen „Komplexität-Einfachheit“ (bezeichnet als Denkstil) sowie „Spontanität-Ordnung“ (bezeichnet als Handlungsstil; vgl. Abbildung 2). Schulze verweist darauf, dass diese Achsen nicht den hierarchischen Charakter von mehr oder weniger haben, sondern beide hätten den horizontalen Charakter von Polaritäten. Diese Dimensionen sind dabei als die größtmögliche Vereinfachung zu sehen, die ein Kollektiv leisten könne.

⁶⁶ Beim Übergang von der kompetitiven zur erlebnisorientierten Gesellschaft nimmt der Gehalt der psychophysischen Semantik zu, aber: „Zu sagen, daß die psychophysische Semantik die ökonomische Semantik abgelöst habe, wäre übertrieben“ (Schulze 2005a: 258). Deutlich hätten sich aber die Gewichte verschoben.

⁶⁷ Schulze führt diesen „semantischen Wandels“ auf eine Reihe von Ursachen zurück: Entlastung von ökonomischen Problemen (z.B. Ernährung, Bekleidung, Risikoversorge sind für die meisten Gesellschaftsmitglieder auf einem jenseits der Not liegenden Grad befriedigt) sowie ein erweiterter Möglichkeitsraum, der neuen Orientierungsdruck aufbaut, was zu einer weiteren Innenorientierung führe (vgl. Schulze 2005a: 258).

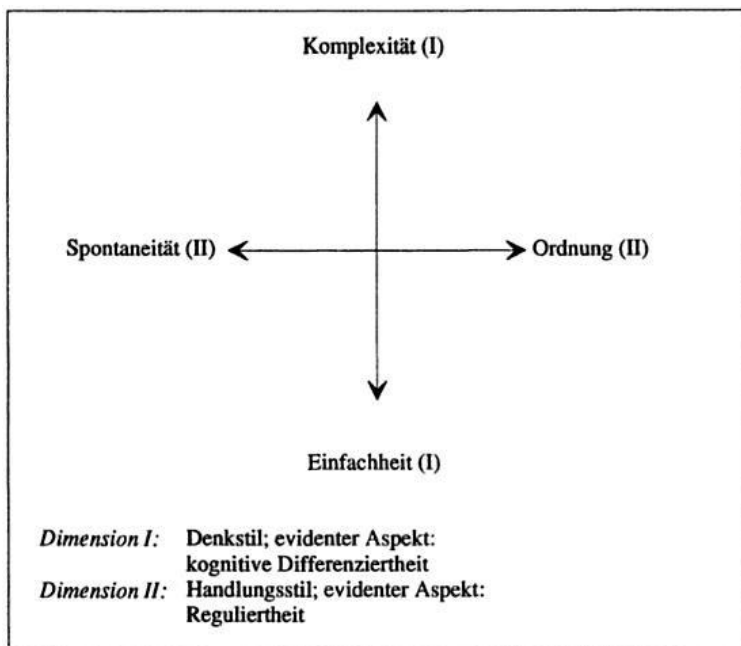


Abbildung 2: Dimensionen der psychophysischen Semantik (Quelle: Schulze 2005a: 255).

4.2.3 Zwei Dimensionen der psychophysischen Fundamentalsemantik: Differenziertheit und Reguliertheit

Was ist mit diesen zwei Dimensionen gemeint? Schulze zufolge richtet sich die fundamentale Beurteilung von Ähnlichkeit/Unähnlichkeit in verschiedenen inhaltlichen Bereichen auf zwei Typen von Urteilen: Urteile über Denkstile und Urteile über Handlungsstile (vgl. Schulze 2005a: 338). Geurteilt wird anhand von Kriterien, die einerseits gut sichtbar sind und andererseits die Menschen gut zu trennen erlauben. Beim Innenleben ist das die Dimension der Differenziertheit, bei der Außenseite die Dimension der Reguliertheit, also die Steuerung des Handelns durch vorgegebene Normen. Beide Dimensionen konstruieren erst den psychophysischen Habitus eines Menschen, der sich in vielen Einzelheiten zeige, z.B. Themen und Gepflogenheiten der Gesprächsführung, Geschmack, Bekanntenkreis, und dergleichen. Beide Dimensionen sind bei beiden von ihren jeweiligen Polen mit spezifischen Aspekten von „Genuss“ für die Akteure verbunden. Im Folgenden sollen kurz diese Dimensionen charakterisiert werden, weil sie in sehr ähnlicher Weise auch bei Ottos Lebensführungsmodell einbezogen werden (welches im Abschnitt nachfolgend dem Schulzeabschnitt betrachtet wird) und sich Otte dezidiert auf Schulzes Ausführungen stützt.

Schulze argumentiert, dass bezüglich des Innenlebens am stärksten der Grad der kognitiven Differenziertheit als Eigenschaft nach außen dringt und evident wird (vgl. Schulze 2005a: 339). Kognitive Differenziertheit meint den Grad der im Bewusstsein präsenten Vernetzung von Informationen. Sie äußert sich im Sprachstil, der Argumentationsweise, in spontan verfügbarem Wissen, im Wählen oder Vermeiden von anspruchsvollen oder anspruchslosen Interaktionspartnern, Tätigkeiten und Erlebnisangeboten. Damit verbundene „Tätigkeiten“, die sich auf weniger abstrakter Ebene beispielsweise bei alltäglichen Praktiken finden, sind z.B. Deuten, Abstrahieren, Erklären und Subsumieren, sowie Argumentieren. Schulze bezeichnet die „psychophysische“ Semantik ja als eine, die auf Erlebnisorientierung abzielt. Was ist der Erlebniseffekt, der Genuss, bei einem Denkstil der Komplexität? Er besteht im „[...] Machtgefühl des Wissens, Könnens, Verstehens. Kontrolle zu gewinnen ist der allgemeinste Sinn kognitiver Aktivität“ (Schulze 2005a: 340). Diese zeigt sich im Aha-Erlebnis, oder im Gefühl des Triumphs, wenn man merkt, über etwas Bescheid zu wissen. Beim Erleben von Komplexität ist der Körper oft in einem kombinierten Zustand von Ruhe und Spannung, z.B. beim konzentrierten Lesen, sodass beim Denkstil der Komplexität auch eine Disziplinierung und Zivilisierung des Körpers erforderlich ist.

Der Gegenpol dazu ist die „Einfachheit“ (vgl. Schulze 2005a: 341ff). Einfachheit zeichnet sich aus durch die Reduktion der kognitiven Operationen, die bei der „Komplexität“ als typische Operationen zur Gewinnung von Orientierung angesprochen worden waren. Sie zeichnet sich aus durch Informationsreduzierung. Schulze verweist als weiteres Charakteristikum auf die „Unterlassungstendenz“, eine Art Steigerung der Reduktionstendenz, durch die überhaupt auf vernetzende Denkmuster verzichtet würde. Das dritte Charakteristikum dieses Pols ist die Präferenz für wiederkehrende Denkmuster, d.h. die Fixierung des Denkens auf subjektive Routinen, statt wie bei der Komplexität zu subjektiven Variationen: „Kennzeichnend für den einfachen Denkstil ist schließlich Rezeptivität, eine Neigung zum Zuschauen, Zuhören, Konsumieren, zur Übernahme des Vor-Gedachten“ (Schulze 2005a: 342), was Schulze auch als „defensiv“ und „affirmativ“ charakterisiert. Die psychische Genussdimension beim Pol der Einfachheit besteht im Gefühl der Entlastung (als eine Art Gegensatz zum Gefühl der Kontrolle). Die physische Dimension beim Pol der Einfachheit besteht in einer stärkeren Unmittelbarkeit der Körpererfahrung: anders als beim Pol der Komplexität, bei der der Körper eher Instrument für ein sonst kognitives Geschehen war, ist beim Pol der Einfachheit der Körper direkter involviert.

Der Grad der „Differenziertheit“ bzw. „Einfachheit“ bildet den Zug des Innenlebens. Die Dimension des Handlungsstils als Grad der „Reguliertheit“ dagegen bezieht sich auf die Außenbeziehung eines Individuums: „Der Begriff der Reguliertheit kennzeichnet das Mischungsverhältnis von vorgegebenen Ordnungen und Eigensinn im Handeln“ (Schulze 2005a: 344). Der Pol der Ordnung beziehe sich auf die (kollektiv geteilte Illusion einer) überpersönlichen, absoluten Legitimität, an der sich das eigene Handeln ausrichtet. Die Definitionen des Ordentlichen können in verschiedensten inhaltlichen Bereichen gefunden werden, z.B. der Sprache (als „Hochsprache“), beim Essen (als die „guten Tischsitten“), Kleidung („ordentliche Kleidung“). Der psychische Genuss besteht im Gefühl der Sicherheit und des Aufgehobenseins (während ein Verlust der Ordnung als Verunsicherung erlebt werden kann). Physisch erfährt man den Handlungsstil der Ordnung durch verschiedenste Formen der körperlichen Standardisierung, z.B. durch förmliche Etikette (wer gibt wem zuerst die Hand?) oder durch „kollektive Parallelisierung“, wie beim gemeinsamen Schunkeln im Bierzelt oder beim Volkstanz.

Der Gegenpol dazu, die Spontanität, meint auf der Ebene der Deutungsmuster Ich-Bestimmtheit, Unabhängigkeit von Ordnungen, Autonomie (vgl. Schulze 2005a: 345-348). Wenngleich dies sehr individualistisch klingt, verweist Schulze darauf, dass auch Spontanität repetitive Elemente enthält: „>>Unkonventionalität<< ist nur ein Etikett für eine besondere Klasse von Konventionen, die den Handlungsstil der Spontaneität prägen und die lediglich als Manifestationen persönlicher Eigenart gelten. Auch Freiheit ist an Muster gebunden, deren Einhaltung oft sogar sanktioniert wird (beispielsweise durch den Vorwurf der Spießigkeit)“ (Schulze 2005a: 346). Psychisch besteht das Erleben von Spontanität als Erfahrung der Ich-Bestimmtheit, in Form von Opposition (Profilierung durch Distanzierung vom „Anständigen“, Offiziellen, Wohlerzogenen) und Expressivität (als ungeregeltes Ausagieren einer gerade vorhandenen subjektiven Empfindung, einer Symbolisierung von Authentizität). Psychisch ist Spontanität das Gefühl der Ichbezogenheit, physisch zeigt es sich als körperliches Ausagieren, was bereits zu einem selbstverständlichen Element des Handlungsrepertoires geworden sei, z.B. im Freizeitsport durch individuelle Kleidung, oder im Bereich von Musik durch die noch immer als individuell geltenden Stilelemente in der Rock- und Popmusik).

In Schulzes Erlebnismilieukonzept sind Milieus gesellschaftliche Großgruppen, die sich auszeichnen durch spezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation (vgl. Schulze 2005a: 174). Für jedes der fünf von ihm konstruierten Milieus bestimmt Schulze die

jeweiligen Ausprägungen von „Denkstil“ und „Handlungsstil“, und erläutert sie in beschreibender Form. Das Niveaumilieu beispielsweise, eines der älteren Milieus mit hochkultureller Ausrichtung, habe seine psychophysische Semantik im Bereich von Komplexität und Ordnung (vgl. Schulze 2005a: 287). Im Kunstgenuss als exemplarischer Form der Praxis des Niveaumilieus resultiere aus der Selbsterfahrung bzw. Autosuggestion von Kompetenz das Gefühl von Kontrolle, aus der Assoziation von (selten explizierten) formalen Regeln ein Gefühl der Sicherheit. Wie Schulze die Kategorien der psychophysischen Fundamentalsemantik gewinnt und sie den Milieus zuweist, darauf wird noch zurückgekommen.

4.2.4 Habituskonzept und Fundamentalsemantik

Die psychophysische Semantik besteht also aus den zwei Dimensionen „kognitive Differenziertheit“ („Komplexität-Einfachheit“) und „Reguliertheit“ („Spontanität-Ordnung“). Zunehmend verdrängt nach Schulze die psychophysische Semantik die ökonomische Semantik. Soviel zum „anderen Sachverhalt“, mit dem sich Bourdieu beschäftigt habe. Schulze gesteht aber wie angeführt zu, „einige“ von Bourdieus analytischen Mitteln entlehnen zu „dürfen“. Gehört der Habitus dazu?⁶⁸ Zunächst lässt Schulze ja den Eindruck aufkommen, dass sein Konzept einer „Erlebnisgesellschaft“ ein Gegenentwurf zur Bourdieu'schen Kulturtheorie ist, was nicht zuletzt an den polemischen Aussagen gegen Bourdieu liegt (vgl. Gebesmair 2001: 166). Die im Folgenden diskutierte These lautet, dass der Habitus offenbar eines der analytischen Mittel ist, auf das Schulze referiert, ohne es jedoch beim Namen zu nennen. Eher findet sich, und ich beziehe mich im Folgenden auf Gebesmair (2001), bei Schulze ein Konzept, das in seiner grundsätzlichen Funktionsweise Bourdieus „Habitus“ entspricht: eben die vorhin erläuterte „Fundamentalsemantik“ (vgl. für folgende Ausführungen Gebesmair 2001: 175-182).⁶⁹ Folgt man dieser These, so verweist sie darauf, dass nicht überall wo habitusähnliche Mechanismen impliziert sind, diese auch als „Habitus“

⁶⁸ Mitunter findet sich bei Schulze auch ausdrücklich der Begriff Habitus, z.B. als „körperlicher Habitus“ (z.B. Schulze 2005a: 76), „jugendlicher Habitus“ (z.B. Schulze 2005a: 193) oder „sprachlicher Habitus (Dialekt)“ (z.B. Schulze 2005a: 90). Am umfangreichsten und damit Bourdieus Habitus am ähnlichsten ist dabei wohl der „psychophysische“ Habitus, der bei einem Akteur „[...] in vielen Einzelheiten manifest wird, etwa was und wie er redet, welche Fernsehprogramme er wählt, wie sein Freundes- und Bekanntenkreis zusammengesetzt ist, bis hin zu bestimmten körperlichen Eigenschaften“ (Schulze 2005a: 338). Schulze entfaltet den Begriff aber nicht systematisch wie Bourdieu, und scheint ihn nur sehr lose und allgemein zu verwenden. Die Betrachtungen in der vorliegenden Arbeit richten sich daher nicht an Schulzes Verwendung des Begriffs „Habitus“ aus, sondern am, so die These, ähnlichen Konzept der Fundamentalsemantik.

⁶⁹ Damit will ich freilich nicht unterstellen, dass Schulze das Habituskonzept aufgreift und bloß unter anderem Namen „verkauft“. Ich möchte lediglich auf die Parallelen hinweisen, die zwischen Habitus und Fundamentalsemantik bestehen.

bezeichnet werden. Wie argumentiert Gebesmair für diese Ähnlichkeit zwischen Habituskonzept und dem Konzept der Fundamentalsemantik? Er verweist zunächst auf den von Schulze festgestellten Wandel hinsichtlich dessen, wie Gesellschaften auf Individuen einwirken: In außenorientierten Gesellschaften waren Individuen von Gesellschaften insofern „betroffen“, als die Akteure einen eingeschränkten Möglichkeitsspielraum und „begrenzte“ Ressourcen hatten. Die Verhältnisse hatten Schulze zufolge das Individuum stärker geformt als es in der Erlebnisgesellschaft der Fall sei. In der Erlebnisgesellschaft sind Subjekte nicht „betroffen“ im obigen einschränkenden Sinne, sondern die Gesellschaft legt ihnen eher „etwas nahe“ (schließlich hätten sie sowohl ein Mindestmaß an Ressourcen als auch einen nennenswerten, erweiterten Möglichkeitsspielraum, aus dem gewählt werden kann). Was die Situation nahe legt, würden Individuen nach Schulze inkorporieren: „Nahulegen meint die Beeinflussung des Aufbaus von relativ stabilen Elementen des Subjekts: was man immer wieder tut, ohne daß es einem bereits in die Wiege gelegt worden wäre. Das Subjekt lernt, was die Situation ihm nahelegt; Wirkung des Naheliegens ist der Aufbau eines Geflechts von Dispositionen“ (Schulze 2005a: 200). Genau dasselbe liegt aber nach Gebesmair auch dem Habitus zu Grunde: „[...] die Annahme, dass im Zuge der Sozialisation die Strukturen der umgebenden Welt inkorporiert werden. Die Dispositionen dienen uns dann dazu, die Welt in homologer Weise zu strukturieren“ (Gebesmair 2001: 176). Bei Bourdieu erfolge diese Inkorporation in einer Situation der Knappheit, bei Schulze in einer des Überflusses und der Freiheit von Zwängen. Bei beiden sei der Habitus bzw. die Fundamentalsemantik eine Inkorporation der Gesellschaft, die zwischen objektiven Bedingungen und der Subjektivität der Akteure (Wahrnehmungen und Handlungen) vermittelt. Schulzes fundamentale Semantik würde von ihm ähnlich beschrieben werden wie Bourdieu den Habitus beschreibt. Gebesmair illustriert dies mit folgendem, etwas längeren Zitat von Schulze: „Menschen, die ihr Leben nach dem neuen Typus ordnen [Innenorientierung], hantieren mit der fundamentalen Semantik, um zwischen Innen und Außen zu vermitteln. [...] In Homologie gebracht wird sowohl das Ich, etwa persönliche Muster von Genuß, Distinktion und Lebensphilosophie, Persönlichkeitsmerkmale, politische Einstellungen, existentielle Anschauungsweisen, als auch der in Bezug zu einer gegebenen Person stehende Ausschnitt der objektiven Wirklichkeit (Situation): Interaktionspartner, Berufe, Gegenstände, Erlebnisangebote, soziale Umfeld, Fortbewegungsmittel, Wohnformen u.a. Nach innen gewendet hat die fundamentale Semantik die Funktion einer beschreibenden Kurzformel, nach außen gewendet die Funktion der

Definition des Passenden“ (Schulze 2005a: 359).⁷⁰ Die Fundamentalsemantik dient den Akteuren also dazu, die große Komplexität und Informationsmenge zu reduzieren, um so etwas wie eine gesellschaftliche Ordnung überhaupt möglich zu machen (vgl. Schulze 2005a: 243).⁷¹ Tauscht man die Begriffe „fundamentale Semantik“ durch „Habitus“ und „Definition des Passenden“ durch „Anpassung“ so könnte nach Gebesmair dieses Zitat von Schulzes Erlebnisgesellschaft genauso in Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ eingefügt werden. Denn beide gehen davon aus, dass Akteure äußere Strukturen durch mehr oder weniger stabile Dispositionen inkorporieren und beschreiben, dass es einen Prozess wechselseitiger Anpassung der Situationen an die Dispositionen und umgekehrt gibt. Sowohl bei Bourdieu als auch bei Schulze bringe diese Anpassung homologe Verhaltensweisen, Vorstellungen, Bewertungen und Haltungen hervor. Meiner Meinung nach findet sich Schulzes Position bezüglich der Inkorporierung äußerer Strukturen sehr deutlich in folgender Textstelle: „Damit die fundamentale Semantik dieser Funktion genügen kann, muß sie ohne Einführung einer weiteren Sprachebene verständlich sein. Sie muß *unmittelbar auf Erfahrungen* rekurrieren. Einer ökonomischen Semantik liegen Erfahrungen von Ressourcen und Ressourcendefiziten (Güter, Dienstleistungen, Rechte, Aktionsradius, Zugang zu Informationen, Risikoversorge, Gesundheit u.a.) zugrunde, einer psychophysischen Semantik Erlebnismuster: schematisierte, interpersonal verbreitete innere Reaktionen“ (Schulze 2005a: 246). „Habitus“ und „Fundamentalsemantik“ sind sich folglich sehr ähnlich: „Die beiden Konzeptionen - ‚Habitus‘ auf der einen Seite und ‚fundamentale Semantik‘ auf der anderen – unterscheiden sich also keineswegs grundsätzlich, sondern nur in Hinblick auf die Gewichtung der Erwerbsmodi“ (Gebesmair 2001: 177). Gebesmair verweist darauf, dass Bourdieu eher die frühkindliche Sozialisation und damit die Seite der sozialen Determination betrachtet, während Schulze eher die Öffnung der Gesellschaft hinsichtlich größerer Erfahrungsvielfalt in den Blick nimmt, und damit die Möglichkeiten, sich von erworbenen Dispositionen zu distanzieren und diese zu reflektieren und zu verändern. Schulze verstricke sich aber in Widersprüche, weil er einerseits die Veränderbarkeit von Dispositionen durch variable Situationen betont, andererseits aber die fundamentale Semantik durch Alter und Bildung begründet, zwei „relativ unverrückbare“

⁷⁰ Ich habe die Textstelle, auf die sich Gebesmair zitiert, aus der zweiten Auflage von 2005 direkt von Schulze zitiert. Sie ist inhaltlich vollkommen ident mit Gebesmair's Auflage von 1992.

⁷¹ Schulze verweist als Indikatoren erhöhter Komplexität auf die Vermehrung der Möglichkeiten (verglichen mit einfachen Gesellschaften), erhöhte Unsicherheit, Zeichenfluktuation in der Alltagsästhetik, die Entstehung von Milieus durch Beziehungswahl, oder die zunehmende Halbwertszeit von Symbolen und Verhaltensmustern (vgl. Schulze 2005a: 243). Durch fundamentale Semantiken können sich Menschen trotzdem im sozialen Leben orientieren, wechselseitige Einschätzbarkeiten und eine Identität aufbauen.

psychophysische Tatsachen. Das biologische Alter determiniere unsere Erkenntnisformen, ist selbst aber „unveränderbar“. Gebesmair kritisiert Schulze dafür, dass die Bildung zwar die Denkstildimension der (psychophysischen) fundamentalen Semantik erklären solle (also die Achse „Komplexität-Einfachheit“), Schulze aber nur insgesamt zwei Seiten von „Die Erlebnisgesellschaft“ auf die Untersuchung des Bildungsaspekts verwende (und zwar bezogen auf die Inflation der Bildungstitel, wonach die Bedeutung von Bildungseinrichtungen schwinde). Für Gebesmair gibt es „winzigste Hinweise“, die eher „zwischen den Zeilen“ zu finden sind, dass weniger die (formale) Bildung, als eher die primäre Sozialisation auch bei Schulze den Denkstil maßgeblich prägt. Auch dies zeigt er an einem längere Schulze-Zitat, das hier wiedergegeben werden soll: „Begrenzt sind wir auch von der Umgebung, in die wir hineingeboren werden und in der wir unsere Kindheit verbringen; erst allmählich werden uns die Modi der Situationswahl, freier Symbolisierung und selbstgewählter Prägung zugänglich. Je älter wir werden, desto mehr reichert sich unsere Situation durch Spuren unserer Lebensgeschichte an: irreversible körperliche Veränderungen, Bildungszertifikate oder Bildungsdefizite, nicht rückgängig zu machende, gesetzlich verankerte soziale Verpflichtungen (etwa durch Eheschließung oder Elternschaft), endgültig verpaßte Gelegenheiten (etwa wenn sich eine Frau zu spät zur Mutterschaft entschließt), Bindung eines Teil des Monatseinkommens durch langjährige Kreditverpflichtungen. [...] Wir bekommen nicht jede Chance, die wir gerne hätten [...]“ (Schulze 2005a: 361).⁷² Dieser Gedanke stehe fast im Widerspruch zu Schulzes ursprünglicher Konzeption. Zwar werden darin (für das „spätere“ Leben) eine Veränderbarkeit von Dispositionen und der Aspekt des bewussten Entscheidens ebenfalls berücksichtigt. Aber: „Gleichzeitig ruft er aber auch jene Beschränkungen in Erinnerung, die Bourdieu sehr eindrucksvoll beschrieben hat. Die Dispositionen, die in der frühesten Kindheit als Habitus ausgebildet werden und in einer Kette miteinander verbundener Situationen verstärkt, seltener auch abgeschwächt werden, immer aber durch die Zwänge der Alltagswelt begrenzt bleiben, determinieren das ganze Leben“ (Gebesmair 2001: 178).

Die Parallelen gehen allerdings meiner Interpretation noch weiter, als wie sie von Gebesmair aufgezeigt werden. Sowohl „Fundamentalsemantik“ als auch „Habitus“ sind eine Art latente Bedeutungsebene, die in verschiedenen inhaltlichen Bereichen sichtbar wird. Es kann als ein Verdienst Schulzes betrachtet werden, auf verschiedene Aspekte hingewiesen zu haben, die

⁷² Auch hier sind die Textstellen in den beiden Auflagen von 1992 und 2005 inhaltlich identisch.

durch den Habitus bzw. die Fundamentalsemantik berührt werden: existentielle Problemdefinition und primäre Perspektive beispielsweise. Beide Konzepte beinhalten zudem ein Moment der Übertragbarkeit: während Bourdieu beim Habituskonzept darauf verweist, dass die Schemata des Habitus sich auch auf bisher nicht konkret erlebte Situationen übertragen können („Übertragbarkeit“), so spricht Schulze einerseits von der „Transponierbarkeit“ der Fundamentalsemantik: „Transponierbarkeit bedeutet, daß die fundamentale Semantik auf verschiedene Inhaltsbereiche anwendbar sein muß: alltagsästhetische Schemata, normale existentielle Problemdefinition, primäre Perspektiven, Ich-Welt-Bezüge, Wirklichkeitsmodelle, Verteilung von Existenzformen und Milieustruktur“ (Schulze 2005a: 246). Andererseits steckt implizit auch in Schulzes Konzept der Anspruch, dass die Fundamentalsemantik in verschiedensten Situationen der Orientierung dienen kann, auch wenn Schulze nicht explizit herausstreicht wie Bourdieu, dass sich die Schemata übertragen lassen. Kognitionspsychologisch sei die fundamentale Semantik auf einer übergeordneten Ebene, wirke von dort aber in verschiedene Bereiche hinein (vgl. Schulze 2005a: 351). Zudem finden sich bei Schulze zwei Aspekte des sozialen Zusammenlebens, die Bourdieu explizit in sein Habituskonzept integriert, bei Schulze aber im Bereich der „existentiellen Anschauungsweisen“ diskutiert werden: Nach Schulze sind Akteure im Alltag methodische Verifikationisten. Subjektive Welten bleiben dadurch stabil, dass es Selektionsstrategien gibt, die auf Selbstbestätigung ausgerichtet sind, und zudem das Bild von der Wirklichkeit permanent durch verschiedene defensive Strategien restauriert wird, wie Umdeutung, Verdrängung, Über- oder Untertreibung des Neuen (vgl. Schulze 2005a: 264f). Schulze verweist auch auf vier Modi, durch die es durch aktive Mitarbeit der Milieumitglieder zur kollektiven Wirklichkeitsabsicherung und so zur Verteidigung existentieller Anschauungsweisen in Milieus kommt: durch Selbstbestätigung, Imitation, verifizierende Kommunikation und Selektion. Ähnliche Aspekte finden sich auch beim Habitus, der dazu neigt, seine Dispositionen (und damit auch: seine Klassifikationen und sein „Weltbild“) gegen störende Einflüsse von außen zu verteidigen (wie weiter oben dargestellt). Die Fundamentalsemantik besteht, wie vorhin anhand der Darstellung ihrer zwei Dimensionen gezeigt wurde, aus verschiedenen Polen (vgl. Schulze 2005a: 349). Dieser polare Aufbau entsteht dadurch, dass ihre „Formeln für Konsistenz“ durch Unterscheidungsoperationen entstehen. Die kollektive Ordnung des Ganzen entsteht aus den Versuchen der einzelnen Akteure, Orientierung zu gewinnen, Strukturmerkmal dieser kollektiven Ordnung ist der „Gegensatz“. Bourdieu beschreibt im Rahmen der Klassifikationsfähigkeit des Habitus, die zum „praktischen“ Erkennen der Sozialwelt führt, dass der Habitus mit elementaren

Adjektivgegensatzpaaren operieren würde. Sowohl bei Schulze als auch bei Bourdieu findet sich somit das Konzept der Genese von Ordnung durch Klassifikationsgegensätze.

Akteure wählen bei Schulze diejenigen Handlungen, die ihnen den größten Genuss bringen. Auch unter dem Aspekt einer etwaigen Selbststilisierung unterscheiden sich in Schulzes Milieumodell die einzelnen Milieus systematisch entlang der von ihnen gewählten Alltagsästhetik, so dass Angehörige bestimmter Milieus Genuss aus bestimmten Praktiken ziehen, also „Geschmack“ daran haben. Es unterscheidet sich aber offenbar nach Schulzes Milieumodell systematisch, was welchen Akteuren Genuss bringt. Schon Bourdieu hatte auf die Stratifizierung des Geschmacks verwiesen, und dass dieser vermittelt durch den Habitus in Abhängigkeit der sozialen Lage geprägt wird. Schulze's Milieus unterscheiden sich nicht nur in ihrer Alltagsästhetik, sondern ebenfalls in ihren Denk- und Handlungsstilen (den zwei Dimensionen der psychophysischen Fundamentalsemantik), die meiner Interpretation nach als größte Vereinfachungslinien dessen gelten können, was den Akteuren Genuss und „ein positives Erlebnis“ verschafft. Aus dieser Perspektive geht Schulze's Ansatz einer wissenssoziologischen Milieuuntersuchung in dieselbe Stoßrichtung wie bei Bourdieu. Zwar hatte Schulze Unterschiede zwischen den von ihm und Bourdieu betrachteten jeweiligen Gesellschaften starkgemacht, aber auch Schulze verweist darauf, dass Außen- und Innenorientierung in Mischungen auftreten, und das Rangstreben der ökonomischen Fundamentalsemantik umgedeutet in eine innenorientierte Version auch Platz in der psychophysischen Fundamentalsemantik hätte. Rössel kritisiert Schulze für diese innenorientierte Umdeutung einer Außenorientierung, weil damit undeutlich würde, was die Erlebnisorientierung ausmache und wie sie empirisch abzugrenzen sei (vgl. Rössel 2003: 86). Im Rahmen der vorliegenden Arbeit werde ich diese Kritik dahingehend, dass die bei Schulze existierende Unterscheidung einer Außen- und Innenorientierung nicht überbewertet werden dürfe, und folglich auch keine grundsätzliche Kluft zwischen Fundamentalsemantiken von primär außen- oder innenorientierten Gesellschaften angenommen werden dürfe.

Die Aspekte der Fundamentalsemantik sind meiner Ansicht nach daher auch als Facetten des Habitus interpretierbar. Die von Schulze herausgearbeitete psychophysische Semantik ist keine solche in „Reinform“, sondern beinhaltet auch eine Art innenorientierte Umdeutung der ökonomischen Fundamentalsemantik, was Schulze im Rahmen seiner Milieubeschreibungen darlegt. Das Rangstreben, das in der ökonomischen Fundamentalsemantik vorgekommen sei, existiert auch in der psychophysischen Semantik weiter, wenngleich vornehmlich als existentielle Problemdefinition des die Welt immer noch nach oben und unten einteilenden

Niveaumilieus (vgl. Schulze 2005a: 285). Grundlegend ist die psychophysische Fundamentalsemantik charakterisiert durch die Dimensionen des Denkstils (mit den Polen Komplexität-Einfachheit) und des Handlungsstils (Dimensionen Spontanität-Ordnung). Beide Dimensionen konstituieren nach Schulze den „psychophysischen Habitus“ eines Menschen. Diese Ebene ist als eine Art oberste Ebene zu sehen, die in verschiedene untergeordnete Bereiche, hineinwirkt: Ich-Welt-Bezug, primäre Perspektive und normale existentielle Problemdefinition, die wiederum aus Dispositionen zu Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie erschlossen werden müssen. Im Umkehrschluss finden sich in jeder ungeordneten Ebene Hinweise auf das Wirkungsprinzip in der jeweils übergeordneten Ebene, womit diese übergeordneten Prinzipien, bis hin zur Fundamentalsemantik, rekonstruiert werden können. Was Schulze daher im Rahmen der „wissenssoziologischen Interpretation“ der Milieus herausarbeitet, kann meiner Ansicht nach auch als eine Art heuristisches Stufenmodell für eine weltsichtbezogene Analyse des Habitus betrachtet werden.

Bei aller Ähnlichkeit muss auf einen wichtigen Unterschied zwischen Bourdieus und Schulzes Konzeptionen hingewiesen: ihrer unterschiedlichen Einbettung in ein umgebendes theoretisches Framework. Bei Schulze ist dieses Framework die Annahme einer Innenorientierung in der Gesellschaft und der Erlebnissrationalität, also dass die Auswahl aus Wahlmöglichkeiten entlang des eigenen Genusses geschehe, in einer Gesellschaft, in der es zwar auch ökonomische Ungleichheiten gibt, das Konsumniveau aber auf hohem Stand ist und ökonomische Aspekte daher nicht wesentlich die subjektive Wahl von „Erlebnissen“ einschränken.⁷³ Die Einbeziehung sozialer Ungleichheiten findet daher in Schulzes Konzeption meines Wissens nicht (systematisch) statt. Bei Bourdieu ist seine Habitus-theorie dagegen stark verbunden mit einem Modell der kapitalbezogenen Ungleichheit. Gebesmair verweist darauf, dass beide einen unterschiedlichen Modellzugang hätten (vgl. Gebesmair 2001: 171). Schulze nimmt eine Dimensionalisierung von Stilen vor (durch die alltagsästhetischen Schemata), ohne diese auf erklärende Variablen zurückzubinden. Er entgehe dadurch dem Zwang, theoretische Vorannahmen über den Zusammenhang von Lebensstilen mit Strukturmerkmalen aufzustellen. Schulze analysiert Lebensstile also als eine Form der horizontalen Ungleichheit, unabhängig von sozio-ökonomischen Ungleichheiten.

⁷³ Gebesmair verweist aber auf den Umstand, dass diese Fundamente der Erlebnisgesellschaft brüchig wurden: „Die rasante Rückkehr von Knappheit für große Teile der Gesellschaft (Arbeitslosigkeit, Armut, Inflation, Staatsverschuldung, Arbeitsmigration, ganz zu schweigen von der Ungleichverteilung im Weltsystem) stellt die Grundlagen der ‚Erlebnisgesellschaft‘ in Frage“ (Gebesmair 2001: 181).

Bourdieu dagegen sieht durch den Habitus einen Zusammenhang von strukturellen Bedingungen und Ausdrucksformen, und stellt sozioökonomische und kulturelle Ungleichheiten (in ihrem Zusammenhang) dar. Gebesmair zufolge hat das zwar den Nachteil, auch dort einen statistischen Zusammenhang zu erzeugen, wo dieser eine untergeordnete Rolle spiele, aber dies erlaubt Bourdieu, den Geschmack als Kapital zu konzipieren, und so die Rolle von Kultur in Statuserwerbsprozessen und Machtzusammenhängen zu analysieren. Statuserwerb und Macht wären in Schulzes Konzeption ausgeklammert. Auf die unterschiedliche Gewichtung der Erwerbsmodi von Dispositionen bei Schulze und Bourdieu war oben bereits hingewiesen worden. Damit fokussiert Bourdieu eher die Sphäre der Reproduktion von Habitus (und in extenso von Geschmack), während Schulze stärker auf die Möglichkeit einer Selbststilisierung verweist.

Ein zweiter Unterschied zeigt sich im Wortteil „Semantik“ von „Fundamentalsemantik“. Während Bourdieus Habitus explizit die körperliche Dimension starkmacht, und als Teildimension des Habitus die Hexis benennt, scheint es sich bei Schulze eher um mentale Klassifikationen zu handeln, die in einem System von Bedeutungen und Unterscheidungen zusammenlaufen. Wenngleich nach Schulze die Fundamentalsemantik mit ihren zwei Dimensionen erst den psychophysischen Habitus konstruiert, und so mittelbar ein Verweis auf die körperliche Dimension vorhanden ist, scheint die Fundamentalsemantik selbst eher auf den Bereich mentaler Klassifikationen beschränkt zu sein.

4.2.5 Der Weg zur Fundamentalsemantik: Die fundamentale Interpretation

Schulzes Konzept einer Fundamentalsemantik ist ähnlich dem Habituskonzept ebenfalls als theoretisches Werkzeug zu verstehen, das bei der Interpretation von Ergebnissen genützt werden kann. Eine zentrale Frage der vorliegenden Arbeit ist die, wie das Habituskonzept empirisch umgesetzt werden kann? Daher liegt die Frage nun nahe, worin Schulzes methodisches Vorgehen beim Ermitteln einer Fundamentalsemantik besteht. Der Überbegriff für die Verfahren, mit denen Schulze die (psychophysische) Fundamentalsemantik herausarbeitet, ist die „Fundamentale Interpretation“ (vgl. Schulze 2005a: 248). Sie besteht darin, dass ein Ensemble von Sinngebilden und Situationsmerkmalen in Beziehung zu einer hypothetischen fundamentalen Semantik gesetzt wird. Die Existenz einer Fundamentalsemantik wird also als forschungsleitende Hypothese vorausgesetzt, als Prinzip das man in verschiedensten empirischen Bereichen sucht, denn „[w]as uns empirisch begegnet, sind immer nur Konkretisierungen des allgemeinen Prinzips, nicht aber das Prinzip selber“ (Schulze 2005a: 351). Hierbei begeben man sich unweigerlich in einen

hermeneutischen Zirkel (man braucht die Kategorien der Fundamentalsemantik um Manifestationen zu verstehen, andererseits die Manifestationen in den Sinngebilden, um die Kategorien zu gewinnen). Als Ergebnis dürfe auch nicht mehr als eine „unscharfe Beschreibung“ erwartet werden, was jedoch auch daran liegt, dass durch den sozialen Wandel sich mehrere Semantiken überlagern können, und die fundamentale Semantik als Ordnungsprinzip auch ständig „im Umbau“ begriffen ist, beispielsweise durch Innovationen.

Methoden und Arbeitsschritte der fundamentalen Interpretation sind sowohl die Korrespondenzanalyse als auch die Methode der polaren Interpretation. Die Korrespondenzanalyse leiste dabei eine ähnliche Form der Informationsverdichtung, wie sie Akteure für die Konstruktion der sozialen Wirklichkeit vornehmen (vgl. Schulze 2005a: 352). Die Korrespondenzanalyse wird genutzt um Gruppenunterschiede zu analysieren. Dazu wird die Stichprobe von Schulze zunächst in ein hypothetisches Milieumodell unterteilt, in Untergruppen, um zu untersuchen, welche Merkmalsgruppen für welche Personengruppen typisch sind. Danach erfolge die „polare Interpretation“. Grundlegend für diese Interpretation ist die Annahme, „[...] daß die Merkmalsgruppen verschiedene kategoriale Bereiche der latenten fundamentalen Semantik repräsentieren“ (Schulze 2005a: 352). Schulze hatte das Datenmaterial in fünf Alters-Bildungs-Gruppen⁷⁴ eingeteilt, woraufhin sich durch die Korrespondenzanalyse verschiedene Verteilungsprofile ergaben, die nach Ähnlichkeit und Unähnlichkeit angeordnet waren. Das Ausgangsmaterial der Korrespondenzanalyse ist dabei eine Matrix mit fünf Spalten, wobei jede Spalte eines der Milieus repräsentiert (vgl. Schulze 2005b: 580-584). In den Zellen finden sich Prozentangaben dazu, wie oft eine bestimmte Ausprägung [!] eines Indikators in den Milieus vorkommt, d.h. Indikatoren wurden dichotomisiert. Schulze verwendet Prozentangaben, weil die Milieus in seinem Datensatz stark ungleich besetzt waren. So werden die Milieus gleich gewichtet, ohne Informationen über die Ähnlichkeit von Verteilungsprofilen zu verlieren. Um Unterschiedlichkeiten in der

⁷⁴ Schulzes Erlebnismilieus sind somit differenziert nach dem Alter und der Bildung, desweiteren nach milieuspezifischen Mustern der Alltagsästhetik (vgl. Schulze 2005a: 278). Schulze versucht sein Milieumodell so zu entwerfen, wie er es auch für die soziale Wahrnehmung für wahrscheinlich hält: sowohl Alter als auch Bildung seien recht einfach zu erkennende Merkmale, weil die damit verbundenen Attribute deutlich sichtbar seien (vgl. auch Schulze 2005b: 565). Die „älteren“ Milieus, also Niveaumilieu, Integrationsmilieu, und Harmoniemilieu beginnen bei Schulze ab ungefähr 40 Jahren, die jüngeren (Selbstverwirklichungsniveau und Unterhaltungsmilieu) folglich darunter. Zudem differenziert sie Schulze nach zwölf verschiedenen Bildungsgraden: das Niveaumilieu beginnt ab Fachabitur/Lehre (und umfasst somit auch höhere Bildungsgrade wie Abitur und Universitätsabschluss), während das geringer gebildete Integrationsmilieu mit der mittleren Reife beginnt. Das Harmoniemilieu umfasst Bildungsstufen von Hauptschulabschlüssen und berufsbildenden Schulen, evt. mit Lehre. Das jüngere Selbstverwirklichungsmilieu ist getrennt vom Unterhaltungsmilieu durch die Mindestbildungsstufe „mittlere Reife/berufsbildende Schule“.

Dichotomisierung auszugleichen, wurden die Prozentzahlen für die Indikatoren für jedes Milieu mit einem Gewichtungsfaktor multipliziert, sodass der durchschnittliche Prozentsatz für alle Milieus 50% ist. Das mathematische Ergebnis der jeweils ersten Korrespondenzanalysen für jeden Inhaltsbereich wurde schließlich in eine semantisch aufschlussreichere Lösung transformiert, indem die Achsen der korrespondenzanalytischen Lösung so rotiert wurden, dass die Achsen der korrespondenzanalytischen Lösung mit den ebenfalls abgebildeten Merkmalen „Alter“ und „Bildung“ ausgerichtet wurden. Bei dieser Rotation bleibt das räumliche Verhältnis aller Punkte erhalten, es ändern sich nur die Koordinaten. Die Überlegung dabei war, dass sich „[...] Empfindungen sozialer Ähnlichkeit und Unähnlichkeit an evidenten und signifikanten Zeichen orientieren [bei Schulze: v.a. Alter und Bildung], dann scheint es sinnvoll das Koordinatenkreuz mit den Zeichen zu parallelisieren, um die Interpretationslage zu verbessern“ (Schulze 2005b: 582). Die neu ausgerichteten Achsen sind somit als Dimensionen zu verstehen, die Hinweise auf „[...] Inhalte von Unterschiedsempfindungen zwischen sozialen Gruppen [liefern], sofern diese Unterschiedsempfindungen dem evidenten Zeichenunterschied [von Alter und Bildung] parallel laufen“ (Schulze 2005b: 582). Mathematisch lässt sich die Drehung des Achsenkreuzes durch eine Transformationsmatrix T erfassen, mit der die ursprünglich nach mathematischen Gesichtspunkten ermittelte Korrespondenzlösung K multipliziert wird (die die „Roh“-Koordinaten für die Merkmale enthält), um zur semantisch aussagekräftigeren Lösung K' zu kommen.⁷⁵ Die Analysen im Rahmen der polaren Interpretation werden folglich mit den jeweiligen Matrizen für K' durchgeführt.

Als Daten für die korrespondenzanalytische Darstellung verwendet Schulze eine Vielzahl von Indikatoren: einerseits Indikatoren der Alltagsästhetik, die Schulze zu den „alltagsästhetischen Schemata“ verdichtet. Alltagsästhetische Schemata sind latente Variablen, die sich aus zahlreichen Einzelindikatoren zusammensetzen. Schulze unterscheidet das Hochkulturschema, das Trivialschema, sowie das Spannungsschema (vgl. Schulze 2005b: 620ff). Das Hochkulturschema beispielsweise beinhaltet das Lesen von Büchern, das Lernen von Sprachen, Vorlieben für Oper und klassische Musik, das Interesse an Politik und Wirtschaft in der Zeitung, sowie bewusst etwas für die eigene Persönlichkeitsentwicklung zu tun. Das Trivialschema umfasst u.a. das Sehen von Heimatfilmen und Talkshows, die Vorliebe für Volkslieder und Schlager, das Lesen von Lokalnachrichten oder „leichten“

⁷⁵ Für die mathematischen Details vgl. Schulze 2005b: 584.

Romanen wie Konsalik oder Utta Danella. Das Spannungsschema beinhaltet u.a. das Sehen von Science-Fiction- oder Fantasyfilmen, die Vorliebe für Jazz, Rock und Pop, der Besuch von Sportveranstaltungen und Straßenfesten, von Kinos, Cafés und Kneipen, und dergleichen. Alltagsästhetische Schemata umfassen folglich ästhetische Zeichen, die nach Schulze von den Individuen einer Gesellschaft ähnlich abgegrenzt und gruppiert werden. Alltagsästhetische Schemata lassen sich identifizieren, indem die Korrelationen der jeweiligen Indikatoren zueinander betrachtet werden, sie sind durch ihren Zusammenhang „Korrelationsfelder“. Die Werte für Cronbachs Alpha für die Konsistenz der Items der jeweiligen Schemata zueinander war bei Schulzes Auswertungen mit Werten für über 0,89 sehr hoch.⁷⁶ Neben den Schemata und den sie konstituierenden „alltagsästhetischen Indikatoren“ fließen Verdichtungen der alltagsästhetischen Indikatoren zu milieuspezifischen Stiltypen, Alter, Bildung, die durch Indizes ermittelten psychosozialen Dispositionen⁷⁷ und politischen Einstellungen, und Merkmale der sozialen Situation ein (z.B. Selbsteinschätzung der Schicht, Merkmale der Arbeits- und Wohnsituation; vgl. Schulze 2005b: 675-688). Diese Themenbereiche wurden von Schulze jeweils separat mit Korrespondenzanalysen in den „semantischen Raum“ abgebildet, um im nächsten Schritt, der nach diesem Absatz beschrieben wird, in der „polaren Interpretation“ zusammengeführt zu werden.

Dies ist das Ausgangsmaterial für die polare Interpretation (vgl. Schulze 2005a: 353ff). Schulze zufolge entspricht sein Vorgehen bei der polaren Interpretation auch der kognitiven Verarbeitung der Akteure, wenn sie durch die Alltagserfahrung ihrer sozialen Umwelt „ihre“ Fundamentalsemantik aufbauen. Auch Akteure fällen in der alltäglichen Erfahrung Urteile der Ähnlichkeit und Unähnlichkeit. Dies schlage sich in der Tendenz von Milieus nieder, Existenzformen zu polarisieren. Diese Polarisierung von Existenzformen habe ihr Substrat in der fundamentalen Semantik. Wie geht man methodisch bei der polaren Interpretation vor?

⁷⁶ Cronbachs Alpha ist eine Maßzahl für die interne Konsistenz einer Skala und stellt die gebräuchlichste Methode der Reliabilitätsschätzung einer Skala dar (vgl. Diekmann 2011: 254f). Alpha kann Werte bis zu 1 annehmen, wobei die Werte mit zunehmender Itemanzahl wachsen, und Schulze für die Operationalisierung zwischen 20 und 36 Items pro Schema genutzt hatte. Je höher Alpha, desto größer ist die Interkorrelation aller Items.

⁷⁷ Schulze nutzte hierfür verschiedenste psychologische Persönlichkeitsskalen, z.B. für Depressivität, Einsamkeit, Anomie, Gehemmtheit, materielle Zufriedenheit, die teilweise der Literatur entnommen wurden, teilweise neugebildet worden waren (vgl. für einen Überblick Schulze 2005b: 609-614). Für diese Skalen alleine wurde in der empirischen Erhebung ein eigener Zusatzfragebogen mit 180 Items vorgelegt, die mit „stimmt“/„stimmt nicht“ beantwortet werden sollten, und ungefähr 20 Min erforderten (vgl. Schulze 2005b: 592). Die Überlegung, auch psychologische Persönlichkeitsskalen einzubeziehen, bestand darin, dass sich die Dimensionen der Fundamentalsemantik auch in Polarisierungen von Persönlichkeitsmustern niederschlagen (vgl. Schulze 2005b: 691).

Erstens werden die Merkmale, die durch die Korrespondenzanalyse eine Nähe-Beziehung aufweisen, zu Gruppen gebündelt, und bilden so einen inhaltlichen Komplex. Im zweiten Schritt werden die inhaltlichen Komplexe gebündelt, und zwar jeweils zwei Komplexe, die einander wie Pole gegenüberstehen, also nach Unähnlichkeit. Auf diese Weise bilden sich Polaritäten. Diese Polaritäten werden in einem dritten Schritt interpretiert, um als Hauptergebnis die fundamentale Semantik abzuleiten. Wie bildet man die Polaritäten (vgl. Schulze 2005b: 584ff)? Schulze teilt den semantischen Raum (das Ergebnis der Korrespondenzanalysen) mit verschiedenen Achsen in Abschnitte, wobei die Merkmale in diesen Abschnitten wie angesprochen zu Komplexen gebündelt werden (vgl. Abbildung 3 links; die Achsen des Koordinatenkreuzes zählen dabei nicht als Trennungsachsen. Nur die gepunkteten Linien werden für die Trennung des semantischen Raumes in Abschnitte berücksichtigt).

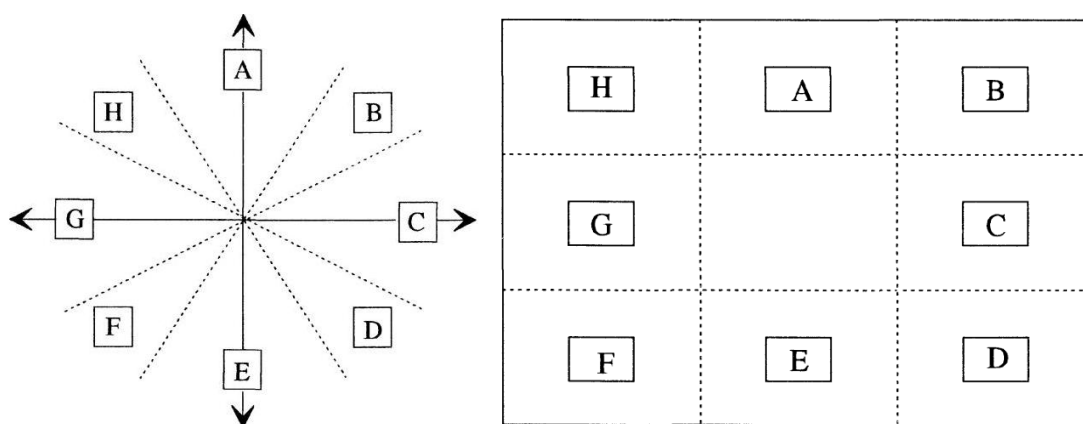


Abbildung 3: Unterteilung des semantischen Raums durch Achsen (Quelle: Schulze 2005b: 586 und 589).

Durch die Unterteilung des Raumes kommt man zu einem Polaritätenmuster mit 8 Feldern. Dieser Aufteilungsraaster wird über den semantischen Raums „übergestülpt“, womit er auf 8 Felder aufgeteilt wird. Die acht Felder werden zu einem Polaritätentableau⁷⁸ geordnet, das eine Modifikation der Darstellung der Korrespondenzanalyse-Ergebnisse ist, bei der aber das polare Spannungsverhältnis aufrechterhalten bleibt, z.B. der von Schulze angenommene Gegensatz der Felder A und E (vgl. Abbildung 3 rechts). Die Hauptpole verlaufen dabei von A-E und von G-C, daneben gibt es Parallelpolaritäten (z.B. H-F oder H-B) sowie Doppelpolaritäten (H-D und B-F; vgl. Abbildung 4). Während sich also A-E und G-C nur in einer Dimension an unterschiedlichen Polen befinden, stehen die Felderpaare H-D und B-

⁷⁸ Im Anhang der vorliegenden Arbeit habe ich das von Schulze angefertigte Polaritätenprofil zu Anschauungszwecken beigefügt.

F in Verbindung mit gleich zwei entgegengesetzten Polen von jeweils zwei Dimensionen. Wie können die Parallelpolaritäten interpretiert werden (vgl. Schulze 2005b: 691)? Betrachtet man als Beispiel das Felderpaar H-F, dann kann der Gegensatz zwischen den Polen der (vertikalen) Dimension I hier als Variante des linken Pols der (horizontalen) Dimension II betrachtet werden, im Falle der psychophysischen Semantik von Schulze zeigt sich bei den Komplexen H und F der Gegensatz von Einfachheit und Komplexität (Dimension I: Denkstil bzw. kognitive Differenziertheit) als „spontane“ Variante (linker Pol der horizontalen Dimension II: Handlungsstil bzw. Reguliertheit).

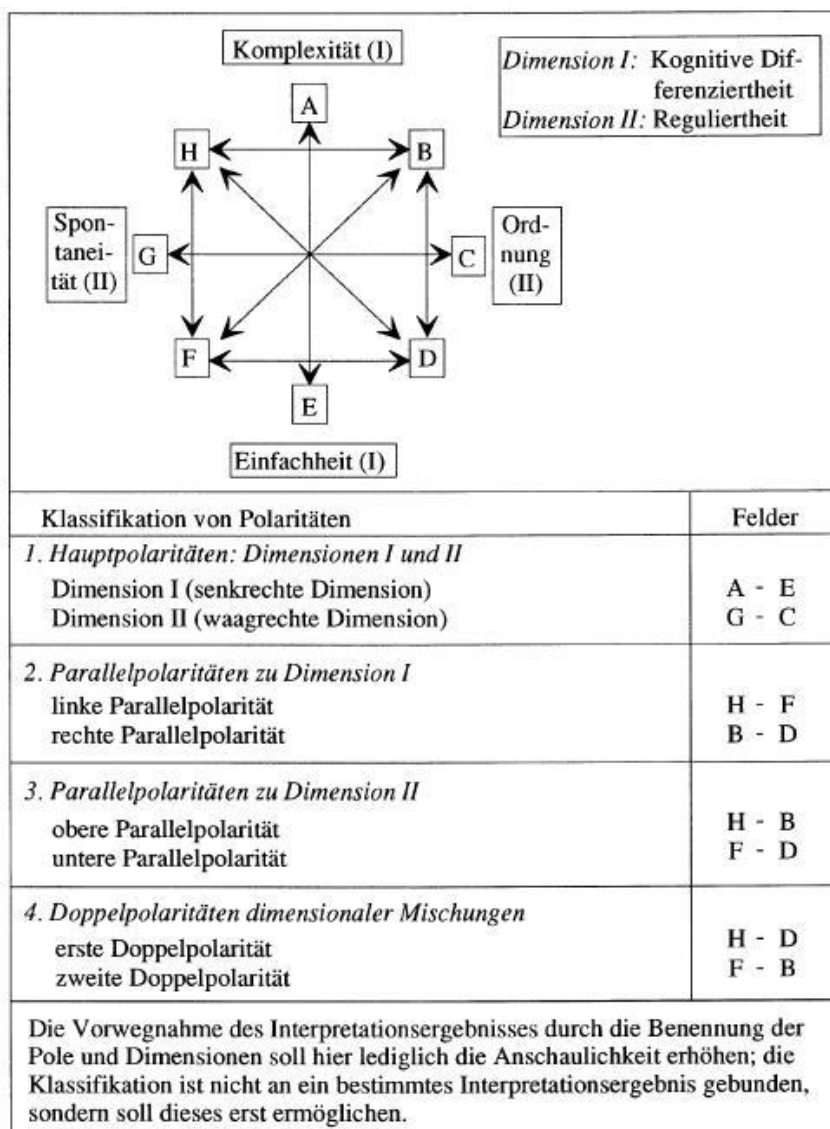


Abbildung 4: Polaritäten zwischen den Feldern des Polaritätstableaus (Quelle: Schulze 2005b: 588).

Weil bei diesem Tableau das Spannungsverhältnis dieser Polaritäten bzw. Komplexe erhalten bleibt, handelt sich lediglich um eine übersichtlichere Form der Darstellung. Anhand dieses

Tableaus werden interpretative Hypothesen gewonnen (vgl. Schulze 2005b: 676). Bei Schulze war dies die Annahme, dass soziale Unterscheidungsoperationen der (psychophysischen) Fundamentalsemantik sich entlang der zwei Basisdimensionen „Denkstil“ (d.h. kognitive Differenziertheit: Einfachheit vs. Komplexität) und „Handlungsstil“ (d.h. Reguliertheit: Ordnung vs. Spontanität) orientieren.

Schulze gibt nachvollziehbar an, wie er mit Hilfe von Korrespondenzanalysen das Ausgangsmaterial bereitstellt und transformiert, mit dem über die polare Interpretation die Polaritäten konstruiert werden, um die Merkmalsausprägungen der verschiedenen Variablen sowie der einbezogenen Gruppen (in Schulzes Fall: der fünf Milieus) in Form eines Tableaus darzustellen. In den methodischen Ausführungen von Schulze gibt es aber meines Erachtens Lücken, was die Interpretation und möglichen Verfahren dazu betrifft, um vom Polaritätentableau zu den diesen Polaritäten zu Grunde liegenden Dimensionen zu gelangen. Schulze gibt Hinweise darauf, wie der empirische Einstieg in die Interpretation möglich ist, nämlich in einer Art fortschreitenden Abstraktion von verschiedenen Inhaltsebenen (vgl. Schulze 2005a: 273ff). Da die Fundamentalsemantik als grundlegende Orientierung nicht erfragt werden kann, müsse sie erschlossen werden durch die Analyse verschiedener Inhaltsbereiche, z.B. von Konfigurationen von ästhetischen Präferenzen und Distanzierungen (welche durch die Anordnung als Polaritätentableau sichtbar werden). Diese Analyse fördert bei Schulze die Bedeutungsebenen von Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie zutage, also Ebenen höherer Abstraktion, die nur hermeneutisch durch eine Inhaltsanalyse alltagsästhetischer Angebote und ihrer Verwendungsformen erarbeitet werden können (auch hier expliziert Schulze nicht genauer sein hermeneutisches Verfahren).⁷⁹ Diese Interpretationen von Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie werden als Ausgangsmaterial für Interpretationen zweiter Ordnung verwendet, also auf noch allgemeinere kognitive Dispositionen: „Ich-Welt-Bezug, primäre Perspektive, normale existenzielle Problemdefinitionen, [und schließlich] Kategorien der fundamentalen Semantik“ (Schulze 2005a: 273).⁸⁰ Neben der Alltagsästhetik zeigten sich auch in anderen Aspekten des

⁷⁹ Genuss bezieht sich bei Schulze auf sinnlich spürbare Bedeutungen von schönen Erlebnissen, und bestehe in psychophysischen Reaktionsmustern, z.B. Freude, Betroffenheit, Spannung etc. (vgl. Schulze 2005a: 93f). Distinktion meint die Symbolisierung von sozialen Unterschieden in alltagsästhetischen Episoden, was auch Affinitäten und Distanzen zu anderen Gruppen ausdrücken kann. Lebensphilosophie meint grundlegende Wertvorstellungen, z.B. Identifikation mit der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung oder die Rebellion dagegen.

⁸⁰ „Normale existentielle Problemdefinition“ meint eine Art übergreifende Auffassung darüber, wozu wir leben, welche sich in der Gesamtheit des Handelns, Denkens und Fühlens von Menschen zeige (vgl. Schulze 2005a:

Subjekts (z.B. im persönlichen Auftreten oder im Sprachverhalten, oder in allgemeinen psychischen Dispositionen) oder in Situationen existentielle Anschauungsweisen und fundamentale Semantiken. Sichere Interpretationsergebnisse ließen sich nicht erreichen, so Schulze. Zentral sei die Fähigkeit des Interpreten, „[...] fremde Subjektivität über das Medium der eigenen Subjektivität sprechen zu lassen, [sie] entscheidet über die Qualität des Ergebnisses“ (Schulze 2005a: 274). Diese Fähigkeit sei nur subjektiv kontrollierbar, sodass nur intersubjektive Plausibilität eine zumindest schwache Form von Erkenntnissicherheit biete. Schulze spricht davon, die Grundlagen der Interpretation möglichst ausführlich darzulegen, und intersubjektiv nachvollziehbar zu machen, um die Basis der interpretativen Aussagen zu klar zu machen, ein hermeneutisches Verfahren gibt er aber meines Wissens nicht an. Schulze verweist aber darauf, dass die Fundamentalsemantik als übergreifender Deutungsrahmen kompatibel sein müsse mit anderen Deutungsmustern, z.B. alltagsästhetischer Schemata, milieuspezifischer existentieller Anschauungsweisen und dergleichen (vgl. Schulze 2005a: 356). Letztendlich liefert Schulze für die Interpretation des Polaritätentableaus vor dem Hintergrund der angenommenen Milieustruktur hauptsächlich den Hinweis, die eigene Interpretation vor dem Hintergrund der Daten (des Polaritätentableaus) plausibel zu machen, die von ihm angenommenen (ebenfalls latenten) Zwischenebenen von Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie, sowie (noch abstrakter) Ich-Welt-Bezug, primäre Perspektive sowie normale existentielle Problemdefinition können dazu ein hilfreiches heuristisches Gerüst bieten. Ein konkretes Vorgehen für die Interpretation (etwa im Sinne von Interpretationsrichtlinien oder zu bearbeitenden Schritten) gibt Schulze allerdings nicht an. Auch hier zeigen sich Schulze und Bourdieu geeint: beide geben kein vollständig durchdekliniertes Verfahren im engeren Sinn an, mit dem ihre jeweiligen latenten

232f). Handlungslogisch sei dies erfassbar als Aufgabenstellung, Zielsetzung oder Problemdefinition des eigenen Lebens. Auch wenn sie die Menschen einerseits subjektiv betrifft, gibt es dabei auch eine intersubjektive Komponente, weil die existentielle Problemdefinition einzelner Akteure Ähnlichkeiten aufweist mit denen anderer Menschen, zu denen die Akteure Kontakt haben. Schulze geht davon aus, dass in der Erlebnisgesellschaft die nominale existentielle Problemdefinition innenorientiert ist, und unterscheidet für die fünf von ihm festgestellten Milieus (Niveaumilieu, Integrationsmilieu, Harmoniemilieu, Selbstverwirklichungsmilieu und Unterhaltungsmilieu) fünf Formen existentieller Problemdefinitionen: Rang, Konformität, Geborgenheit, Selbstverwirklichung und Stimulation.

„Ich-Welt-Bezug“ meint die Vorstellung davon, inwiefern man in pragmatischer Hinsicht selbst sich an die Welt als vermeintlich vorgegebene Ordnung anpasst (weltverankerter Bezug) oder versucht, die Welt als veränderbar begriffen zu einem selbst passend zu machen (ichverankerter Bezug; vgl. Schulze 2005a: 234f).

„Primäre Perspektive“ meint eine Grundeinstellung der subjektiven Sicht zur Bezugsrealität (je nach Ich-Welt-Bezug die Welt oder das Selbst), die die Bezugsrealität durch ein übergreifendes Klassifikationsschema gliedert (vgl. Schulze 2005a: 236). Diese Schemata lassen sich auf immer neue Situationen übertragen, und heißen für die weiter oben angesprochenen Milieus: Hierarchie, soziale Erwartungen, Bedrohung, Innerer Kern, Bedürfnisse.

Konzepte der Inkorporation sozialer Strukturen sich empirisch auf eine methodisch klar nachvollziehbare Weise umsetzen ließen.

4.2.6 Kritische Würdigung

4.2.6.1 Stärken und Schwächen des Zuganges

Wie oben mit Verweis auf die Ausführungen von Gebesmair dargestellt, kann unter dem Vorbehalt einer unterschiedlichen Einbettung der Konzepte in die Gesamtheorie Schulzes Konzept einer Fundamentalsemantik als analoges Konzept zu Bourdieus Habituskonzept betrachtet werden. Es funktioniert grundsätzlich auf ähnliche Weise (Inkorporation der Strukturen durch die Akteure führt zu bestimmten Anschauungs- und Denkweisen), aber statt der frühkindlichen Sozialisation werden die späteren Einflüsse und die Offenheit gegenüber Veränderungen betont. Während Bourdieu vom Habitus als System von Denk-, Handlungs- und Wahrnehmungsschemata spricht, bezeichnet Schulze die Fundamentalsemantiken als Orientierungsformeln für Objekte, Symbole und Handlungen, in der auch normative Überzeugungen enthalten sind, die nicht weiter begründet werden, bzw. in Bourdieus Diktion, als „natürlich“ scheinen. Schulzes Fundamentalsemantik ist folglich ebenso als eine Art Klassifikationssystem zu betrachten, das Akteure benutzen, um sich in der Vielfalt sozialer Erscheinungen zurecht zu finden. Die Fundamentalsemantik wirke dabei auf verschiedenen Ebenen, und stifte die Homologie, also die strukturelle Entsprechung in den Bereichen Ich-Welt-Bezug, der primären Perspektive, der normalen existentiellen Problemdefinition und der fundamentalen Interpretation.

Für die Frage einer empirischen Umsetzung des Habituskonzepts können, auf Grund der dargestellten Ähnlichkeit von Habitus und Fundamentalsemantik, die methodischen Überlegungen Schulzes zur Analyse der Fundamentalsemantik fruchtbar sein. Diese Ähnlichkeit spiegelt sich meines Erachtens auch in Schulzes methodologischen Hinweisen wieder. Schulzes Forschungsinteresse bezieht sich nämlich auf „[...] soziale und psychische Strukturen, erfahrbare gesellschaftliche Großgruppen, Typenwahrnehmungen in der Alltagsinteraktion, Ordnungsvorstellungen und Handlungsdispositionen [...]“ (Schulze 2005b: 563), die mit der Frage nach kollektiven Differenzierungen verbunden sind. Diese zu finden erfordere eine Synopse zahlreicher Variablen, und die Suche „[...] nach komplexen, multidimensionalen Mustern“ (Schulze 2005b). Typenwahrnehmungen, Ordnungsvorstellungen und Handlungsdispositionen als kollektive Differenzierungen sind Bestandteile von Schulzes Fundamentalsemantik, bilden aber auch zentrale Charakteristika

des Habitus als System von Dispositionen und System für Klassifikationen. Wie Bourdieu sucht auch Schulze nach „handlungssteuernden Grundorientierungen“, nach „Vorstellungen“ und „Handlungsdispositionen“ (vgl. Schulze 2005b: 563).

Diese von mir weiter oben argumentierte Ähnlichkeit wird auch darin deutlich, dass viele methodische Ausführungen Schulzes durch die Betonung der Relationalität verschiedener Merkmale den Eindruck erwecken, dass sie genauso gut als methodische Hinweise in Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ stehen könnten. Sowohl das Finden von Habitusmustern als auch das Aufdecken einer Fundamentalsemantik kommt einer hermeneutischen Spurensuche gleich. Was meint Schulze mit hermeneutischer Arbeit? „Bei dem Versuch, kollektiv verbreitete Empfindungs-, Denk- und Handlungsmuster zu rekonstruieren, muß man weit über die Informationsbasis der Daten hinausgehen“ (Schulze 2005b: 562). Daten müssen interpretiert werden, und sowohl das Habituskonzept als auch das Konzept der Fundamentalsemantik dienen dazu, Zusammenhangsmaßen und relativen Häufigkeitsverteilungen eine Bedeutung zu verschaffen, die die nackten Daten nicht aufweisen. In der Betrachtung der Daten als Informationsbasis dürfen diese aber nicht als singuläre Daten verstanden werden, sondern müssen in Beziehung zueinander gesetzt werden. Betrachtet man beispielsweise Mittelwerte, dürften diese nicht absolut interpretiert werden, sondern im Vergleich mit anderen Mittelwerten. Solche Verhältnisaussagen seien auch ungleich robuster: „Erst wenn Prozentsätze nicht absolut, sondern relational beurteilt werden [...] sind wenigstens komparative Urteile im Sinne von >>mehr<< oder >>weniger<< möglich“ (Schulze 2005b: 567). Bei diesen relationalen Vergleichen schwächt sich der Effekt unterschiedlicher Frage- und Antwortformulierungen ab. Um Daten nicht nur deskriptiv zu verwenden, sondern theoretisch fruchtbar zu machen, müssen die Informationen über die Verteilung von Meinungen, Einstellungen, Wissen, Handlungsmustern, ästhetischen Präferenzen und psychosozialen Grundorientierungen relational betrachtet werden. Was heißt das? Es heißt „[...] Selbstbeschränkung auf vergleichende Aussagen, die entweder als Unterschiedsaussagen oder als Zusammenhangsaussagen formuliert werden können“ (Schulze 2005b: 568). Die Erkenntnis, wieviele Menschen Volksmusik hören, wäre weniger wichtig als die Erkenntnis, dass der Prozentsatz gruppenspezifisch variiert. Vergleichende Aussagen können entweder intertemporal sein (Wandel im Zeitverlauf), interkategorial vergleichend (z.B. zwischen Alters-Bildungs-Gruppen oder sonstigen Gruppenanordnungen) sowie interthematisch vergleichend. So können gruppenspezifische Anteile in einer standardisierten Repräsentativumfrage zwar kaum exakt geschätzt werden, es sei aber unwahrscheinlich dass sich tatsächliche multivariate Differenzierungen zwischen Gruppen, die mit vielen

Indikatoren untersucht würden, nicht als Differenzierungen auch in den Daten zeigten (vgl. Schulze 2005b: 570). Zumindest Rangordnungen unter den Gruppen blieben auch bei ungünstigen Bedingungen erhalten, wie auch Rangordnungen und Vorzeichen von Zusammenhangsmaßen.

Schulzes Plädoyer für einen auf quantitativen Daten basierenden Zugang zur latenten Bedeutungsebene besteht darin, dass alltagsästhetische Schemata und fundamentale Semantiken (und m.E.n. auch der Habitus) sich als Komplexe von zahlreichen Einzelaspekten des Verhaltens manifestieren. Die Vernetzung dieser Einzelaspekte würde nach Schulze erst bei Betrachtung der Verhaltenstendenzen vieler Personen sichtbar. Fundamentalsemantik-Forschung und in analogiam Habitusforschung erfordern demnach beide die Untersuchung von Syndromen, wie weiter hinten auch noch unter Verweis auf die Habitushermeneutik bekräftigt werden wird: „Das Erkennen statistischer Muster (komplexer Kovariationen) ist dabei nur ein Zwischenziel auf dem Weg zum Verstehen eines Syndroms als einer Grundorientierung, die letztlich als kognitive Konstruktion zu beschreiben ist. Dabei kommt es nicht auf die einzelnen Variablen an (die ja immer nur eine Auswahl aus dem Kosmos der betroffenen Variablen darstellen und austauschbar sind), sondern auf die Gesamtkonfiguration [...]“ (Schulze 2005b: 564). Ein besonders deutlicher Spezialfall eines Syndroms sind nach Schulze Konsistenzfelder, d.h. Pools von (mindestens ordinalen) latenten oder manifesten Variablen, die in Form von monotonen Beziehungen miteinander kommunizieren (Schulzes alltagsästhetische Schemata wären Beispiele für solche Konsistenzfelder). Individuelle Ausprägungen lassen sich nach Schulze als Nähe oder Distanz zu den jeweiligen Polen des ganzen Konsistenzfeldes auffassen. Methodisch lassen sich Korrelationsfelder durch die Faktorenanalyse auffinden, wenn sie als heuristisches Instrument genutzt wird (vgl. Schulze 2005b: 566). Schulze scheint die Faktorenanalyse hauptsächlich dazu einzusetzen, um zusammengehörende Variablen zu identifizieren, die so zu Feldern gruppiert werden können, dass sie hohe interne Korrelation und niedrige (Feld-)externe Korrelation aufweisen. Detailbetrachtungen im Sinne einer Würdigung ermittelter Faktorladungen und dergleichen scheint Schulze nicht für zielführend zu halten.⁸¹ Wurde auf diese Weise festgestellt, welche Variablen „zusammengehören“, kann danach gefragt werden, „[...] welche subjektive Sinnkonstruktion diese Zusammengehörigkeit zustandebringt“ (Schulze 2005b: 566). Die aufgespurten Itemfelder wurden einer „dimensionalen Interpretation“ unterzogen und

⁸¹ Schulze wurde für das bewusste Unterlassen, im Rahmen seiner Analysen Koeffizienten und Outputtabellen darzustellen, auch dementsprechend kritisiert (vgl. exemplarisch Eckert/ Jacob 1994: 136f).

eindimensional nach der klassischen Testtheorie weiterverarbeitet (vgl. Schulze 2005b: 575).⁸² Die vorhin beschriebenen Verfahren der Korrespondenzanalyse und polaren Interpretation sind als ein Schritt der Informationsverdichtung und Theoriegenerierung zu sehen, bei der die komplexe Syndromstruktur großer Merkmalsbereiche in einem Kollektiv komprimiert beschrieben wird (vgl. Schulze 2005b: 566). Eine weitere Möglichkeit der Betrachtung der Syndromstruktur besteht darin, die beobachteten und (bei Unterstellung von zufälligen Syndromstrukturen) erwarteten Häufigkeiten von Merkmalen zu vergleichen.

Schulzes methodischer Ansatz für die Fundamentalsemantik, die er in „Die Erlebnisgesellschaft“ entfaltet, ist folglich als ein Versuch zu sehen, grundlegende Klassifikationsschemata zu erfassen, die sich über verschiedene Bereiche der Gesellschaft erstrecken und von Akteuren genutzt werden, sich im Raum der sozialen Vielfalt zurecht zu finden. Während Schulze als Modell der Einteilung der Gesellschaft in Gruppen auf Alter-Bildungs-Gruppen abgestellt hatte, halte ich es für möglich, das Vorgehen in der Analyse der Fundamentalsemantik auf andere Gruppeneinteilungen anzupassen. Die Transformation der mathematischen Lösung der Korrespondenzanalyse erfolgt bei Schulze auf eine Weise, dass die Achsen des Raums der Korrespondenzanalyse als unterschiedliche Ausprägungen von Alter und Bildung interpretierbar werden. Möchte man nun als Gesellschaftsgruppen statt Alter-Bildungs-Gruppen auf Gruppen mit unterschiedlichem Volumen von Kapital abzielen, müssen dementsprechend jeweils Merkmale einbezogen werden, die es ermöglichen, analog zu Alter und Bildung auch die Kapitalienverfügung in den Raum zu projizieren und die Ausrichtung der Achsen dementsprechend anzupassen. Das Verfahren der fundamentalen Interpretation scheint mir daher auch einsetzbar zu sein, wenn man einige von Schulzes Modellannahmen, die er in „Die Erlebnisgesellschaft“ aufstellt, nicht mittragen möchte, wie z.B. seine Milieukonstruktion. Wie sich weiter unten noch zeigen wird, bezieht sich auch Otte (2008) auf Schulzes grundlegende Dimensionen der psychophysischen Fundamentalsemantik, um Grundorientierungen in seinem Raum der Lebensführung zu berücksichtigen, wobei im Zentrum seines Lebensführungskonzepts das Habituskonzept eine wichtige Rolle einnimmt.

Schulzes Ansatz der Fundamentalsemantik zielt darauf ab, grundlegende Unterschiede in Denk- und Handlungsstilen auszuarbeiten, die bei Schulze sich auf Alter-Bildungsgruppen

⁸² Die klassische Testtheorie führt die Zustimmung und Ablehnung zu einem Item auf eine einzige Dimension zurück (vgl. Müller-Schneider 1993: 373). Mit steigender Ausprägung dieser Dimension nimmt demnach die Wahrscheinlichkeit der Zustimmung zu einem Item, das mit dieser Dimension in Verbindung steht, zu. Die Faktorenanalyse wird der „klassischen Testkonstruktion“ zugerechnet.

bezogen hatten. Dabei verfolgt er den Ansatz der fundamentalen Interpretation, in der eine „Hermeneutik von Massendaten“ notwendig ist, um grundlegende Orientierungsmuster in den Daten zu erschließen. Die Erschließung der Fundamentalsemantik soll grundlegende Differenzierungen im Handeln und Denken der Menschen aufzeigen. Schulzes Befund, dass es ein Spektrum von mehr oder weniger kognitiv-differenzierenden Denkstilen gibt, sowie mehr oder weniger entlang von Ordnung/Spontanität ausgerichteten Handlungsstile gibt, ist meiner Interpretation nach weniger eine inhaltliche Charakterisierung von Habitustypen im Sinne von „Welche Habitusmuster gibt es?“, als eher eine Meta-Aussage darüber, wie sich Habitustypen unterscheiden. In dieser Hinsicht sind sie Aussagen zweiter Ordnung über Habitustypen.⁸³ Da Schulzes Zugang auf quantitativ-statistische Daten abzielt, handelt es sich dabei um die Analyse größerer Menschengruppen, im Gegensatz zum weiter hinten betrachteten Ansatz von Loic Wacquant, dessen Ansatz auf der Mikroebene angesiedelt ist.

Schulzes mehrstufiges Modell latenter Ebenen (Genuss, Distinktion, Lebensphilosophie auf der ersten Stufe; Ich-Welt-Bezug, primäre Perspektive, normale existentielle Problemdefinition auf der zweiten Stufe; Fundamentale Semantik auf der dritten Stufe) wird meines Erachtens als Suchheuristik genutzt, um der Fundamentalsemantik auf die Spur zu kommen.⁸⁴ Die Kategorien der Fundamentalsemantik sollen nach Schulze als ein „integrierendes Prinzip“ betrachtet werden, das die subjektive Integration der sozialen Wirklichkeit nachvollziehbar machen soll (vgl. Schulze 2005a: 348f). Die untergeordneten latenten Ebenen weisen eine Homologiebeziehung zur übergeordneten Fundamentalsemantik auf. Zwar bezieht Bourdieu diese Bestandteile nicht explizit in sein Habituskonzept ein, doch liegt es auf der Hand, dass der Habitus als einer „[...] ganzen, körperlichen wie mentalen, inneren wie äußeren >>Haltung<< eines Menschen [...]“ (Vester et al 2001: 16) auch diese latenten Ebenen umfasst, zumal sowohl der Habitus als auch diese Ebenen zentrale Aspekte der Weltsicht von Akteuren umfassen. Schulze argumentiert, dass Kenntnis über die Kategorien der Fundamentalsemantik und der damit homologen, untergeordneten latenten Ebenen (Genuss, Distinktion etc.) den „[...] Schlüssel zum Verständnis einer Deutungsgemeinschaft [...]“ (Schulze 2005a: 350) darstellt. Die Fundamentalsemantik dient der/dem Forscher/in folglich dazu, implizite Ordnungsoperationen von Menschen explizit zu

⁸³ Daran orientiert sich offenbar auch Otte, der versucht, die grundlegende Differenzierung von Handlungsstil und Denkstil, die er bei Schulze vorgefunden hat, für bereichsspezifische Erklärungen von Verhalten zu nutzen. Darauf wird im nächsten Abschnitt zu Otte noch eingegangen werden.

⁸⁴ Sie kann aber meiner Ansicht nach auch unabhängig davon genutzt werden, im Sinne eines „Leitfadens“, um verschiedene Ebenen des Habitus zu betrachten.

machen. Die Kategorien der Fundamentalsemantik können so genutzt werden, um Unterschiede zwischen und Gemeinsamkeiten innerhalb von sozialen Milieus zu erklären, wie auch die Akteure selbst die Fundamentalsemantik als grobe, aber hinreichend genaue Vereinfachung verwenden, um Teile ihrer Existenz zu integrieren.

Die Verwendung eines Polaritätstableaus erscheint mir zudem auch deshalb in Habitusstudien nützlich einsetzbar zu sein, weil es den Blick schärft für gegensätzliche Praktiken und Spannungsverhältnisse. Jedes Feld des Polaritätstableaus enthält implizit auch die Komplemente zu den Eintragungen im jeweiligen Komplementärfeld (vgl. Schulze 2005b: 690). Enthält das eine Feld beispielsweise die Eintragung, dass gerne Heimatfilme gesehen werden, so enthält das über den „Nullpunkt“ gegenüberliegende Feld implizit auch die Eintragung „Abneigung gegen Heimatfilme“. Schulze zufolge sei das Polaritätstableau nur eine andere Form der Darstellungsweise, bei der die Spannungen zwischen den Merkmalen, aufrecht erhalten bliebe. Ich finde es allerdings fraglich, ob es sich tatsächlich nur um eine andere Art der Darstellung handelt. Meiner Ansicht nach ist bei dieser Darstellung sehr wohl ein Informationsverlust impliziert. Während die Korrespondenzanalyse eine wesentlich feinere und genauere Verortung von Merkmalsausprägungen erlaubt, und sich so auch Abstände von Merkmalsausprägungen in der zweidimensionalen Darstellung genauer fassen lassen, verflacht Schulze diese Abstände in seinem Polaritätstableau: Solange eine Merkmalsausprägung bei Schulze in einem bestimmten Sektor liegt, unabhängig davon wie nahe dem Nullpunkt die Merkmalsausprägung genau liegt, wird es in das korrespondierende Feld des Tableaus aufgenommen, und „gleichberechtigt“ mit anderen, womöglich viel weiter vom Nullpunkt entfernten und damit auch stärker „distinguierenden“ Merkmalen betrachtet.

Schulzes Verfahren und methodische Hinweise zum Aufdecken von Kategorien der Fundamentalsemantik können, so lassen sich obige Ausführungen knapp zusammenfassen, auch im Werkzeugkasten für die Habitusanalyse gewinnbringend eingesetzt werden.

Welche Schwachstellen bleiben im Konzept der Fundamentalsemantik? An dieser Stelle soll keine allgemeine Kritik an Schulzes Konzeption von „Die Erlebnisgesellschaft“ erfolgen (vgl. hierfür aber Rössel 2003). Ein möglicher Kritikpunkt an Schulzes Ansatz einer Fundamentalsemantik besteht darin, dass es nach Rössel unwahrscheinlich sei, dass eine ganze Gesellschaft durch eine einzige (konsistente) Semantik charakterisiert werden könne (vgl. Rössel 2003: 91). Dies würde nach Rössel einerseits voraussetzen, dass Gesellschaften abgrenzbare Gebilde wären, die hinsichtlich ihrer obersten Wirklichkeitsdeutung hochintegriert wären und in der es keine kulturellen Konflikte zwischen sozialen Akteuren

gäbe. Zudem wäre dies nicht vereinbar mit der Differenzierung moderner Gesellschaften in unterschiedliche Wertsphären. Wenn es demgegenüber, wie in der Makrosoziologie angenommen, unterschiedliche kulturelle Logiken gäbe, dann schließe das eine einheitliche, oberste Wirklichkeitsdeutung aus. Der Kritik von Rössel könnte man allerdings entgegen, dass Schulze's Fundamentalsemantik eher einen Raum der Ausformung möglicher Kombinationen der zwei Dimensionen Handlungsstil und Denkstil umfasst, sodass die fundamentale Semantik eher einen Rahmen darstellt, innerhalb dessen verschiedene Milieus jeweils milieuspezifische Distinktionen entlang der Dimensionen betreiben, z.B. das hochkulturorientierte Niveaumilieu eine „antibarbarische“ Distinktion gegen das auf der Dimension des Denkstils gegenüberliegende Harmoniemilieu, das wiederum gegen das auf dem Komplexitäts-Pol des Denkstils liegende Niveaumilieu antiexzentrische Distinktion betreibt (vgl. Schulze 2005a: 364ff). Eine oberste Wirklichkeitsdeutung wäre im diesem Sinne nicht für alle Akteure verbindlich, sondern diese milieuspezifischen Formen der Distinktion verweisen eher darauf, dass kulturelle Konflikte als Ergebnis von „widerstrebenden Polen“ interpretierbar sind. Die fundamentale (psychophysische) Semantik ist folglich etwas, das Akteure zur Klassifikation und Deutung der Wirklichkeit benutzen, aber jeweils auf spezifische Weise, je nachdem, an welchen Polen und innerhalb welcher Spannungsdimension sie verortet sind. Die Annahme, dass sie eine für alle in *gleicher Weise* verbindliche Wirklichkeitsdeutung ist, wie sie Rössel offenbar interpretiert, wäre demnach ein Missverständnis. Je nach Verortung der Akteure hinsichtlich ihres Denk- und Handlungsstils würden sie eine spezifische Perspektive einnehmen.

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit war vor allem auf Schulzes grundsätzliches Vorgehen in der Hermeneutik einer Fundamentalsemantik eingegangen worden, sowie auf seine diesbezüglichen inhaltliche Ergebnisse: die zwei Dimensionen von Denkstil (kognitive Differenziertheit) und Handlungsstil (Grad der Spontanität/Ordnung). Diese Ergebnisse sind als eine Momentaufnahme zu betrachten, schließlich liegen Schulzes Untersuchung als Datenbasis lediglich Querschnittsdaten aus 1985 vor, die sich auf Personen auf das Gebiet der Stadt Nürnberg beziehen (vgl. Schulze 2005a: 90). Um einen Wandel in der Fundamentalsemantik festzustellen (ob z.B. die Dimensionen, die in der polaren Interpretation gesucht werden, anders interpretiert werden müssen), müssten Längsschnittsdaten zur Verfügung stehen.

Um die schon oben im Abschnitt zu Bourdieus Verfahren im Rahmen der „Feinen Unterschiede“ vorgestellte Diktion von Meuser und Matthiesen aufzugreifen, handelt es sich

bei Schulzes „Hermeneutik von Massendaten“ nicht um ein nachzeichnendes, rekonstruktives Verfahren (in dem auch die Perspektive der untersuchten Personen und Habitusträger berücksichtigt werden kann), sondern um ein auf statistischen Daten basierendes konstruktives Verfahren (vgl. Meuser 2013: 228f; Matthiesen 1989: 251f). Die Interpretation der durch das Polaritätstableau dargestellten inneren Spannungen zwischen verschiedenen Merkmalen ist bei Schulze meines Wissens nicht systematisiert, sodass davon ausgegangen werden darf, dass die Interpretationsergebnisse noch stärker von Eigenschaften der InterpretInnen abhängig sind, als bei Interpretationsverfahren (wie der später dargestellten, auf der Sequenzanalyse basierenden Habitushermeneutik), die zumindest in Interpretationsschritten unterteilt sind die die Subjektivität der InterpretInnen entlang einer bestimmten Richtung lenken. Die Fundamentalsemantik, so man sie denn als habitusähnliches Konstrukt betrachten möchte, weist zudem nicht zwingend einen Bezug zu bestimmten sozialen Bereichen bzw. Feldern auf. Je nach erfassten Merkmalen, die in die polare Interpretation einfließen, kann (sofern diese Merkmale in direktem Bezug zu einem sozialen Feld stehen) dieser Ansatz womöglich um eine Feldperspektive erweitert werden. Schulze verwendete in erster Linie Aspekte der Freizeit und der Alltagsästhetik.

Das Konzept der Fundamentalsemantik wurde im vorliegenden Rahmen als ein habitusähnliches Konzept dargestellt. Da die betrachteten Kritikpunkte in Kapitel 3 sich aber dezidiert am Habituskonzept ausgerichtet hatten, entfällt an dieser Stelle im Wesentlichen eine gesonderte Reflexion der Kritikpunkte vor dem Hintergrund der Fundamentalsemantik. Einen Punkt möchte ich aber dennoch herausgreifen: Schulze verwendete als Indikatoren für verschiedene Dispositionen auch Persönlichkeitstests aus der Psychologie. Lahire kritisierte Bourdieus Dispositionsbegriff dafür, dass damit auch abseits von konkreten Situationen Akteuren Dispositionen zugeschrieben würden, z.B. ein Mensch könne tapfer sein, ohne jemand sich tapfer gezeigt zu haben, weil die Situation dies nie erfordert hätte. Orientiert an dieser Kritik kann Schulze auch dahingehend kritisiert werden, dass er losgelöst von konkreten Situationen, in denen sich diese Dispositionen in actu zeigen, durch Verwendung der nichtfeldbezogenen, übersituativen Persönlichkeitstest ebenfalls in reifizierender Weise Persönlichkeitszüge konstruiert. Diese Frage kann an dieser Stelle aber nicht abschließend geklärt werden, da dazu jeder einzelne Persönlichkeitszugindikator, den Schulze verwendet, auf die genauen Modalitäten seiner Operationalisierung und der Frageformulierung (wurde verhaltensnah formuliert?) überprüft werden müsste, was den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde.

4.3 Habitus- und Lebensführungstypologie am Beispiel Ottes konzeptioneller Lebensführungstypologie

4.3.1 Das Habituskonzept bei Otte

Im folgenden Abschnitt wird ein von Otte vorgeschlagenes, umfangreiches Modell für eine Sozialstrukturanalyse mit Lebensstilen vorgestellt, in dessen theoretischem Kern auch das Habituskonzept eingebettet ist. Ottes Modell unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt vom üblichen, auf Korrespondenzanalysen und Clusteranalysen basierenden Vorgehen in der Lebensstilforschung: er konstruiert seine Lebensführungstypologie nicht mittels dieser Methoden, sondern auf theoretischer Basis, nach einer Sekundäranalyse der zentralen Dimensionen zahlreicher bestehender Lebensführungs- und Lebensstiltypologien. Eingebettet ist diese Lebensführungstypologie in ein handlungstheoretisches Modell, welches explizit das Habituskonzept einbezieht. Ottes Lebensführungsbegriff bezieht sowohl die inkorporierte „Habitus“-Seite ein, als auch die nach außen hin symbolisch wirksame „Lebensstil“-Seite. „Lebensführung“ ist verortet als eine Art Zwischenposition innerhalb der Pole völliger Akteursautonomie und Strukturdeterminiertheit, denn die Lebensführung würde zwar durch „Investitionen“ durch die Akteure hervorgebracht, aber innerhalb von eingrenzbaren, objektiven Möglichkeitsräumen. Durch sie soll ein akteurnäheres erklärendes Verstehen von sozialem Handeln möglich sein, als nur durch die Heranziehung von objektiven Strukturklassifikationen (vgl. Otte 2008: 22f). In diesem Modell geht es darum, die Zusammenhänge zwischen Lebensführung (und in extenso Habitus) sowie zahlreichen sozialstrukturellen Bezügen herzustellen.

Im folgenden Abschnitt soll also Ottes Lebensführungsmodell betrachtet werden, weil er erstens dezidiert sich auf Bourdieus Habituskonzept als Teil der Lebensführung stützt, zweitens expliziert er auf handlungstheoretischer bzw. Rational-Choice-Ebene Mechanismen und Zusammenhänge zwischen sozialstrukturellen Merkmalen und der Lebensführung sowie dem Habitus, die in Bourdieus Modell eher postuliert als inhaltlich erklärt werden. So versucht Otte genauer die inhaltliche Wirkungsweise aufzuzeigen, in der die Ressourcen der sozialen Lage sich auf Habitus und Praxis auswirken. Ottes Modell bietet drittens auf diese Art meines Erachtens einen variablensoziologischen Zugang zum Habitus an. Im Folgenden soll erstens der grundsätzliche Aufbau von Ottes Vorschlag dargestellt werden, mit einer Betrachtung des Stellenwerts des Habituskonzepts darin. Danach wird das Modell der Lebensführungsgenese und das dazugehörige Investitionssparadigma vorgestellt. Im Anschluss daran wird betrachtet, wie Otte seinen theoretischen Grundentwurf empirisch einsetzt und

operationalisiert, um verschiedene Formen des Verhaltens zu erklären. Im letzten Abschnitt wird kritisch hinterfragt, ob und inwiefern Ottos Lebensführungstypologie und die Art ihrer Operationalisierung den Schluss zulassen, dass mit der Lebensführungstypologie auch Habitustypen vorliegen, und wie gegebenenfalls diese Typologie erweitert werden kann, sowie in welcher Hinsicht Ottos Verfahren als Weiterentwicklung des Habituskonzepts gelten kann.

Ich möchte damit beginnen, den Stellenwert des Habituskonzepts in Ottos Modell darzulegen. Das Konzept spielt darin in seiner grundlegenden Funktionsweise als Vermittler zwischen Lage und Lebensstil eine Rolle (vgl. Otte 2008: 83-98). Otte konstruiert ein theoretisches Modell, das Rückschlüsse auf die Frage erlaubt, welche Lagedimensionen die Lebensführung beeinflussen und in welchem Ausmaß.⁸⁵ In diesem Rahmen bezeichnet Otte Bourdieus Ansatz von Struktur-Habitus-Praxis, neben den von Hartmut Lüdtke und Gerhard Schulze, als einer der „am weitesten entwickelten“ Erklärungsansätze.

Otte hebt den Stellenwert von Bourdieus Ansatz eindeutig hervor: „In einer kombiniert theoretisch-empirischen Perspektive muss der Ansatz Bourdieus m.E. als *der* Maßstab für eine Erklärung der Entstehungs- und Handlungslogik von Lebensführungstypen gelten: Er umfasst ein theoretisches Modell, das spezifische *Ausprägungen* der Lebensführung unterscheidet; er benennt zentrale Variablen (Kapitalsorten), die die Lebensführung in angebbarer Weise determinieren; und er bietet mit der dritten Dimension des sozialen Raumes zumindest einen *Ansatz zum zeitlichen Wandel* der Lebensführung“ (Otte 2008: 87f). Otte rezipiert den Habitus bei Bourdieu umfassend als System mit zwei Seiten: einerseits sei der Habitus ein kognitives System von Bewertungs- und Wahrnehmungsschemata (Geschmack), leite die Reflexion über den eigenen Lebensstil an und diene zur symbolischen Klassifizierung anderer Akteure. Andererseits sei der Habitus selbst ein generatives System von Erzeugungsschemata, das ursächlich individuelles Handeln und Praktiken in den sozialen Feldern erzeuge. Lebensstile entstünden bei Bourdieu durch eine für die Akteure unbewusste Weise, weil der Habitus diejenigen Praxisformen befördere, die objektiv an die Umstände angepasst seien, womit Bourdieu einen genuin strukturalistischen Erklärungsentwurf vorlege.

⁸⁵ Für Otte ist die Frage, ob Lebensstile entweder durch die soziale Lage „determiniert“ werden oder Ergebnisse eines ressourcenfreien, autonomen Handelns sind längst entschieden: Ressourcen spielen nach wie vor eine Rolle, eine Entkopplung im vollen Sinne gibt es nicht (vgl. Otte 2008: 19-23). Eher lässt sich von einer partiellen Entkopplung sprechen: „Die Determinationskraft einiger sozialstruktureller Variablen hat offenbar nachgelassen, gleichwohl wirken Sozialstrukturen in erheblichem Maße fort. Sie wirken *multidimensional* und zumindest *latent* auf das Handeln ein [...]“ (Otte 2008: 22). Weniger das äußere Verhalten, sondern mehr die innere Befindlichkeit habe sich entkoppelt. Objektive Ungleichheitsstrukturen wirken im subjektiven Bewusstsein fort, was sich auch anhand von subjektiven Schichteinstufungen illustrieren ließe.

Lebensstile seien damit determiniert durch Restriktionen und Ressourcen, und entstünden auf unbewusste Weise. Absichtsvolles Handeln wäre im Bereich von Strategien möglich, bei denen es um Distinktionsgewinne und die Durchsetzung der selbst vertretenen symbolischen Ordnung geht, so Otte über Bourdieu. Otte rezipiert den Habitus also sowohl als Produkt von objektiven Strukturen, als auch als Generator für Praktiken und Lebensstile. Er kritisiert Bourdieus Modell allerdings in zwei Punkten (vgl. Otte 2008: 88). Erstens müsse die Entstehung der oft postulierten Homologie von sozialen Positionen und Lebensstilen genauer erklärt werden, wobei Otte dafür plädiert, nach Entscheidungsparametern zu suchen, die (innerhalb von Wahlsituationen zum Lebensstil) die Entstehung des Lebensstils erklären und nachvollziehbar machen. Bourdieu hätte demgegenüber diese Entstehung durch „dichte Beschreibungen“ exemplifiziert. Zweitens ist für Otte das Habituskonzept zu statisch, und müsse daher handlungstheoretisch expliziert werden, um diese Statik und die dadurch implizierte „kontinuierliche Reproduktion der Lebensführung“ zu überwinden.

4.3.2 Theoretische Konstruktion von Typen

In vielen Ansätzen der Lebensstilsoziologie werden Lebensstiltypologien erstellt, indem Clusteranalysen oder Korrespondenzanalysen eingesetzt werden, um Akteure nach Ähnlichkeiten zu gruppieren. Otte geht einen anderen Weg. Er führt eine Metaanalyse verschiedenster Lebensführungstypologien und Studien der Werteforschung durch, um zentrale Lebensführungsdimensionen zu identifizieren (vgl. Otte 2008: 57f). Otte versucht auf diese Weise, eine konzeptuelle Lebensführungstypologie zu entwickeln, die sich prinzipiell sowohl als Wertorientierungstypologie als auch als Lebensstiltypologie operationalisieren lässt. Schwerpunkt der Auswahl der Studien lag auf Studien zur Lebensführung in Westdeutschland in den 1980er und 1990er Jahren (z.B. Schulze 2005a und Vester et al 2001), ausgenommen Bourdieus Studien, die trotz fehlenden Deutschlandbezugs inkludiert wurden, weil sie theoretisch sehr stark ausgearbeitet waren und es auch Replikationsversuche für Deutschland gab. Gemeinsame Lebensführungsdimensionen, die sich in der Synopse zeigten, waren erstens eine zeitbezogene Dimension der Lebensführung (kohortenspezifisch als Modernitätsgrad; lebenszyklisch bzw. familienzyklisch als biographische Perspektive), zweitens das Ausstattungsniveau der Lebensführung, das die Bevölkerungsgruppen hierarchisierbar macht nach verschiedenen Merkmalen (z.B. ihrer Stilisierungspraktiken, der Distinktionsneigung des Habitus oder ihrer kulturellen Kompetenzen), drittens dem Aktionsradius der Lebensführung mit den Polen von Haus-/Heimatzentriertheit und außerhäuslichem Interesse, sowie viertens dem alltagsästhetischen Geschmack der

Lebensführung (vgl. Otte 2008: 70f). Da Otte versucht, eine allgemeine Typologie zu entfernen, die für viele Untersuchungsgebiete einsetzbar ist, wählt er solche Dimensionen aus, die „[...] zentral für die Strukturierung vieler individueller Verhaltensweisen und sozialer Ungleichheiten sein [sollen]“ (Otte 2008: 73). Als grundlegende Hauptdimensionen wählt Otte daher das Ausstattungsniveau und die Modernität/biographische Perspektive (also Dimensionen die eng mit Strukturvariablen klassischer Ansätze verknüpft sind), und ordnet die übrigen Dimensionen diesen Hauptdimensionen unter.

Wie lassen sich Ottes Hauptdimensionen weiter charakterisieren? Das Ausstattungsniveau hängt ab vom ökonomischen und kulturellen Kapital, und berücksichtigt die Annahme, dass die soziale Wahrnehmung der Menschen noch immer in Hierarchien stattfindet, also anhand von Vorstellungen einer sozialen Schichtung (vgl. Otte 2008: 74). Die Dimension der Modernität bzw. biographischen Perspektive zielt auf die zeitliche Strukturierung des Lebens ab. Das Alter wird von Otte auch als psychophysische Ressource aufgefasst, als Indikator für die Zeitdauer biographischer Investitionen und den Grad der Offenheit/Konsolidierung/Schließung der biographischen Perspektive, sowie als Ausdruck kohortenspezifischer Prägungen.

Basierend auf diesen zwei Achsen entwirft Otte einen zweidimensionalen Raum, der die Lebensführungstypologie abbilden soll: „Die hierarchische Dimension des Ausstattungsniveaus und die Zeitdimension, die sich teils im Sinne der (kohortenspezifischen) Modernität, teils im Sinne der (lebenszyklischen) biographischen Perspektive der Lebensführung interpretieren lässt, werden als die Hauptdimensionen der Lebensführungstypologie konzipiert“ (Otte 2008: 76). Er teilt jede der Achsen in drei Segmente ein und kreuztabelliert sie, um zu einer „mittleren Anzahl“ von Typen zu kommen, die einen Kompromiss zwischen Übersichtlichkeit und Differenziertheit erzielen sollen (vgl. Abbildung 5). Die Dreiteilung der Dimensionen verhindere einfache Dichotomien und erlaube Mischtypen. Eine „funktionale Reduktion“ falls eine der Zellen keine Fälle aufweise könne in Einzelfällen der Typologieanwendung dennoch sinnvoll sein.

<i>Ausstattungs-</i> <i>niveau</i>			
gehoben	1	4	7
mittel	2	5	8
niedrig	3	6	9
	traditional/ biogr. Schließung	teilmmodern/biogr. Konsolidierung	modern/ biogr. Offenheit
			<i>Modernität/ biogr. Perspektive</i>

Abbildung 5: Ottes Modell des sozialen Raumes (Quelle: Otte 2008: 76).

Das Ausstattungsniveau ist eng mit verschiedenen Variablen der sozialen Lage verbunden. Ottes Dimensionen sind aber dennoch gerade nicht auf der Ebene der sozialen Lage konzipiert, sondern auf der Ebene der subjektiven Lebensführung (vgl. Otte 2008: 76). Sowohl inhaltlich als auch operational beziehen sich Ottes Typen daher auf spezifische Arten der Lebensführung: „Anders als bei einer Typenbildung auf der Basis der sozialen Lage – z.B. nach Einkommen und Bildung – steht bei einer Typenbildung auf der Ebene der Lebensführung nicht die Ausstattung mit *verfügbaren Ressourcen*, sondern die Ausstattung mit den *durch die Ressourcenverwendung produzierten Objekten und Aktivitäten und den homologen Wertorientierungen* im Vordergrund [...]“ (Otte 2008: 77). Auf der Ausstattungssachse unterscheidet Otte die Ausprägungen gehoben/mittel/niedrig mit den korrespondierenden Wertorientierungen gehoben-anspruchsvoll/respektabel-strebend/kalkulierend-bescheiden. Die horizontale Achse umfasst sowohl Modernität als auch biographische Perspektive. Otte unterscheidet auf kohortenspezifischer Ebene die Ausprägungen „traditional“, „teilmmodern“ und „modern“ und begründet dies mit dem Verweis auf unterschiedliche Sozialisationsbedingungen in der Jugendphase. Die selbe Dimension lässt sich auch als biographische Perspektive interpretieren, mit den Ausprägungen „biographisch geschlossen“ (auf Grund der aufgehäuften Lebenserfahrung und Investitionen), „konsolidiert“ (durch Familienleben, beruflicher Karriere und etablierter Alltagsroutinen) und „biographisch offen“ (ungebundene, innovationsfreudige Weltsicht). Beide Sichtweisen der Dimension referieren aber darauf, dass Akteure im Laufe ihres Lebens Investitionen in eine Lebensführung tätigen und einen Prozess der biographischen Schließung vollziehen, der nach außen hin als (zunehmende) Traditionalität sichtbar wirkt. Da Ottes Typologie auf die Lebensführung und nicht auf das Alter abzielt, lasse sie aber auch Raum für Fälle wie einen alten Menschen, der sich im Alter neu erfinden will (und damit sich biographisch öffnet bzw. „modernisiert“).

Damit ist der grundlegende Aufbau der konzeptionellen Lebensführungstypologie skizziert. Wie diese Typologie operationalisiert wird, darauf wird nach Darstellung von Ottes Investitionsmodell noch zurückzukommen sein.

4.3.3 Das Habituskonzept als Teil der Lebensführung im Grundmodell der Lebensführungsgenese

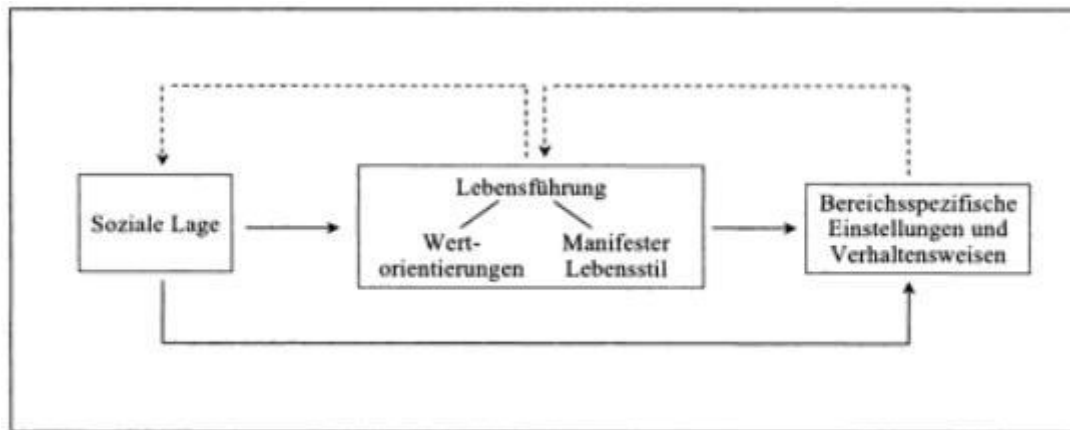


Abbildung 6: Mikro- bzw. Grundmodell der Lebensführungsgenese und Lebensführungswirkungen bei Otte (Quelle: Otte 2008: 90).

Um die konzeptionelle Lebensführungstypologie in variablensoziologischen Ansätzen nutzen zu können ist es notwendig, ein theoretisches Modell aufzustellen, das die Einflüsse, die auf die Lebensführung einwirken und die von ihr ausgehen, thematisiert, und das zeigt, wie es zur Ausprägung von Typen der Lebensführungen kommt (vgl. Otte 2008: 89-93). Wie Abbildung 6 verdeutlicht, fasst Otte unter „Lebensführung“ zwei Sphären zusammen: erstens den Bereich von latenten Wertorientierungen, der „[...] grundlegende Prinzipien der individuellen, als wünschenswert erachtete Lebensgestaltung [...]“ meint (z.B. religiöse oder hedonistische Wertorientierungen). Der Bereich der Wertorientierungen wird von Otte recht weit gefasst: „Die Konzepte des ‚Habitus‘ [...] und der ‚Mentalitäten‘ [...] werden unter ‚Wertorientierungen‘ subsumiert. Zwar lassen sich definitorische Abgrenzungen machen [...], doch wird zur Vereinfachung darauf verzichtet und ihr gemeinsames Element betont: die mentale Ebene von Grundorientierungen“ (Otte 2008: 91). Der Bereich des manifesten Lebensstils zielt dagegen auf die Symbole und Aktivitäten ab, durch die die Lebensführung nach außen hin sichtbar wird.

Wertorientierungen (worin Otte ja explizit auch den Habitus der Akteure inkludiert) und der symbolische, manifeste Lebensstil formen zusammen also die „**Lebensführung**“, verstanden als „[...] bereichsübergreifende, regulierende Instanz, die die Ausprägung *spezifischer* Einstellungen und Verhaltensweisen in *spezifischen* Feldern des Lebens steuert [...] im Sinne einer grundlegenden, umfassenden Alltagsorganisation [...]“ (Otte 2008: 91). Die „Lebensführung“ kann als erklärende Variable in soziologischen Analysen eingesetzt werden. Das damit zu erklärende „spezifische Verhalten“ könnte beispielsweise das Urlaubsverhalten sein. In Lebensstiluntersuchungen sind Erklärungen von Praktiken mittels Lebensführungstypen oft tautologisch, weil die zu erklärenden Praktiken in die Konstruktion des Lebensführungstypus eingegangen sind. Otte meint dieser Tautologiegefahr dadurch zu entgehen, dass er seine Lebensführungstypen anhand eines Theoriemodells erstellt, und somit das zu erklärende Verhalten nicht (zwingend) in die erklärenden Variablen einfließt. Die allgemeinen Lebensführungstypen sollen so dazu dienen, spezifisches Verhalten zu erklären.

Die durchgezogenen Pfeile in Abbildung 6 stellen die typische, dominante Kausalrichtung an, nach der erstens die soziale Lage (in Form von Ressourcen) vermittelt über die allgemeine Lebensführung (als „eingelebter“ Hintergrund) in verschiedenen speziellen Bereichen Einstellungen und Verhalten hervorruft, zweitens aber diese Ressourcen in Erklärungen von bereichsspezifischen Einstellungen und Verhalten zusätzlich zur Lebensführung in die Erklärungsmodelle aufgenommen werden müssen, weil spezifische Entscheidungen stets auch dem direkten Einfluss von Ressourcen und Restriktionen unterliegen würden (vgl. Otte 2008: 92). Neben dieser „typischen dominanten“ Kausalrichtung ist auch der umgekehrte Weg denkbar: wenn Akteure aktiv auf die Verbesserung ihrer Lage hinarbeiten, dann wird die angestrebte soziale Lage zum Explanandum, und die ursprüngliche soziale Lage sowie die Lebensführung zum Explanans. Diese Feedbackeffekte werden in Abbildung 6 durch die gestrichelte Linie dargestellt. Ähnliches gilt für die „bereichsspezifischen Einstellungen“: diese können selbst Elemente der Lebensführung werden. Otte gibt als Beispiel, dass sich Urlaubsentscheidungen von Akteuren zu einer Urlaubsbiographie verfestigen und so Teil der Lebensführung werden.

Wie schon erwähnt, ist die Lebensführung der Akteure bei Otte nicht mit dem Habitus der Akteure gleichzusetzen, sondern der Habitus ist als „Wertorientierung“ ein „gleichberechtigter“ Teil der Lebensführung, neben dem manifesten Lebensstil. Otte verweist aber darauf, dass er von einer Korrespondenz von Wertorientierungen und Lebensstil ausgehe (wobei die Wertorientierungen dem manifesten Lebensstil eher vorgelagert seien). Im Modell

steht aber nicht die Wirkungsrichtung dieser Elemente aufeinander im Vordergrund, sondern die unterschiedlichen Funktionen, die sie erfüllen (vgl. Otte 2008: 93). Die Werteinstellungen dienen nämlich als mentale Motivationen für bereichsspezifische Einstellungen und Verhaltensweisen, während der Lebensstil als manifeste symbolische Äußerung der Lebensführung zur kognitiven Koorientierung von Akteuren in sozialen Interaktionen dient. Warum betrachtet Otte nicht stärker die Korrespondenz zwischen Werten und symbolisch sichtbarem Ausdruck? Er verweist auf die empirisch festgestellten, oft geringen Zusammenhänge zwischen Einstellungen und Verhalten in Studien, die diese zwei Ebenen schärfer trennen. Die Zusammenhänge ließen sich nur schwer beurteilen, weil diese Studien meist atheoretische Operationalisierungen vornahmen, und darüber hinaus statistische Maßzahlen nicht ausreichend ausweisen. Beide Ebenen, manifester Lebensstil und Werte, werden bei Otte dadurch „zusammengezogen“, dass er als Indikatoren für die Lebensführung sogenannte „verhaltensnahe Selbsteinschätzungen der Lebensführung“ formuliert.

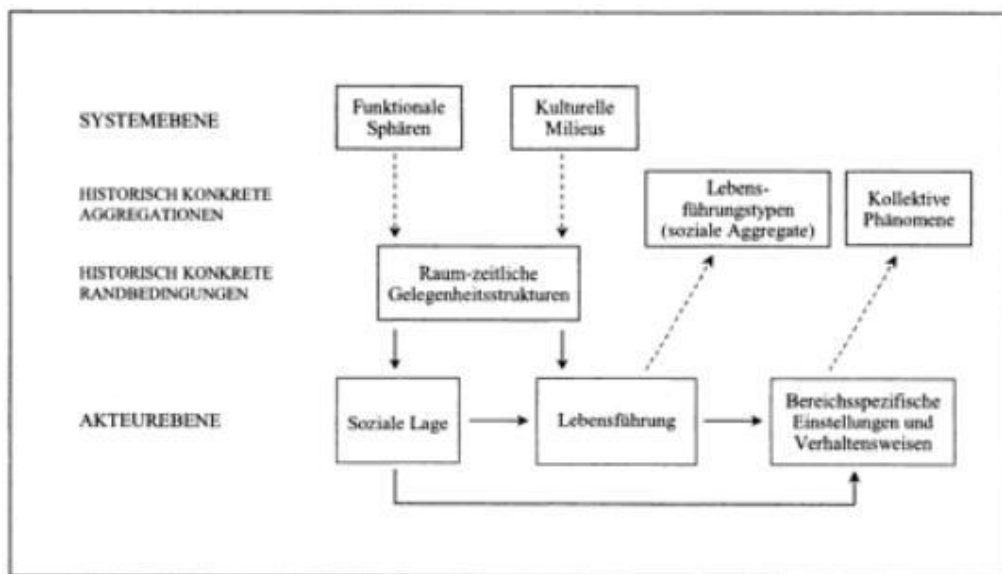


Abbildung 7: Erweiterung des Grundmodells durch die Makroebene (Quelle: Otte 2008: 95).

Die Genese der Lebensführung einzelner Akteure unterliegt dem Einfluss der Gesellschaft (vgl. Abbildung 7). Erst durch die Einbeziehung der Makroebene lässt sich die Frage beantworten, wie Akteure überhaupt zu ihren Lebensstilen und ihrer Position kommen (vgl. Otte 2008: 94). Sowohl die soziale Lage als auch die Lebensführung der Akteure sind dabei bestimmt durch „raum-zeitliche Gelegenheitsstrukturen“, die sich aus dem Zusammenspiel von zwei Komplexen der Systemebene ergeben. Die erste Art sind die funktionalen Sphären (Wirtschaftssystem mit Berufsstruktur, Rechtssystem, staatlichen Institutionen, etc.), die über

eigene „Imperative“ verfügen. Je nach Einbettung der Akteure in diese Sphären ergeben sich unterschiedliche Ressourcenausstattungen und Restriktionen. Die zweite Art von Sphären sind kulturelle Milieus, die kulturelle Codes (als transhistorische Codierungen) bereitstellen (z.B. Werte, Normen, Ideologie, Symbole, typische soziale Praktiken und dergleichen): „Es handelt sich um Orientierungsmuster, an die sich Akteure in ihrer Lebensführung anlehnen können“ (Otte 2008: 94). Die systemische Reproduktion der funktionalen Sphären und der kulturellen Milieus erfolge nicht vollständig, sondern können mit Änderungen verbunden sein, die sich durch veränderte historische Randbedingungen ergeben. So kann es beispielsweise im Rahmen der funktionalen Sphären einen Strukturwandel geben, die die strukturellen Wahrscheinlichkeiten für bestimmte Positionen für die Akteure verändern. Auf kultureller Ebene kann ein (langsamer) Wandel der Codes für die soziale Orientierung vor sich gehen (z.B. kann eine bestimmte Destination, die heutzutage als Ziel für „Spaßtouristen“ gilt, vor vierzig Jahren noch mit einer Kulturreise assoziiert gewesen sein). Die Elemente der „Systemebene“ (funktionale Sphären und kulturelle Milieus) abstrahieren von konkreten Akteuren, und können solange funktionieren, solange ihre Positionen überhaupt besetzt werden. Als Begriff, um dagegen konkrete Aggregate von Akteuren mit historisch und räumlich spezifischen Lebensführungen zu bezeichnen, schlägt Otte den Begriff Lebensführungstypen vor. Sie entstehen, indem in konkreten sozialen Interaktionen sich Akteure aneinander wechselseitig ausrichten, und durch die Konstitutionskraft der Medien, die ebenfalls symbolische, orientierungskräftige Lebensführungsmuster verbreiten. Diese Lebensführungstypen sind aber nicht scharf umrissen, denn es gibt nach Otte Unschärfen und fließende Übergänge zwischen diesen Typen, wenngleich sie sich analytisch abgrenzen lassen. Einer ähnlichen Logik folgt die Konstitution von kollektiven Phänomenen der Makroebene aus den bereichsspezifischen Einstellungen und Verhaltensweisen der Akteursebene. Wie lassen sich diese Übergänge beschreiben? Nach Otte lässt sich dies nicht pauschalisieren, da in manchen Bereichen einfache Transformationsregeln reichen (z.B. ergibt sich der Anteilswert einer Partei aus der Aufsummierung individueller Parteipräferenzen), in anderen Bereichen sind es komplexere Prozesse, die selbst verstärkend wirken, und die jeweils eigene Erklärungsansätze erfordern.

4.3.5 Das Investitionsparadigma der Erklärung der Genese individueller Lebensführung

Mit dem vorhin vorgestellten Grundmodell sind allgemeine Zusammenhänge skizziert worden, aber bisher ist noch nicht handlungstheoretisch erklärt, wie es zur Übersetzung von Ressourcen in Lebensführungen kommt, sodass es typischerweise zur Homologie von

sozialem Raum und Raum der Lebensstilen kommt, noch unter welchen Bedingungen Ausnahmen von dieser Homologie möglich bzw. wahrscheinlich sind. Otte versucht, diese Punkte mit einem ressourcentheoretischen Investitionsmodell zu klären: „Die Grundidee besteht darin, dass jeder Mensch *Investitionen* in eine bestimmte Art der Lebensführung vornimmt. Bei der Entscheidung zugunsten dieser Lebensführung orientiert sich ein Akteur – bewusst oder unbewusst – an einem Nutzenkalkül. Dieses besagt zuvorderst, dass für ihn die Lebensführung am vorteilhaftesten ist, die ihm in seinem *sozialen Netzwerk* die größte *Wertschätzung* verschafft. In welches Netzwerk er eingebunden ist und welche Lebensführung er sich ‚leisten‘ kann, hängt von seiner sozialen Lage ab, die die Gesamtheit der verfügbaren Investitionskapitalien umfasst“ (Otte 2008: 99f). Das Modell stellt eine Reihe von probabilistischen Kausalzusammenhängen auf.

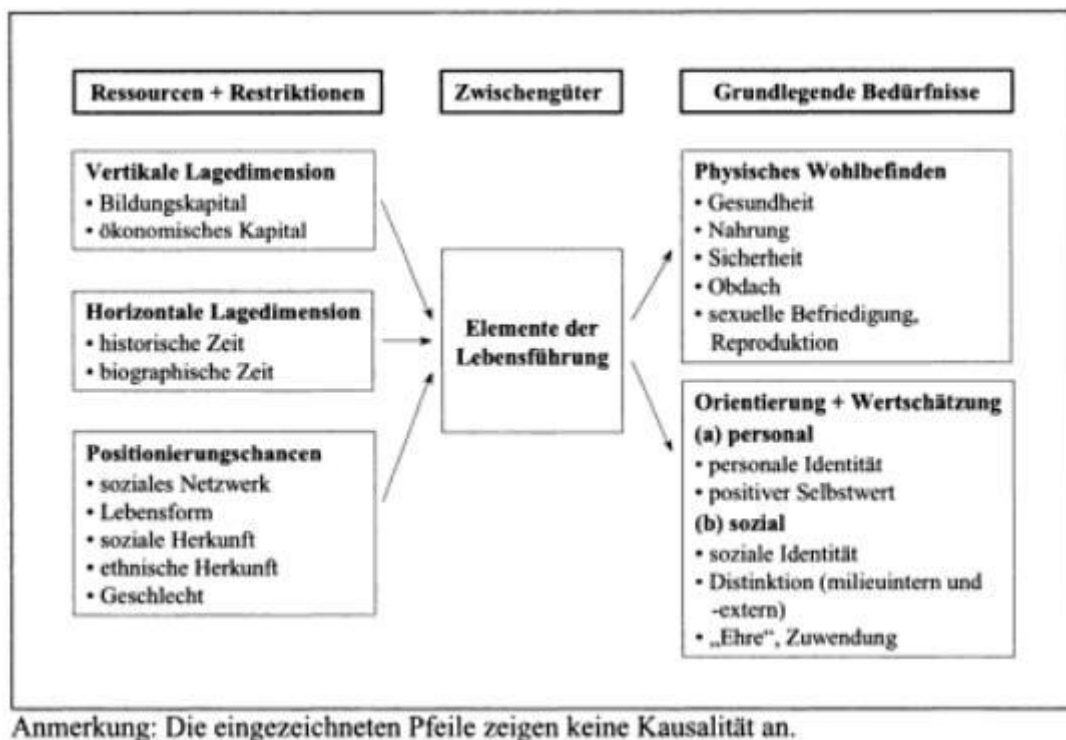


Abbildung 8: Lebensführung im Modell sozialer Produktionsfunktionen (Quelle: Otte 2008: 101).

Otte stützt sich dabei auf das Konzept sozialer Produktionsfunktionen, um die Nutzenproduktion zu erfassen (vgl. Otte 2008: 100). Drei Ebenen werden dabei unterscheiden: Ressourcen und Restriktionen, Zwischengüter, sowie die Ebene der grundlegenden Bedürfnisse. Otte führt jede dieser Ebenen im Detail aus, was hier nur knapp skizziert werden kann (vgl. für einen Überblick Abbildung 8).

Grundlage des Konzepts sozialer Produktionsfunktionen ist die Annahme, dass es so etwas wie grundlegende Bedürfnisse gibt, die auf jeden Menschen zutreffen: der Wunsch nach physischem Wohlbefinden (z.B. Gesundheit und Abwesenheit von Hunger), sowie (in kognitiver Hinsicht) Orientierung in einer komplexen Umwelt und (in affektiver Hinsicht) Wertschätzung seitens der sozialen Umwelt (vgl. Otte 2008: 101f). Sowohl Orientierung als auch Wertschätzung haben eine personale wie auch eine sozial vermittelte Seite. Während die individuelle Identität durch individuelle Orientierungsrahmen erreicht werden kann, richtet sich die soziale Identität an den Werten, Normen und symbolischen Praktiken der sozialen Umgebung aus. Ähnlich erreichen Akteure einen positiven Selbstwert durch die Verfolgung eigener Ziele, während das soziale Pendant dazu in Formen der Distinktion bestehe.⁸⁶ Durch die soziale Identität und Distinktion erlangt man „Ehre“ im Sinne von Anerkennung, die je nach sozialem Umfeld anders aussehen kann.

Was ist mit der Ebene der Zwischengüter gemeint? Die Elemente der Lebensführung dienen als „sogenannte“ Zwischengüter, um die grundlegenden Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Zwischengüter müssen aber wiederum erst unter Berücksichtigung der Ressourcen und Restriktionen produziert werden (daher Zwischen-Gut bzw. Zwischen-Produkt). Nicht für jedes Primärbedürfnis braucht es diese Zwischenebene, Otte verweist darauf, dass beispielsweise Nahrung in einem höheren Grad von der Lebensführung unabhängig ist und eher von den Ressourcen abhängt (zumindest, so meine Interpretation, wenn es um das „nackte“ Befriedigen des Hungers geht. Dass auch Speisenwahl und die Art und Weise der Einnahme sozial differenziert sind, findet sich u.a. bereits bei Bourdieu 1987: 313ff). Otte spricht hierbei auch von einer Überformung des physischen Wohlbefindens durch die Lebensführung: die Gesundheits- und Sicherheitsorientierung der Lebensführung bestimme beispielsweise, wie wichtig der Beitrag von Sicherheit und Gesundheit für die Sphäre des physischen Wohlbefindens wäre. Nicht alle Bedürfniserfüllungen seien sozial definiert, wohl aber große Teile davon. Das Alltagshandeln unterliege einer sozialen Orientierung, und die Selbst-Wertschätzung sei gekoppelt an die soziale Wertschätzung durch andere.

⁸⁶ Milieu-interne Distinktion meint das Verändern von Elementen des Lebensstils auf eine Weise, dass man im eigenen Milieu Distinktionsgewinne erzielt (vgl. Otte 2008: 102). Das kann z.B. das frühzeitige Aufgreifen neuer technologischer Entwicklungen in einem technikaffinen Milieu sein. Milieu-externe Distinktion meint die symbolische Abwertung und Abgrenzung gegenüber sozialen Gruppen, die als unähnlich bzw. „unsympathisch“ betrachtet werden.

Auf der dritten Ebene, der Ebene der Ressourcen und Restriktionen, werden verschiedene Aspekte unterschieden (vgl. Otte 2008: 103-107). Grundlegende Kapitalarten bei Otte, die die vertikale Lagedimension ausmachen, sind das ökonomische Kapital, und das Bildungskapital. Otte verengt absichtlich den Begriff des kulturellen Kapitals zum „bloßen“ Bildungskapital. Bildungskapital meint hierbei hauptsächlich Niveau und Dauer der schulischen Bildung, die die Informationsverarbeitungsneigungen vorstrukturieren, z.B. hinsichtlich des Informationsverhaltens wie der Wahl der Tageszeitung, hinsichtlich kultureller Praktiken wie dem Interesse an Büchern, oder des Kommunikationsstils: „Kurz: Das Bildungskapital führt zu einer hierarchischen Generierung und ‚Inkorporierung‘ *kulturellen Kapitals* [...]“ (Otte 2008: 104). Otte trennt das Bildungskapital vom umfangreicheren Begriff des kulturellen Kapitals, weil er Bildungskapital als Produktionsfaktor sieht, und das Bildungskapital gemäß obiger Erklärung kausal dem kulturellen Kapital als Teil der Lebensführung vorausgeht. Wenngleich ökonomisches und Bildungskapital sich nicht auf dieselbe Weise auf das Ausstattungsniveau der Lebensweise auswirken (Bildungskapital betrifft eher die kulturelle Praxis, ökonomisches Kapital eher den materiellen Konsum), ordnet Otte sie derselben (vertikalen) Dimension zu, weil sie positiv miteinander korrelieren und ähnliche Wirkungsrichtungen haben, z.B. hinsichtlich der subjektiven Schichteinstufung.

Auf der horizontalen Lagedimension verortet Otte die Position der Akteure in der biographischen und historischen Zeit. Biographische Zeit meint hierbei die Position im Lebenslauf (das „Alter“), während die historische Zeit auf die Kohortenzugehörigkeit abzielt. Die Lebenszeit ist, weil sie begrenzt ist, ebenfalls als Ressource zu sehen, die auf verschiedene Weise in die Biographie investiert werden kann: Entscheidungen verengen sukzessive den Auswahlspielraum, sodass jüngere Menschen eine offener biographische Perspektive hätten als die (bereits etablierten) älteren Menschen. Das Investitionsverhalten, so Otte, variiert daher mit dieser biographischen Perspektive. Neben der biographischen Perspektive spielt auch die Position in der historischen Zeit eine Rolle, weil davon abhängt, welche gesellschaftlichen Technologien verfügbar sind. Otte meint damit die Rahmung des Lebens durch staatliche und gesellschaftliche Institutionen (z.B. gesetzlich festgelegte Rechten und Pflichten), Moden, oder auch die Wirtschaftsstruktur. Weil biographische und historische Zeit schwer zu trennen sind (man erlebt die eigene Lebenszeit innerhalb bestimmter historischer Zustände) fasst Otte sie ebenfalls auf einer Dimension zusammen, der horizontalen Dimension.

Neben diesen beiden Hauptfaktoren (vertikale und horizontale) Dimension, lassen sich weitere Ressourcen, wie soziales Kapital, oder Ressourcen aus der sozialen Herkunft, in die Lebensführung investieren, z.B. durch die elterliche Weitergabe von ökonomischem Kapital und kultureller Kompetenz, die für den Nachwuchs Einspareffekte bei der Erarbeitung von Geld- und Bildungsressourcen darstellen (vgl. Otte 2008: 106). All diese Aspekte können Ressourcen- und Restriktionscharakter haben. Vor allem das soziale Netzwerk bestimmt zu einem großen Teil die sozialen Produktionsfunktionen: was als „Ehre“ (bei Bourdieu: symbolisches Kapital) gefasst wird, unterliegt dem jeweiligen sozialen Umfeld. Deshalb unterscheidet sich je nach sozialem Umfeld die konkrete Ausformung der Lebensführung, um als Zwischengut fungieren zu können.⁸⁷

Bislang wurden die Verknüpfungen zwischen den Ressourcen, der Lebensführung und den Grundbedürfnissen von Menschen in ihrer grundlegenden, übersituationalen Logik betrachtet. Otte erweitert diese bisherigen Ausführungen um eine Betrachtung der Entscheidungssituation, in denen Akteure Entscheidungen über ihre Lebensführung treffen. Neben dem vereinfachenden Verständnis von Lebensführungswahlen soll dies dezidiert „[...] eine Explikation des Bourdieu'schen Habitusmodells der Lebensführungsgenese leisten“ (Otte 2008: 107). Die Entscheidungssituation, in der Akteure zwischen verschiedenen Lebensführungselementen wählen, unterscheiden sich von den in der Rational-Choice-Theorie oft raumzeitlich sehr abgegrenzten Entscheidungssituationen (vgl. Otte 2008: 107ff). Otte verweist darauf, dass das Explanandum, also eine spezifische Form der Lebensführung, aus vielen Einzelelementen besteht, die sowohl einzeln als auch als Bündel betrachtet werden können. Die Wahlsituation ergibt sich dabei entweder öfter oder sogar permanent, wenn man Lebensführung als „Fließgleichgewicht“ konzipiert. Die Entscheidungen in diesen Situationen erfolgen teils bewusst, teils durch unhinterfragte, automatisierte Routinen des Alltags. Otte unterstellt Akteuren dabei, dass sie zwischen verschiedenen Lebensführungsbündeln (abgekürzt mit LF und einer Zahl für den jeweiligen Zeitpunkt, z.B. LF_0 für das

⁸⁷ In einer multivariaten Analyse zum Einfluss der sozialen Lage auf die Lebensführung betrachtete Otte die Merkmale Bildung, Einkommen, Alter, Lebensform, Erwerbsstatus, Klassenlage, Nationalität und Geschlecht, also Faktoren, die sich auch in Ottens Modell sozialer Produktionsfunktionen für den Lebensstil finden (vgl. Otte 2008: 220ff). Die Statistik für die Anpassung des (multinomialen Logit-)Modells mit den zuletzt genannten Variablen an die Daten betrug $P^2 = 0.157$. P^2 entspricht zwar nicht mathematisch dem Anteil der erklärten Varianz wie R^2 , könne aber analog dazu interpretiert werden. Ohne hier in der vorliegenden Arbeit genauer auf die statistischen Modalitäten der Analyse eingehen zu wollen, interpretiert Otte dieses Ergebnis als Indiz „[...] einer moderaten Erklärbarkeit der individuellen Typenzugehörigkeit [...]“ (Otte 2008: 223) auf Basis der Lage. Die Einschätzung, dass die soziale Lage einen Rahmen abgibt, innerhalb dessen die Lebensführung ausgestaltet werden kann, findet Otte damit bestätigt.

Lebensführungsbündel zu Beginn einer Entscheidungssituation) und Lebensführungstypen unterscheiden können, und auch deren Grenzen und Übergangsbereiche erkennen. Lebensführungselemente können demnach von den Akteuren in bestimmte Lebensführungstypen verortet werden.⁸⁸ Otte unterstellt dabei, dass sich die Wahrnehmung von Lebensführungsbündeln auf die neun Muster seiner Lebensführungstypologie reduzieren lasse. Die Wahrnehmung verschiedener Entscheidungsmöglichkeiten ist milieugebunden, sodass manche Lebensführungsalternativen vor dem Hintergrund des jeweiligen Milieus nicht „ernsthaft“ denkbar sind. In Entscheidungssituationen über Lebensführungselemente entscheiden sich Akteure zwischen der Beibehaltung ihrer Lebensführung oder ihrer Veränderung. Im Fall der Veränderung können zwei Situationen auftreten: erstens kann die Veränderung eines Lebensführungselement aus dem „aktuellen“ Lebensführungsbündel LF_0 in einem angepassten Lebensführungsbündel LF_0^* resultieren, was bedeutet, dass das Lebensführungsbündel noch immer demselben Lebensführungstypus entspricht. Alternativ kann durch die Entscheidung der Akteur in einen anderen Lebensführungstypus rutschen, mit dem neuen Lebensführungsbündel LF_1 . Akteure orientieren sich in der Wahlsituation an ihrem jeweiligen (subjektiv ermessenen) Erwartungsnutzen. Außer für Personen mit besonders beeinträchtigtem physischen Wohlbefinden richtet sich dieser Erwartungsnutzen darauf aus, ob er die soziale Wertschätzung im persönlichen Netzwerk aufrechterhalten oder steigern kann. Nicht-soziale Nutzenkomponenten, z.B. die Gewinnung personaler Identitäten, schließt Otte aus seinem Modell aus, weil sie nicht erfasst werden könnten in einem allgemeinen Sozialstrukturmodell.

Otte versucht, die von ihm angenommene „innere“ (bewusste oder unbewusste) Rechnung, die Akteure in einer Entscheidungssituation über Lebensführungselemente anstellen, zu formalisieren. Diese Kalkulation des subjektiven Erwartungsnutzens einer spezifischen Lebensführung fasst Otte in folgender Gleichung zusammen: $SEU(LF_i) = p \times U - C$.⁸⁹

Akteure produzieren, zusammenfassend, daher ihre Lebensführung durch Investitionen der verfügbaren Ressourcen, und wählen solche Lebensführungen, „[...] die mit einer hohen

⁸⁸ Diese Annahme entspricht der Funktion des Habitus als „sozialer Sinn“, der einerseits Klassifikationen vornehmen kann, und Praktiken auf ihre Angemessenheit beurteilt, und dabei nicht-denkbare Optionen als unmöglich ausscheidet.

⁸⁹ SEU steht für „subjective expected utility“, also für „subjektiv erwarteter Nutzen“ (vgl. Otte 2008: 109). „U“ symbolisiert den individuellen Nutzen der jeweiligen Lebensführung, „p“ steht für die subjektiv erwartete Wahrscheinlichkeit, dass dieser Nutzen eintritt, und C steht für die mit dieser Lebensführung verbundenen Kosten (z.B. investierte Zeit und Aufwand bei der Aneignung von Wissen, finanzieller Aufwand, Opportunitätskosten und dergleichen).

Wahrscheinlichkeit soziale Wertschätzung im persönlichen Netzwerk erfährt und aus der Perspektive des Einzelnen ‚kostendeckend‘ produziert werden kann“ (Otte 2008: 110). Dabei kalkulieren die Akteure nicht ununterbrochen reflexiv ihre Nettonutzen. Otte verweist darauf, dass in der Normalität des Alltags bereits dadurch Wertschätzung erhalten wird, dass man im jeweiligen Alltagsrahmen seiner sozialen Umgebung (der funktionalen Sphären und kulturellen Milieus) „auf gewohnte Weise“ agiert, also nicht „aus der Norm“ fällt. Die Nettonutzen verschiedener Handlungsoptionen würden in erster Linie in „high cost“-Situationen erwogen, z.B. bei der Berufswahl, beim Autokauf oder der Familienplanung. Trotz Begrifflichkeiten wie „Entscheidung“ oder „Investition“ ist hier also nicht unterstellt, dass Akteure ununterbrochen reflexiv sich entscheiden.

Otte versucht, aufbauend auf der Formel des subjektiven Erwartungsnutzens, verschiedene Aspekte des Wandels und der Stabilität der Lebensführung⁹⁰ erklären, beispielsweise Wandel auf Grund von milieuinterner Distinktion (Veränderung des Lebensführungsbündels innerhalb desselben Lebensführungstypus).

Ein milieuinterner Distinktionsversuch beispielsweise ist demnach nur dann wahrscheinlich, wenn die veränderte Lebensführung LF_0^* ein hohes Maß sozialer Wertschätzung produziert ($U_{LF_0^*}$ positiv ist), die Kosten der Lebensführungsveränderung ($C_{LF_0^*}$) nicht so groß sind dass sie diese Veränderung „unwirtschaftlich“ machen und wenn die Wahrscheinlichkeit p_0^* für das Eintreten der sozialen Wertschätzung auf Grund des veränderten Lebensführungsbündels relativ groß ist (vgl. Otte 2008: 111). Für U_{LF_0} entfällt der Erwartungsterm p , weil dieser „1“ ist: sofern man an den gerade aktuellen Mustern der Lebensführung festhält, behält man auch in der Regel die Wertschätzung, die einem gerade entgegengebracht wird. Dies lässt sich ebenfalls anhand von Gleichungen visualisieren:

Erwarteter Nutzen bei unveränderter Lebensführung: $SEU(LF_0) = U_{LF_0} - C_{LF_0}$

Erwarteter Nutzen bei *Anpassung* der Lebensführung *innerhalb* desselben Lebensführungstypus: $SEU(LF_0^*) = U_{LF_0} - C_{LF_0} + p_0^* \times U_{LF_0^*} - C_{LF_0^*}$

⁹⁰ Wandel und Stabilität meinen damit relativen Wandel und relative Stabilität. Relative Stabilität heißt, dass die Lebensführung nur so weit verändert wird, dass noch nicht ein anderer Lebensführungstypus vorliegt (milieuinterne Distinktion). Analog dazu ist relativer Wandel damit gemeint, wenn sich die Lebensführung so sehr ändert, dass der Akteur danach in einem anderen Lebensführungstypus verortet wird.

Die Behauptung sowohl Bourdieus als auch der meisten VertreterInnen der Lebensstilforschung, dass die Lebensführung große Stabilität aufweise, lässt sich in diesem Modell begreiflich machen, wenn die „Formel“ für eine Lebensführungsveränderung betrachtet wird, die so gravierend ist, dass der ganze Lebensführungstypus davon berührt wird:

$$SEU(LF_0) = p_0 \times U_{LF0} - C_{LF0}$$

$$SEU(LF_1) = p_1 \times U_{LF1} - C_{LF1}$$

Typischerweise sei nach Otte der erwartete Nutzen von LF_0 („aktuelle Lebensführung beibehalten“) größer als von LF_1 („aktuelle Lebensführung gravierend ändern“), weshalb die Lebensführung große intra-individuelle Stabilität aufweise. Warum? Da normalerweise die sozialen Netzwerke, die ja die Produktionsfunktion zur Produktion sozialer Wertschätzung determinieren (U), lebensführungshomogen seien, lohnt sich kaum ein Wechsel zu einem Lebensführungsbündel (von LF_0 zu LF_1), das nicht dem eigenen sozialen Netzwerk angepasst ist.⁹¹ Zudem ist das Beibehalten der aktuellen Lebensführung LF_0 ein „sicheres Geschäft“, während der Wechsel zu einer alternativen Lebensführung mit Unsicherheit behaftet ist (p_0 ist quasi 1, während p_1 kleiner als 1 ist). Der Wandel der Lebensführung kostet zudem mehr als das Beibehalten der aktuellen Lebensführung, weil getätigte Investitionen pfadabhängig sind: man ist vertraut mit der aktuellen Lebensführung: „Die gegenwärtige Lebensführung baut auf

⁹¹ Eine der zentralen Aussagen der Lebensstilsoziologie besteht in der Annahme, dass Lebensstile vergemeinschaftend wirken, innerhalb von Milieus eine erhöhte Binnenkommunikation besteht, und soziale Beziehungen eingegangen werden, wenn ähnliche Lebensstile vorliegen (vgl. Otte 2008: 27; Schulze 2005a). Die Behauptung, dass soziale Netzwerke lebensführungshomogen seien, überprüft Otte im Rahmen einer egozentrierten Netzwerkanalyse, in der er die lebensführungsbezogenen Ähnlichkeiten von Akteuren und ihrem sozialen Netzwerk untersucht (vgl. Otte 2008: 226f). Otte erhob für jedes „Ego“ jeweils drei „Alteri“. Gefragt wurde nach Personen (über 16 Jahren), mit der man besonders gern die Freizeit verbringt. Zur Erfassung der Lebensführungsmerkmale wurde eine angepasste Version der Kurzversion von Ottes Erhebungsinstrument genutzt (worauf weiter hinten noch eingegangen wird). Bei dyadischer Betrachtung korrelierten achtzehn betrachtete Lebensführungsmerkmale (hinsichtlich allgemeiner Einstellungen zur Lebensführung; des Freizeitverhaltens; des Musikgeschmacks sowie des Fernsehinteresses) im Schnitt zwischen Ego und Alter mit Pearsons $r = 0.44$ mittelstark. Die Lebensführungstypen zwischen Alter und Ego hingen mit Cramers V von ungefähr 0.25 weit weniger stark zusammen. Bei Betrachtung der Netzwerkebene (also nicht nur dyadisch, sondern von Ego und allen Alteri) zeigte sich, dass im Schnitt 28.7% aller Netzwerke in den betrachteten Lebensführungsmerkmalen vollständig homogen waren (vgl. Otte 2008: 244). Betrachtet man die Typzugehörigkeit, so waren 10.4% aller Netzwerke vollständig homogen, 32.8% vollständig inhomogen. Auf die übrigen, detailreichen Betrachtungen hinsichtlich der Netzwerkhomogenität kann hier nicht weiter eingegangen werden (vgl. Otte 2008: 225-254). Ottes Ergebnisse weisen jedenfalls darauf hin, dass es im Freizeitbereich durchaus Ähnlichkeiten zwischen den Akteuren gibt, von einer starken Homogenität auszugehen scheint mir aber übertrieben. Zudem betrachtet Ottes Netzwerkanalyse lediglich das Freizeitnetzwerk, Kontakte im Beruf sowie in der Familie (die ja ebenfalls das Grundbedürfnis sozialer Wertschätzung befriedigen können) bleiben so unbeleuchtet. Zwar schließt Ottes Namensgenerator nicht aus, dass die generierten Alteri mit Ego auch in einer berufs- oder Verwandtschaftsbeziehung stehen, separat werden diese Bereiche aber nicht untersucht.

einem Grundstock getätigter Investitionen auf, die bei einem Wandel der Lebensführung in ihrem Nutzwert verfallen würden (Freizeitgeräte, Möbel, Beziehungen, Fertigkeiten, Wissensbestände, Denkschemata, usw.)“ (Otte 2008: 113). Zudem erfordert die Aneignung der Elemente der neuen Lebensführung neue Investitionen, weshalb C_{LF1} größer sein wird als C_{LF0} .

Wenngleich die Stabilität der Lebensführung in Ottes Modell betont wird, lassen sich damit auch einige Auslöser für den Wandel der Lebensführung diskutieren (vgl. Otte 2008: 114-119). So ist erstens eine Veränderung des sozialen Netzwerks zu nennen: das theoretische Modell prognostiziert schließlich dann eine große Stabilität für die Lebensführung, wenn es sich beim sozialen Netzwerk der Akteure um ein eher homogenes Netzwerk handelt. Ändert sich die Zusammensetzung dieses Netzwerkes, steigt die Wahrscheinlichkeit für eine Veränderung der Lebensführung. Solche Änderungen des Netzwerkes können durch bestimmte Lebensereignisse ausgelöst werden, wie durch einen Berufs- oder Wohnortswechsel. Neue Akteure im sozialen Netzwerk bringen ihre milieunahen sozialen Produktionsfunktionen ein, sodass diese an Bedeutung zunehmen für den jeweils betrachteten Akteur. Dies erhöht die Motivation zu einem Wandel der Lebensführung in Richtung der neuen Kontaktpersonen. Sowohl der Nutzen-, der Erwartungs- als auch der Kostenterm werden durch neue Kontaktpersonen berührt (die beispielsweise das Erlernen neuer kultureller Codes erleichtern und so den Kostenterm verringern). Neben diesem Wandel der innerhalb der Person stattfindet, kann sich die Zuordnung der Person zu den Lebensführungstypen ändern, indem Wandel auf den Achsen bzw. Dimensionen des sozialen Raums von Otte auftritt. Hier gibt es zwei Möglichkeiten: A) Wandel auf der Dimension der Modernität/biographischen Perspektive: Der Wandel auf der Dimension der Modernität bzw. biographischen Perspektive kann vor allem auf drei Routen vor sich gehen. Erstens kann das moderne Segment des sozialen Raumes neu besetzt werden, obwohl sich absolut betrachtet an der individuellen Lebensführung eines bestimmten Akteurs nichts verändert hat. Die kulturellen Milieus entwickeln sich (z.B. durch die schon angesprochenen sozialen Technologien) weiter, sodass eine kollektive Verdrängung an den traditionellen Pol stattfindet, obwohl die Lebensführung Einzelner an sich stabil bleibt. Die Chance, dass das historisch Neue in die Lebensführung eingeht, ist schließlich unter den Jüngeren mit einer offeneren Perspektive größer als unter Arrivierten. Zweitens können sich Relevanzstrukturen im Lebenslauf verschieben, z.B. aus institutionellen oder biologischen Ursachen. Beim Eintritt ins Erwerbsleben können auf Grund des veränderten Tagesablaufes (z.B. mit dem Zwang, früh aufzustehen) Zeitressourcen und Erlebnisoffenheit eingeschränkt werden, und

auch beim Wiederaustritt verändert sich die biographische Perspektive. Drittens kann bedingt durch das Alter ein gewisser „Konservatismus“ auftreten: da mit steigendem Alter größerer materieller Besitz akkumuliert wird, kann dies zu steigenden Sicherheitsinteressen führen, was sich beispielsweise auf Urlaubszielwahl und Wohnortwahl auswirkt. Auf der Dimension der Biographie bzw. der Modernität gibt es somit die Tendenz zu mehr Traditionalität bzw. geschlossener biographischer Perspektive, auch wenn Einzelereignisse wie die Trennung von einem Lebenspartner dieser Tendenz entgegen wirken können. B) Der Wandel kann auch auf der Achse des Ausstattungsniveaus stattfinden. Erstens kann sich das ökonomische Kapital verändern, z.B. durch den Berufseintritt. Dies ermöglicht vielleicht eine Lebensführung, die vorher finanziell zu kostspielig war. Umgekehrtes gilt für den Verlust eines Jobs. Otte verweist aber auf die Begrenztheit von Lebensführungsveränderungen auf Grund des Hysteresis-Effekts: kulturelles Kapital ist milieugebunden, ein einmal in einem Akkumulationsprozess verfestigter Stil kann nicht problemlos wieder verändert werden. Zweitens kann es zum Erwerb zusätzlichen Bildungs- sowie kulturellen Kapitals kommen. Mit dem Ende der Schullaufbahn sei zwar der Grundstock des Bildungskapitals und damit auch die Strukturierung der Informationsverarbeitungsneigungen nach Otte beendet, Veränderungen sind aber durch Weiterbildungen im Berufs- und Bildungssystem und des (längeren Prozesses des) autodidaktischen Erwerbs kulturellen Kapitals möglich. Kulturelles Kapital (und der damit verbundene Besuch öffentlicher Veranstaltungen) sind nicht zuletzt für die Diskursfähigkeit in verschiedenen Segmenten der Lebensführung wichtig. Auslöser für die Veränderung von kulturellem Kapital sind aber wiederum oft Änderungen im sozialen Kontaktnetzwerk.

Wie sieht es mit dem Aspekt der intergenerationellen Reproduktion der Lebensführung aus, die bei Bourdieus „klassischem“ Habituskonzept ein zentrales Thema war (vgl. Otte 2008: 120-122)? Nach Otte verläuft diese in den meisten Fällen zwischen zwei Extremen: der Übernahme der Lebensführung der Eltern, und der Erstplatzierung im modernen, biographisch offenen Segment. Auf der einen Seite sozialisieren die Eltern die Kinder, „investieren“ in sie: sie drängen dem Kind einen bestimmten Schulabschluss auf, regen das Kind mit kulturellem Kapital an, steuern die Sozialkontakte, und investieren ökonomisches Kapital in das Kind. Solange diese Investitionen für das Kind kostenlos sind und es in seinem sozialen Kontaktkreis (inkl. der Peergroup) Wertschätzung dafür erhält, nimmt es diese Investitionen auf. Es kommt allerdings nicht zu einer völligen Reproduktion, weil Kinder während ihres Aufwachsens mit anderen gesellschaftlichen Technologien konfrontiert sind als ihre Eltern. Diese können sie sich mit geringeren Kosten aneignen, weil sie biographisch

offener und noch nicht pfadabhängig sind. Je rigider der Erziehungsstil der Eltern (und je geringer damit die Anreize von Peers und Medien sind), je kürzer die Bildungswege und je ländlicher die Gebiete sind (d.h. es gibt weniger Angebote durch die Kulturindustrie), desto eher sollten Akteure den Lebensstil der Eltern übernehmen. Ottos eigene empirische Ergebnisse legen nahe, dass eher eine Erstplatzierung im biographisch offenen Segment vorkommt, als eine Weitergabe kompletter Lebensstile (vgl. Otte 2008: 207).

Bisher wurde hinsichtlich der Wahl der Lebensführung und des Einflusses der sozialen Umwelt und sozialer Strukturen darauf vom Oberbegriff der Lebensführung gesprochen. Um statistisch feststellbare Lebensführungseffekte sinnhaft verstehen zu können, muss aber auch einerseits der Stellenwert geklärt werden, der den Teilen zukommt, die im Modell die Lebensführung konstituieren: die „Werteinstellungen“ sowie den symbolisch sichtbaren „Lebensstil“ (vgl. Otte 2008: 122). Andererseits müssen die Handlungsmotive bzw. übergeordneten Handlungsorientierungen spezifiziert werden, die in den einzelnen Segmenten des sozialen Raumes wirken.

Der Aspekt der „Werteinstellungen“ (sozusagen die Habitus-Seite der Lebensführung in Ottes Konzeption) umfasst Reflexionen und Strategien der Lebensführung, der „Lebensstil“ umfasst die symbolische Außenwirkung, die die Koordinierung eines Akteurs mit seiner Umwelt ermöglicht. Welche Wirkung diese beiden Teile haben, hängt nach Otte vom jeweiligen Erklärungsgegenstand ab. Im Allgemeinen prüfen Akteure, ob die jeweils fraglichen Handlungsalternativen zu ihrem Lebensstil und den jeweiligen Symbolwelten in ihrem kulturellen Milieu passen (z.B. ob eine bestimmte Urlaubswahl „symbolisch“ zu seinem Lebensstil passt). Wertorientierungen dienen ebenfalls zur Auswahl passender Handlungsalternativen. Als verfestigte Grundorientierungen in Form von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata strukturieren sie das Alternativenspektrum vor, durch eine „lebensführungsspezifische Weltsicht“, die bei Schulze als existenzielle Problemdefinition auftaucht, und bei Bourdieu als Habitus. Möchte man beispielsweise die Urlaubswahl durch Rekurs auf Ottes Modell erklären, so lautete die Frage, welchen Ansprüchen (in Form von Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata) eine bestimmte Urlaubswahl zu genügen habe.

Als Handlungsmotive lassen sich zwar sehr abstrakt auch physisches Wohlbefinden und soziale Wertschätzung anführen, spezifische Handlungsmuster (z.B. die Urlaubswahl) bleiben aber mit einer derart abstrakten Erklärung unverständlich (vgl. Otte 2008: 123). Otte verweist auf zwei Möglichen, konkretere Handlungsmotive bzw. Handlungsorientierungen zu explizieren. Einerseits könne eine übergeordnete Handlungsorientierung spezifiziert werden

(wie es Schulze bei den fünf von ihm festgestellten Milieus mache, z.B. „Streben nach Rang“ beim Niveaumilieu). Hierbei ist zu fragen, ob ein übergeordnetes Handlungsmotiv das Verhalten in unterschiedlichsten Bereichen erklären kann. Andererseits könne versucht werden, ein ganzes Set von Handlungsmotiven zu identifizieren, die je nach Lebensstiltypus eine bestimmte Kombination annehmen.⁹² Hier bleibe fraglich, welches der Handlungsmotive für bestimmte Handlungen ausschlaggebend ist, *ein zentraler* Kausalmechanismus lasse sich dann jedenfalls nicht aufstellen.

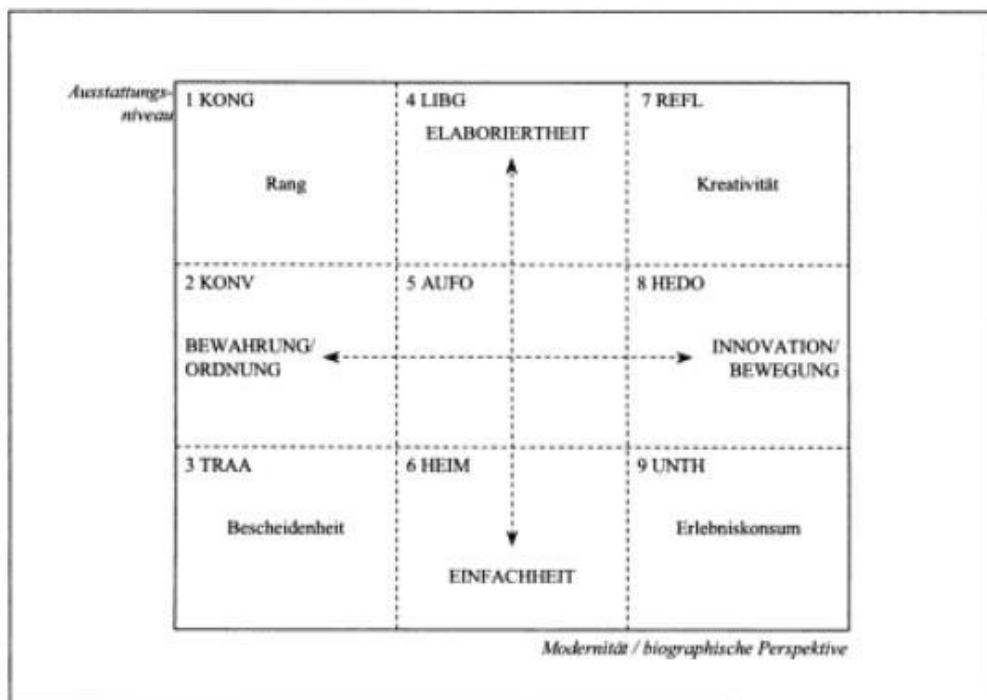


Abbildung 9: Grundlegende Handlungsorientierungen (Quelle: Otte 2008: 125).

Otte wählt offenbar den zweiten Weg, denn er versucht grundlegende Handlungsorientierungen theoretisch abzuleiten, die dann für spezielle Handlungsbereiche (z.B. die Urlaubswahl) expliziert werden (vgl. Abbildung 9).⁹³ Handlungsorientierungen „[...] zeigen an, durch welche Ausrichtung des Handelns Wohlbefinden, Wertschätzung und

⁹² Im Abschnitt zur Habitushermeneutik werden diese Kombinationen von Handlungsorientierungen auch als „Syndrom“ bezeichnet.

⁹³ Die Modalitäten seiner theoretischen Ableitung erklärt Otte nicht genauer, er verweist aber dezidiert auf das Vorgehen Schulzes in „Die Erlebnisgesellschaft“, worauf weiter oben in der vorliegenden Arbeit bereits eingegangen war. Wenngleich er also nicht wie Schulze eine „normale existentielle Problemdefinition“ für jede seiner Lebensführungstypen angibt, die für alle speziellen Bereiche (Wohnungswahl, Berufswahl, Urlaubswahl etc.) gelten sollen, orientiert er sich an Schulzes Vorgehen in der Ableitung grundlegender Handlungsorientierungen, die dann aber für die speziellen Bereiche jeweils gesondert zu betrachten sind.

Orientierung im Rahmen milieuspezifischer Produktionsfunktionen erzeugt werden können“ (Otte 2008: 125). Aus der Struktur der Lage kultureller Milieus im sozialen Raum leitet er zwei Dimensionen der Handlungsorientierung ab: die vertikale Dimension entlang des Ausstattungsniveau verläuft von den Polen Elaboriertheit (oben) bis Einfachheit (unten), während die horizontale Dimension entlang von „Modernität/biographische Perspektive) von Bewahrung/Ordnung (links) bis hin zu Innovation/Bewegung(rechts) verläuft. In den Ecken des sozialen Raumes komme es dadurch zu „besonders charakteristischen Denk- und Handlungsschemata“: bei hoher Ausstattung und Bewahrung zur „Orientierung am gesellschaftlichen Rang“, bei hoher Elaboriertheit und Innovation zu „individueller Kreativität“, bei niedriger Ausstattung und Ordnung zur „Bescheidenheit“, sowie bei niedriger Ausstattung und Spontanität zum „Erlebniskonsum“ (vgl. Abbildung 9). Meines Erachtens bleibt im Rahmen dieser sogenannten „theoretischen Herleitung“ unklar, wie Otte zu den grundlegenden Handlungsorientierungen kommt. Er führt dazu aus, dass er versucht, „[...] grundlegende Handlungsorientierungen theoretisch abzuleiten, ähnlich wie Schulze [...] dies bezüglich einer ‚fundamentalen Semantik‘ versucht“ (Otte 2008: 125). Er verweist dabei auf verschiedene Textstellen in Schulzes Erlebnisgesellschaft (Schulze 2005a). Wie weiter oben aber bereits dargestellt wurde, hat Schulze die Dimensionen der Fundamentalsemantik nicht ohne weiteres „theoretisch abgeleitet“, sondern durch eine Kombination von Korrespondenzanalyse und polarer Interpretation versucht Hypothesen über mögliche Dimensionen zu prüfen und plausibel zu machen, und das (wenngleich meines Erachtens auf etwas vage Weise) in Schritten weiterer Abstraktion in Form des vorhin vorgestellten Stufenmodells mit der „Fundamentalsemantik“ als grundlegendste Ebene. Otte scheint also weniger diese Dimensionen „herzuleiten“, als vielmehr von Schulze zu übernehmen, und im Rahmen seines Modells plausibel zu machen.

4.3.6 Operationalisierung der Typologie und praktische Anwendung des Konzepts der „grundlegenden Handlungsorientierungen“

Die konzeptionelle Lebensführungstypologie wurde auf Basis theoretischer Überlegungen konstruiert, und nicht durch Cluster- oder Korrespondenzanalysen. Besonderes Augenmerk lag daher auf der Entwicklung von Indikatoren, die die vorgegebene Typologie erfassen (vgl. Otte 2008: 131ff). Welche Lebensbereiche wurden dazu erfasst? Zwar verweist Otte darauf, dass die Lebensführung die ganzheitliche Organisation von Menschen ist, und daher im Prinzip auch in der Typenkonstruktion alle Lebensbereiche erfasst werden sollten (Arbeit und Beruf; Freizeit, Kultur und Konsum; Familie und soziale Beziehungen; Wohnen und Umwelt;

Politik; Religion).⁹⁴ Um den Erhebungsaufwand zu beschränken reduziert Otte allerdings die Inhaltsbereiche auf den Aspekt von Freizeit/Kultur/Konsum. Die anderen Bereiche weisen Probleme in der Operationalisierung auf, wenn man an einem möglichst breit einsetzbaren Erhebungsinstrument interessiert ist. Denn: Politik und Religion wären schließlich nur bei manchen Bevölkerungsgruppen hinsichtlich ihrer Orientierungen relevant, im Bereich des Wohnens ließen sich nur schwer differenzierungsfähige Indikatoren finden, während in den Bereichen Arbeit und Beruf sowie der Familie so heterogene Ausprägungen vorhanden wären, dass subjektive Indikatoren nur für Teilgruppen von Befragten formuliert werden könnten. Zum Beispiel können Arbeitslose und RentnerInnen nur schwer mit denselben Items wie Berufstätige nach ihren Berufsorientierungen befragt werden.

Wie bereits dargestellt wurde, besteht die Lebensführung bei Otte aus Wertorientierungen („Habitus“ und „Mentalität“) sowie aus dem symbolisch wirksamen manifesten Lebensstil. Otte diskutiert die theoretischen und methodischen Vor- und Nachteile der Erfassung der Lebensführung über Wertorientierungen oder verhaltensbasierte Lebensstilvariablen (vgl. Otte 2008: 134ff). Beispielsweise besteht bei Fragen nach Wertorientierungen das Problem, dass womöglich nach Einstellungen gefragt wird, die für die Befragten nicht tatsächlich relevant sind (d.h. nicht in der „personalen Identität“ fest verankert sind), also Non-Attitude-Probleme. Zudem haben manifeste Verhaltensäußerungen oft größere Reliabilität und Validität als latente Wertorientierungen. Otte legt das Gewicht daher zwar auf die Erfassung von Komponenten des (manifesten) Lebensstils, bezieht aber Wertorientierungen ein, in dem sie „nahe zum Verhalten“ erfragt werden, sodass von ihrer Wichtigkeit auch abseits der Befragungssituation ausgegangen werden kann. Als Beispiel für solche Indikatoren verweist Otte auch auf den „SINUS-Milieuindikator“, z.B. das SINUS-Item: „Wenn ich es mir richtig überlege, haben die alten Werte Sparsamkeit, Sauberkeit und Ordnung für mein Leben eine ziemlich große Bedeutung“ (Otte 2008: 135). Spezifische Werte wie Sparsamkeit und Ordnung werden in einen verhaltensnahen, persönlichen Kontext integriert („für mein Leben“). Neben Items zur Häufigkeit praktizierter Verhaltensweisen in den Bereichen Freizeit, Medienkonsum und Bekleidungskauf verwendet Otte daher auch Statements zur

⁹⁴ Dies sind Bereiche, die in der Forschung zur Lebensqualität analytisch getrennt werden (vgl. Otte 2008: 132).

„[...] Selbsteinschätzung der Lebensführung [für] die Erfassung von Facetten des grundlegenden Habitus“ (Otte 2008: 136).⁹⁵

Die Zuweisung von Personen zu den Typen erfolgt anhand einer dimensional Operationalisierung (vgl. Otte 2008: 136f).⁹⁶ Das bedeutet, dass den Befragten Items vorgelegt werden, die die Dimension des Ausstattungsniveaus und der Modernität separat erfassen. Den Befragten wird so durch die Beantwortung mehrerer Items ein Gesamtscore für jede Dimension zugewiesen, wobei Otte additive Indizes nutzt. Bei der Abgrenzung der Typen teilt Otte das Spektrum der Summenscores in drei Abschnitte ein (Trichotomisierung). Die Grenzen für die Typen (z.B. für „gehobenes Ausstattungsniveau“) werden a priori festgelegt, sodass die Typenabgrenzung unabhängig von der empirischen Verteilung der Items erfolgt. Das Vorgehen wird dadurch replizierbar, was aber mit einer gewissen Willkür beim Festlegen der Grenzen erkauft wird.

Im Rahmen der Indikatorentwicklung bezog sich Otte auf die umfangreiche Literatur der Lebensstilforschung (vgl. für einen Überblick über die betrachteten Quellen Otte 2008: 139f). Aus einem von ihm zusammengestellten Itempool für eine Reihe von inhaltlichen Bereichen, wurden zunächst 94 Lebensführungsmerkmale ausgewählt. Kriterien für die Auswahl waren unter anderem, dass sie auf die subjektive Verarbeitung der sozialen Lage abzielen sollten, und nicht auf der Lageebene selbst angesiedelt waren, dass sie inhaltlich mit Dimensionen der konzeptuellen Typologie korrespondieren sollen, Dimensionen der Typologie unabhängig voneinander erfassen (geringe Korrelation mit der jeweils anderen Dimension), verhaltensnah oder verhaltensorientiert formuliert sein sollten, und von allen Befragten in einer allgemeinen Bevölkerungsfrage beantwortbar sein sollen. Die Items sollten zudem, wie dargelegt, aus dem Bereich Freizeit/Kultur/Konsum stammen oder auf „bereichsübergreifende Grundprinzipien der Lebensführung“ abziele. Wichtig war, dass die Indikatoren räumlich und zeitlich möglichst invariant waren, um so den Einfluss kurzfristiger Moden oder regionaler Besonderheiten möglichst ausschließen zu können. Damit die Items in der Indexbildung

⁹⁵ Hartmann, auf den sich Otte bezieht, unterscheidet acht „formale Facetten des Lebens“: „[...] Verhaltensweisen, Einstellungen, Werte, Interessen, Lebensziele, Persönlichkeitseigenschaften, Motive oder Elemente der Lebenslage“ (Hartmann 1999: 155).

⁹⁶ Otte diskutiert auch die Vor- und Nachteile eines alternativen Verfahrens, bei dem jeder Typus der Lebensführung eine eigene Operationalisierung erfährt (vgl. Otte 2008: 138). Er bevorzugt aber eine dimensionale Operationalisierung, weil sie einen geringeren Erhebungsaufwand habe (weil nicht jeder Typus eigene Items erfordert), eine größere raum-zeitliche Bedeutungsäquivalenz der Indikatoren gewährleistet (weil Dimensionen weniger raumzeitlich variabel wären als Typen) und weil die Dimensionsindizes als intervallskalierte Variablen eingesetzt werden könnten (für Untersuchungen der Erklärungskraft einzelner Dimensionen oder variablenorientierte Analyseinsätze; vgl. Otte 2008: 138).

gleichgewichtig eingehen, wurden die Antwortmöglichkeiten bei den Items ident auf vier Antwortkategorien festgelegt: „trifft voll und ganz zu“, „trifft eher zu“, „trifft eher nicht zu“ und „trifft überhaupt nicht zu“, sodass jeder der additiven Indizes sich auf Gesamtscores zwischen 1 und 4 (durch Division durch die Itemanzahl) standardisieren lässt. Ausnahmen waren erstens das Item „Ausgaben in Restaurants“, das in vier Gruppen unterteilt wurde: unter 40 DM; 40-59DM; 60-99DM; 100 DM und mehr. Zweitens wurde die subjektive Schichteinstufung auf Grund niedriger Fallzahlen der Selbstverortung in Ober- und Unterschicht zu drei Schichten gruppiert: Selbstverortung in der Ober- und oberen Mittelschicht 4 Punkte; Mittelschicht 2.5 Punkte; Arbeiter- und Unterschicht 1 Punkt. Nach der Durchführung einer Primärerhebung⁹⁷ und einer Evaluation des Erhebungsinstruments wurden aus diesem Itempool Items ausgewählt, um zwei Versionen eines Erhebungsinstruments zu erstellen: 43 Items für die „Langversion“ (mit denen 37 Indikatoren gebildet wurden⁹⁸), und 10 Items für die „Kurzversion“ des Erhebungsinstruments (vgl. Otte 2008: 162-169). Die Itemauswahl orientierte sich an einer Reihe von Kriterien: Items die in der Feldphase problematisch waren oder extrem schiefe Randverteilungen hatten wurden ausgeschieden. Manche Items, die nicht eindeutig einer Dimension zugeordnet werden konnten, wurden beibehalten, wenn sie hohe Inhaltsvalidität hatten (das betraf z.B. die Kulturindikatoren klassische Musik, oder das Item „alte Werte Sparsamkeit, Sauberkeit und Ordnung“), wenngleich der Großteil dieser Items ausgeschlossen wurde.⁹⁹ 20 Indikatoren wurden für die Messung des Ausstattungsniveaus benutzt, 17 für die der Modernität/biographischen Perspektive (vgl. Abbildung 10 für eine Darstellung der verwendeten Indikatoren bei der Langversion, sowie Anhang A für den von Otte verwendeten

⁹⁷ Diese Studie war „Lebensstile in Mannheim“ und wurde 1999 durchgeführt, im Rahmen eines Seminars zu „Methoden der empirischen Sozialforschung“ an der Universität Mannheim im Grundstudium der Sozialwissenschaften, wobei zusätzlich zu den studentischen InterviewerInnen auch professionelle InterviewerInnen eingesetzt wurden (vgl. Otte 2008: 144ff). Zur Erhebung wurde ein modifiziertes Random Digit Dialing Verfahren benutzt, das auch Haushalte berücksichtigen sollte, die nicht im Telefonbuch stehen. Dabei wurde die Person interviewt, die zuletzt Geburtstag hatte („Last-Birthday-Methode“). Nichtdeutschsprechende Befragte wurden aus der Inferenzpopulation ausgeschlossen, sodass diese die deutschsprachige Wohnbevölkerung Mannheims ab 18 Jahren umfasst.

⁹⁸ Bezüglich verschiedener Musikrichtungsgattungen sowie Filmpräferenzen als Indikatoren für die Modernität konnten die Befragten verschiedene Musikrichtungen im Einzelnen danach bewerten, wie sehr sie ihnen gefallen. Bei diesen Richtungen wurde dann nur der jeweils höchste Wert aus einer Gruppe (z.B. aus der Gruppe Musikgeschmack „Reggae/Soul/Funk, Techno/House/DnB, Hip Hop oder Indie / Punk“) für den Indikator ausgewählt. Wählte z.B. ein Befragter aus, Reggae sehr zu mögen (numerisch codiert mit 4), bei den übrigen Items der Kategorie (Techno, Hip Hop etc.) aber niedrigere Werte angab, wurde für diesen Modernitätsindikator bei diesem Befragten trotzdem der Maximalwert von 4 gesetzt. So reduzierten sich die 43 Items zu 37 Indikatoren.

⁹⁹ Vgl. für eine genaue Auflistung der Beibehaltungen trotz Verletzung des Kriteriums eindeutiger Dimensionszuweisung Otte 2008: 162.

Fragebogen, der allerdings noch alle 94 Lebensführungsmerkmale enthält). Für jeden Fall wurden bis zu zwei Missing Values in Kauf genommen, um die Datengrundlage nicht zu sehr zu reduzieren.

DIMENSION DES AUSSTATTUNGSNIVEAUS		DIMENSION DER MODERNITÄT / BIOGRAPH. PERSPEKTIVE	
ROUTE ÖKONOM. KAPITALS	ROUTE KULT. KAPITALS	MODERNITÄT	BIOGRAPH. PERSPEKTIVE
1. LF: gehobener Lebensstandard 2. LF: mit Luxus umgeben 3. Ausgaben im Restaurant 4. KL: exklusive Boutiquen 5. LF: Führungsposition 6. subjektive Schichteinstufung 7. LF: einfach., schlichtes Leben (-)	8. LF: phantasievoll u. schöpferisch 9. LF: Psychologie/Selbsterfahrung 10. LF: Bildungsreisen 11. FZ: Kurse besuchen, Weiterbild. 12. FZ: Kunstausstellungen 13. FZ: klassische Konzerte 14. FZ: Bücher lesen 15. MU: Klassische Musik 16. LF: vom Fernseher berieseln (-) 17. TV: politische Magazine 18. TV: Unterhaltungsserien oder Shows/Quizsend. (max. Wert) (-) 19. ZT: überregionale Tageszeitung 20. ZT: Boulevardzeitung (-)	1. LF: Leben genießen 2. LF: religiöse Prinzipien (-) 3. LF: Traditionen der Familie (-) 4. LF: alte Werte Sparsamkeit, Sauberkeit und Ordnung (-) 5. MU: Pop- oder Rock-Musik (max. Wert) 6. MU: Reggae/Soul/Funk, Techno/ House/D'n'B, Hip Hop oder Indie/Punk (max. Wert) 7. TV: MTV, VIVA 8. TV: Actionfilme oder Science Fiction/Fantasy (max. Wert) 9. KL: Läden mit junger Mode	10. LF: viel ausgehen 11. LF: alles hart erarbeitet (-) 12. LF: ständig etwas los im Leben 13. FZ: Kino 14. FZ: Diskotheken 15. FZ: Kneipen 16. FZ: Aktivsport 17. FZ: Gartenarbeit (-)

Anmerkungen: Die 20 Items zum Ausstattungsniveau bzw. die 17 Items zur Modernität/biographischen Perspektive werden unstandardisiert, vierstufig skaliert zu zwei additiven Indizes zusammengefasst. Hohe Werte stehen für ein gehobenes Ausstattungsniveau bzw. eine moderne/biographisch offene Lebensführung. Deshalb gehen einige Items mit umgekehrter Polarität in die Indexbildung ein (-). Anschließend werden die Indexscores durch die Anzahl der zugrundeliegenden Items dividiert, so dass sie eine Ausprägung zwischen 1,0 und 4,0 annehmen können. Itembatterien: LF Selbsteinschätzung der Lebensführung, FZ Freizeitaktivitäten, MU Musikgeschmack, TV Fernsehinteressen, ZT Zeitungslektüre, KL Orte des Bekleidungskaufs.

Abbildung 10: Langversion-Indikatoren der Lebensführungstypologie (Quelle: Otte 2008: 163).

Das Kurzversion-Instrument für die Konstruktion der Typologie besteht dagegen lediglich aus 10 Items, je fünf für jede der zwei Dimensionen (vgl. Otte 2008: 167ff). Abbildung 11 zeigt die in der Kurzversion verwendeten Indikatoren.

DIMENSION DES AUSSTATTUNGSNIVEAUS	
ROUTE ÖKONOMISCHEN KAPITALS	ROUTE KULTURELLEN KAPITALS
1. LF: gehobener Lebensstandard 2. Ausgaben im Restaurant	3. FZ: Kunstausstellungen 4. FZ: Bücher lesen 5. ZT: überregionale Tageszeitung
DIMENSION DER MODERNITÄT / BIOGRAPHISCHEN PERSPEKTIVE	
MODERNITÄT	BIOGRAPHISCHE PERSPEKTIVE
1. LF: Leben in vollen Zügen genießen 2. LF: religiöse Prinzipien (-) 3. LF: Traditionen der Familie (-)	4. LF: viel ausgehen 5. LF: ständig etwas los im Leben

Anmerkungen: Die jeweils 5 Items zum Ausstattungsniveau bzw. zur Modernität/biographischen Perspektive werden unstandardisiert, vierstufig skaliert zu zwei additiven Indizes zusammengefasst. Hohe Werte stehen für ein gehobenes Ausstattungsniveau bzw. eine moderne/biographisch offene Lebensführung. Deshalb gehen einige Items mit umgekehrter Polarität in die Indexbildung ein (-). Anschließend werden die Indexscores durch die Anzahl der zugrundeliegenden Items dividiert, so dass sie eine Ausprägung zwischen 1,0 und 4,0 annehmen können.

Abbildung 11: Kurzversion-Indikatoren der Lebensführung (Quelle: Otte 2008: 168).

Die Übereinstimmung der zwei Indizes der Lang- und Kurzversion für das Ausstattungsniveau sowie für die Modernität/biographische Perspektive war mit Parsons $r = 0.82$ für die Ausstattung und $r = 0.78$ für die Modernität recht hoch, verwies damit aber dennoch auch auf Unterschiede (vgl. Otte 2008: 169). Von 1009 Fällen, die für beide Versionen vorlagen, wurden 440 in beiden Typologien gleich verortet, was 43,6% entspricht. Cramers V für den Zusammenhang beider Typologien ergab einen Wert von 0,44, was zwar auf einen starken, aber nicht perfekten Zusammenhang hindeutet. In der Mehrheit der Fälle, in denen Akteure unterschiedlichen Kategorien zugewiesen wurden, waren diese Kategorien zumindest benachbart. Typverschiebungen spielten sich in 43,6% der Fälle nur über eine Dimension ab, in 10,8% der Fälle über zwei Dimensionen, aber noch immer im Bereich von Nachbarkategorien. Verschiebungen über Nachbarkategorien hinweg zum anderen Pol (was sowohl für die Kriteriumsvalidität als auch für die Inhaltsvalidität problematisch wäre) kamen nur zu 2% vor.¹⁰⁰ Gründe für die unterschiedliche Zuordnung liegen nach Otte erstens in den unterschiedlich angenommenen Typengrenzen (vgl. Otte 2008: 171). Weil die Langversion mehr Items besitzt, ist auf Grund des zentralen Grenzwertsatzes zu erwarten, dass die Fälle stärker in die Mitte rücken, weshalb Otte die Typgrenzen für die Dimensionen enger gezogen hatte als im Fall der Kurzversion. Die Grenzen und die Verteilungen der Lebensführungstypen im Rahmen von Ottes Evaluation sind in Abbildung 12 wiedergegeben. Die andere Ursache besteht nach Otte in der unterschiedlichen Itemgrundlage. Bei Betrachtung der Merkmalsprofile der auf die zwei Varianten erzeugten Lebensführungstypen, zeigt sich, dass die Typen der einen Version mit dem korrespondierenden Typ der anderen Version Pearson-Korrelationswerte zwischen 0.87 und 0.97 aufweisen, also hohe inhaltliche Übereinstimmung besteht.

¹⁰⁰ Otte wertet den Vergleich der zwei Versionen der Typologie als Test der Kriteriumsvalidität (genauer: der Übereinstimmungsvalidität), bei der jeweils ein Instrument ein Außenkriterium für ein anderes darstellt.

Ausstattungs-niveau	gehoben (2,80-4,00) (3,00-4,00)	1 Konservativ Gehobene 7,7% 3,3%	4 Liberal Gehobene 9,4% 14,2%	7 Reflexive 9,8% 12,1%	Modernität/ biogr. Perspektive	
		2 Konventiona- listen 12,1% 6,6%	5 Aufstiegs- orientierte 17,2% 23,4%	8 Hedonisten 16,7% 14,4%		
		3 Traditionelle Arbeiter 12,7% 7,3%	6 Heimzentrierte 8,8% 11,5%	9 Unterhaltungs- suchende 5,5% 7,2%		
	traditional/ biogr. Schließung (1,00-2,20) (1,00-2,00)			teilmmodern/biogr. Konsolidierung (2,21-2,79) (2,01-2,99)		modern/ biogr. Offenheit (2,80-4,00) (3,00-4,00)

Anmerkungen: Die jeweils obere Zeile gibt die Typenabgrenzungen und Besetzungstärken der Langversion an, die untere die der Kurzversion. Datenbasis: „Lebensstile in Mannheim 1999“.

Abbildung 12: Grenzen für die Typologien in der Lang- und Kurzversion (Quelle: Otte 2008: 166).

Der Vergleich der beiden Indikator-Sets ist als ein Test der Kriteriumsvalidität anzusehen. Otte analysiert die Indikatoren für die Typologie(n) zudem noch hinsichtlich weiterer Qualitätskriterien. Das Kriterium der Reproduzierbarkeit ist, anders als bei einem clusteranalytischen Vorgehen, dadurch gegeben, dass die Typologie theoretisch konzipiert wurde und die Items unstandardisiert in die Indexbildung eingehen, sodass Typenkonstruktion und Fallzuweisung unabhängig von den empirischen Verteilungen in der Stichprobe erfolgen können (vgl. Otte 2008: 161). Die interne Konsistenz der Dimensionen des Ausstattungsniveaus und für die Modernität/biographische Perspektive sind mit Cronbachs Alpha-Werten von 0,8 sowie 0,85 für die Langversion recht hoch, sie weisen also gute Konsistenzwerte auf (vgl. Otte 2008: 164). Die Kurzversion weist dagegen lediglich Werte von 0.55 für das Ausstattungsniveau, und 0.53 für die Modernität/biographische perspektive auf, die nicht mehr der üblichen Forderung von mindestens 0.8 entsprechen würden (vgl. Otte 2008: 168f). Otte rechtfertigt die niedrigen Werte damit, dass beide Dimensionen der Lebensführung intendierte Subdimensionen beinhalten. Die Konstruktvalidität wurde von Otte dadurch überprüft, indem er die zunächst 44 Items einer Reihe von Hauptkomponentenanalysen unterzog, um verschiedene Faktoren zu extrahieren (z.B. Modernität, Traditionalität, offene und geschlossene biographische perspektive, u.a.; vgl. Otte 2008: 159). Das Verhältnis dieser Faktoren zu Lagevariablen wie Lebensalter, Schulbildung und Einkommen wurde betrachtet, und entsprach weitgehend den empirischen Zusammenhängen, wie sie Otte aus seinem Investitionsmodell abgeleitet hatte.

In Abbildung 12 wird auch ersichtlich, dass Otte die Typen mit Namen bezeichnet. Er orientierte sich dazu zunächst an einer hypothetischen Beschreibung bei der Benennung der Typen, die er aus verschiedenen Lebensstilstudien entnimmt (vgl. Otte 2008: 77-82). Nach Konstruktion der Erhebungsinstrumente verwendete er die Kurzversion, um Befragte der Studie „Lebensstile in Mannheim“ aus 1999 den Lebensführungstypen zuzuordnen und die Typen hinsichtlich verschiedener Lebensführungsaspekte genauer zu charakterisieren und so das zunächst inhaltsleere Gerüst der Typen mit „Fleisch“ auszugestalten (vgl. Otte 2008: 173-182). Weil in der vorliegenden Arbeit Ottos konzeptuelles Vorgehen, aber nicht seine inhaltlichen Ergebnisse im Vordergrund stehen, soll auf diese inhaltliche Beschreibung im Folgenden nicht eingegangen werden, ein Überblick wurde dem Anhang beigefügt (Anhang C).

4.3.7 Empirische Anwendungsmöglichkeiten des Ansatzes

Otte präferiert auf Grund des deutlich geringeren Erhebungsaufwandes bei einer weitgehend ähnlich hohen Validität die Kurzversion des Erhebungsinstruments, und führt weitere empirische Untersuchungen in verschiedenen Inhaltsbereichen lediglich mit der Kurzversion durch (vgl. Otte 2008: 172). Auf die Deskription der bei Otte mit der Kurzversion erhobenen Lebensführungstypen, deren Benennungen in Abbildung 12 ersichtlich werden, wird im Folgenden verzichtet, weil weniger die inhaltlichen Ergebnisse als eher Ottes vorgehen in der vorliegenden Arbeit interessieren.

Otte führt exemplarisch eine Reihe von Untersuchungen mit der Kurzversion des Erhebungsinstruments durch. So untersucht er Zusammenhänge zwischen der Lebensführung und der wohnlichen Segregation (vgl. Otte 2008: 255-284), der Teilnahme in städtischen Szenen (vgl. Otte 2008: 285-304), der Wahl von Urlaubszielen (vgl. Otte 2008: 305-324) sowie den Parteipräferenzen (325-347). In jedem der Fälle wird die variablensoziologische, statistische Erklärungskraft der Lebensführungstypologie mit der Erklärungskraft von verschiedenen Lagevariablen verglichen. Mit der Lebensführungstypologie lassen sich bivariat fünf bis zehn Prozent der Variation der zu erklärenden Variable erklären, wobei es hier starke Schwankungen gibt, bedingt durch schwierig zu erklärende Variablen wie der Wohngebietswahl, oder durch unterschiedliche Nähe der Explananda zum Lebensführungskonzept (vgl. Otte 2008: 254). Am besten lassen sich noch mit $R^2 = 12\%$ die Integration in städtische Szenen und die Urlaubszielwahl (R^2 durchschnittlich 5%) erklären (weil diese Bereiche die größte inhaltliche Nähe zum Lebensführungskonzept haben). Verschiedene Sozialstrukturvariablen hätten aber (einzeln) ebenfalls keine höhere

Erklärungsleistung. Die Lebensführung ist daher nicht in Ablöse, sondern in Ergänzung mit klassischen Sozialstrukturvariablen einzusetzen: „Demnach sollte die Untersuchung sozialer Ungleichheiten *mehrdimensional* erfolgen; sie bedarf *multivariater* Modelle“ (Otte 2008: 354f). Und: „Untersuchungen, die sich *ausschließlich* einer Lebensstiltypologie bedienen, ohne Strukturvariablen einzubeziehen, erfassen ihre Untersuchungsgegenstände in der Regel unzureichend“ (Otte 2008: 355). Das Erklärungspotential bleibt als signifikanter, eigenständiger Effekt zumindest bei der Urlaubszielwahl und Integration in städtischen Szenen erhalten, während die Wohnstandortwahl stark durch ökonomisches Kapital bedingt wird. Auch im Bereich der Parteipräferenzen verschwindet der eigenständige Effekt der Lebensstiltypen, sobald auf Variablen kontrolliert wird, die mit klassischen „Konfliktlinien“ (z.B. des Klassenkonfliktes) verbunden sind.

Auf die Frage, wieviel vom „Habitus“ in der empirischen Anwendung von Ottes Lebensführungstypologie zur Erklärung von Phänomenbereichen bleibt, wird im nächsten Abschnitt, dem Fazitkapitel, eingegangen werden, wo auch die inhaltlichen Weiterentwicklungen, und die Vor- und Nachteile von Ottes Ansatz besprochen werden.

4.3.8 Kritische Würdigung

4.3.8.1 Stärken und Schwächen des Zuganges

Otte (2008) bietet mit der theoretischen Konzeption einer Lebensführungstypologie und dem dazu gehörenden Erhebungsinstrument der Kurzversion einen Zugang zur Lebensstilsoziologie, in dem das Habituskonzept als Teil der Lebensführung einen zentralen Stellenwert einnimmt. Da Otte die Typologie entlang von theoretisch begründeten Dimensionen aufstellt und sie operationalisiert hinsichtlich möglichst universell einsetzbarer Indikatoren, ermöglicht sein Zugang eine Replikation seiner Typologie, während bei der Konstruktion einer Lebensführungstypologie auf Basis der in der Lebensstilsoziologie häufig eingesetzten Clusteranalysen die erzielten Typen/Cluster je nach Datenbasis und mathematisch-methodischer Umsetzung stark variieren können. Kritisch verweist aber Gebesmair darauf, dass auch Ottes Vorgehen auf Induktion basiert, da er die Dimensionen auf der Durchsicht bestehender Typologien gewinnt (vgl. Gebesmair 2005: 348). Den von Otte oft starkgemachten Vorteil der Vergleichbarkeit büße Otte dadurch ein, dass er die zeitliche Beständigkeit seiner Indikatoren selbst in Frage stelle. Otte hatte in Anwendungen seiner Typologie festgestellt, dass 2001 das traditionale, biographisch geschlossene Segment auf 10% der Befragten geschrumpft war, gegenüber 17% in 1999, was, im Falle eines

fortgesetzten Trends, auf die Kurzlebigkeit der Typologie verweise, sodass zeitgemäße Indikatoren für die Modernität bzw. biographische Perspektive gefunden werden müssten (vgl. Otte 2008: 193f). Gebesmair übersieht aber, dass Otte zwar diese Problematik anspricht, selbst aber eher davor warnt, diesen Schluss zu früh zu ziehen, da sich die Stichproben auf städtische Bereiche bezogen haben und im Fall von ländlichen und kleinstädtischen Regionen mit größeren traditionellen Anteilen zu rechnen sei. Da bei Otte 2008 keine Paneluntersuchung vorlag, war auch keine explizite Überprüfung darüber möglich, wie stabil die Zuteilung einzelner Akteure in die Lebensführungstypen im Zeitablauf erfolgt. Otte hatte zwar in erster Linie solche Indikatoren für die Typzuweisung verwendet, die in ihrem Symbolgehalt zeitlich möglichst invariant sein sollen, eine Überprüfung der Anfälligkeit für zeitlichen und räumlichen Variationen hält auch Otte für zukünftige Untersuchungen für notwendig. Gebesmairs Hinweis, dass auch Ottes Lebensführungstypologie, wenngleich theoretisch stark unterfüttert, letztendlich auf einer Durchsicht der zentralen Dimensionen von induktiv gewonnenen Lebensführungstypologien fußt, scheint mir zwar gerechtfertigt. Dies dürfte aber den Aspekt der Replizierbarkeit nicht beeinträchtigen, da die Grenzen der Dimensionen der Typologie für die einzelnen Typen a priori festgelegt worden waren.

Wie vorhin dargestellt, war es der Anspruch von Otte, mit seinem Investitionsmodell der Lebensführung auch „[...] eine Explikation des Bourdieu’schen Habitusmodells der Lebensführungsgenese [zu] leisten“ (Otte 2008: 107), in dem die Entscheidungen innerhalb von Wahlsituationen zur Gestaltung der Lebensführung betrachtet werden. Müller-Schneider sieht Ottes ressourcentheoretisches Investitionsmodell sogar als die „[...] eigentliche diskussionswürdige Innovation bei Otte [...] als modifizierte Übernahme der *Esserschen* Sozialtheorie in den Bereich der Lebensstile [...]“ (Müller-Schneider 2005: 266). Meiner Ansicht nach wird Ottes Anspruch allerdings durch die Vermischung der Konzepte von „Habitus“ und „Lebensstil“ in seinem Konzept der Lebensführung teilweise unterlaufen. „Lebensführung“ fasst im Investitionsmodell der Lebensführung ja sowohl Werteinstellungen, in die Otte Mentalitäten und Habitus einfasst, als auch den Lebensstil als manifesten, symbolischen Anteil der Lebensführung. Die von Bourdieu angenommene kausale Bedingtheit des manifesten Lebensstils durch den Habitus wird von Otte, wenngleich absichtlich und begründet, nicht weiter im Modell berücksichtigt, obwohl die Wertorientierungskomponente nach Otte tendenziell der manifesten Lebensstilkomponente voraus gehe. Otte argumentiert für diesen Verzicht auf zwei Weisen (vgl. Otte 2008: 93). Der *theoretische* Grund liegt darin, statt des Zusammenhangs von Habitus und Lebensstil stärker deren unterschiedliche Funktionen zu betonen: Wertorientierungen umfassen Reflexionen und

Strategien der Lebensführung und das motivationale Element, um bereichsspezifische Einstellungen und Verhaltensweisen anzuleiten, während der manifeste Lebensstil der symbolische Ausdruck der Lebensführung sei, um wechselseitige Orientierung von Akteuren in sozialen Interaktionen zu ermöglichen. Der *empirische* Grund bestehe darin, dass sich ein geringer Zusammenhang zwischen Einstellungen und Verhalten gezeigt habe. Bisher wäre in Lebensstiluntersuchungen, die beide Ebenen empirisch trennen, die Beurteilung der Zusammenhänge nicht möglich gewesen, weil atheoretische Operationalisierungen verwendet wurden und statistische Maßzahlen unzureichend dargelegt wurden. Otte vereinfacht das Vorgehen folglich damit, indem er für die Formulierung der Indikatoren der Lebensführung die Wertorientierungen in Form von „verhaltensnahen Selbsteinschätzungen der Lebensführung“ formuliert. Nichts desto trotz findet hier in gewisser Weise eine Abkehr von Bourdieus Habitusansatz statt, wenn nicht die Beziehung und Rückkopplung zwischen Habitus und manifestem Lebensstil im Modell explizit berücksichtigt wird.

Denkwürdig erscheint mir bei Otte der Versuch, eine Art Umdeutung des Rational-Choice-Ansatzes im Sinne der Habitus Theorie durchzuführen. Einerseits unterscheidet Otte einzelne Entscheidungssituationen, in denen (womöglich fortlaufend im Sinne eines Fließgleichgewichts) Akteure Kosten-Nutzen-Rechnungen über Elemente der Lebensführung anstellen würden. Er erklärt auf Basis der weiter oben dargestellten Gleichungen für Kosten und Nutzen von Veränderungen der Lebensführung (in Abhängigkeit der sozialen Wertschätzung) auch verschiedene Aspekte wie Wandel und Konstanz der Lebensführung. Andererseits deutet er diese Entscheidungssituationen auf eine Weise um, dass Entscheidungen nicht zwingend bewusst getroffen werden müssen, sondern von Akteuren unbewusst angestellt werden können. Er unterstellt zudem, dass die Akteure (wohl im Sinne eines „praktischen Sinns“ nach Bourdieu) in ihrer Wahrnehmung und inneren Kosten-Nutzen-Rechnung verschiedene Elemente der Lebensführung zu zusammengehörenden Lebensführungsbündeln versammeln würden. Auch hier findet sich die Annahme (ähnlich wie bei Schulze und Bourdieu), Akteure hätten einen praktischen Sinn dafür, welche Stilelemente „zusammengehören“.

Der „Habitus“ ist für Bourdieu ein alle Lebensbereiche durchdringendes System von Wahrnehmungs-, Handlungs-, und Denkschemata, eine Art Motor für verschiedene Formen der sozialen Praxis. Um dem umfassenden Habitus einer Person auf die Spur zu kommen, müssen verschiedenste Lebensbereiche betrachtet werden. Betrachtet man die Operationalisierung der Lebensführungstypologie bei Otte, so fällt auf, wie weiter oben schon

beschrieben, dass zahlreiche Lebensbereiche ausgespart wurden. Mit dem Ziel, möglichst universell anwendbare Indikatoren zu finden, verzichtete Otte darauf, Indikatoren zu formulieren, die die Bereiche Arbeit und Beruf, Familie und soziale Beziehungen, Wohnen und Umwelt, Politik und bürgerliches Engagement sowie Religion berücksichtigen (vgl. Otte 2008: 132). Auf der anderen Seite formuliert Otte im Rahmen der Kurzversion des Erhebungsinstruments insgesamt sechs Items, die sich auf allgemeine Kennzeichen der Lebensführung beziehen (und somit einen engen Inhaltsbereich transzendieren). Diese Items lauten (vgl. Otte 2008: 395; in Klammern habe ich die jeweilige Dimension, für die die Items herangezogen werden, beigefügt):¹⁰¹

„Ich pflege einen gehobenen Lebensstandard.“ (Ausstattungs-niveau: ökonomisches Kapital)
„Ich lebe nach religiösen Prinzipien.“ (Modernität; umgedreht gepolt)
„Ich halte an alten Traditionen meiner Familie fest.“ (Modernität; umgedreht gepolt)
„Mein Leben gefällt mir dann besonders gut, wenn ständig etwas los ist.“ (Modernität)
„Ich gehe viel aus.“ (Biographische Perspektive)
„Ich genieße das Leben in vollen Zügen.“ (Biographische Perspektive)

Die zwei übrigen Indikatoren für die Dimensionen, die aber nicht auf allgemeine Bewertungen der Lebensführung abzielen, sind: die Ausgaben in Restaurants als zweiter Indikator für die ökonomische Ausstattung („Wenn Sie einmal in ein Restaurant richtig gut Essen gehen, wie viel D-Mark geben Sie dann maximal pro Person – inklusive Getränke – aus?“), sowie die Indikatoren für das Bildungskapital, die erfragten, ob die befragten Personen „oft“, „manchmal“, „selten“ oder „nie“ „eine überregionale Tageszeitung, z.B. die FAZ“ lesen, „Kunstaussstellungen, Galerien“ besuchen oder „Bücher lesen“.

Für die Verortung von Akteuren auf den zwei Dimensionen seiner Lebensführungstypologie schließt Otte daher zwar zahlreiche Inhaltsbereiche wie Arbeit, Familie und Wohnen zunächst aus, holt freizeitübergreifende Bezüge aber durch die Fragen zu allgemeinen Aspekten der Lebensführung wieder herein, wenngleich in Form von Einstellungsfragen. In der Verortung auf der Dimension der Modernität werden also in Form von Bewertungen der Lebensführung doch verschiedene Lebensbereiche angesprochen. Eine Verengung auf den Bereich der Freizeit in der Operationalisierung der Dimensionen, wie man sie nach Ottos Ausführungen

¹⁰¹ Die Antwortmöglichkeiten umfassten „Trifft voll und ganz zu“, „Trifft eher zu“, „Trifft eher nicht zu“, und „Trifft überhaupt nicht zu“ (vgl. Otte 2008: 395). Als fünfte Kategorie steht „w.n./verw.“ zur Verfügung.

zu den betrachteten Lebensbereichen zunächst annehmen könnte, scheint daher letztendlich nicht vorzuliegen, obwohl weder die Kurzversion noch die Langversion des Erhebungsinstruments den Anspruch erheben, umfassend alle Facetten des Alltags zu berücksichtigen. Die „ökonomische“ Größe der Kurzversion von Ottos Erhebungsinstrument und die ausführliche Betrachtung und Reflexion verschiedener Qualitätskriterien machen Ottos Typologie sehr „handhabbar“. Mit wenigen Items lassen sich Akteure hinsichtlich verschiedener Lebensführungstypen verorten.¹⁰²

Die Frage liegt nahe, ob diese Lebensführungstypen auch als Habitustypen interpretiert werden können? Wenn ja, dann könnten mit den wenigen Items der Kurzversion des Erhebungsinstruments verschiedene Habitustypen auf sehr „ökonomische“ Weise unterschieden werden. Vester et al (2001) hatten ebenfalls soziale Milieus unterschieden, die sie ebenfalls als Habitustypen interpretiert hatten.¹⁰³ Ist Ähnliches mit Ottos Modell möglich? Um diese Frage zu beantworten, muss man sich noch einmal den konzeptionellen Unterschied von Ottos neun Lebensführungstypen gegenüber den üblicherweise durch Clusteranalyse oder Korrespondenzanalyse gewonnenen Typen verdeutlichen. Bei Otte können Befragte auf Grund der festgelegten Typengrenzen hinsichtlich der Dimensionsausstattung klar in eine der neun Lebensführungstypen verortet werden. Die Verortung eines Akteurs hängt also nicht davon ab, wie die Modernität und Ausstattung anderer befragter Personen beschaffen sind. Dies ermöglicht, dass andere ForscherInnen die Akteure auf dieselbe Weise verorten können und so die Studien bis zu einem gewissen Grad replizierbar sind. Otte trichotomisiert die zwei Dimensionen der konzeptuellen Typologie, um zu neun Lebensführungstypen zu kommen. Er argumentiert seine Wahl durch Verweis auf die so mögliche Vermeidung einfacher Dichotomien und der gleichzeitig noch vorhandenen Übersichtlichkeit. Eine konzeptionelle Typologie, wie sie auch Otte aufstellt, zeichnet sich gegenüber empirischen Typologien dadurch aus, dass erst eine theoretische Typenkonstruktion vorgenommen wird, und erst danach die empirische Besetzung der Typen betrachtet wird (vgl. Otte 2008: 54). Beispiele für diese Art der Typenkonstruktion finden sich, abgesehen von Ottos eigener Typologie, eher selten in der Lebensstilsoziologie, aber häufiger in der Werteforschung. Konzeptionelle

¹⁰² Ein Anwendungsbeispiel von Ottos Typologie ist die Untersuchung lebensstilspezifischer Wohnwünsche der Stuttgarter Bevölkerung (vgl. Heilweck-Backes 2011).

¹⁰³ Eine konzise Begründung findet sich bei Hennig/ Kohl 2011. Ein Milieutypus entspricht zugleich auch einem „[...] bestimmten Habitustypus, denn nach Durkheim [...] und Bourdieu [...] entstehen Milieus durch eine bestimmte soziale Lage und Stellung im gesellschaftlichen Gefüge und sind durch eine bestimmte Lebensweise gekennzeichnet, in der sich eine allgemein Grundhaltung gegenüber der Welt ausdrückt“ (Hennig/ Kohl 2011: 69).

Typologien zeigen, „[...] wie sich auf einer begrenzten, aber theoriegeleiteten Indikatorengrundlage inhaltlich distinkte Typen konstruieren lassen“ (Otte 2008: 55). Dieses Vorgehen unterstellt eine „lebensweltliche Stabilität der Klassifikation“ und ermöglicht so auch systematische Zeitvergleiche. Im Bereich einer Habitusklassifikation wird meiner Ansicht nach damit die Anzahl möglicher Habustypen „willkürlich“ festgelegt. Zwar ist jede Klassifikation und jede Typologie notwendigerweise mit Abstrahierungen und Vereinfachungen verbunden, in Ottes Fall sind die Gründe für die Trichotomisierung von Ausstattungsniveau und biographischer Perspektive/Modernität a priori praktischer Natur: „Eine ‚mittlere‘ Anzahl von etwa neun Gruppen hat sich meiner Erfahrung nach als guter Kompromiss zwischen Differenziertheit und Anschaulichkeit erwiesen“ (Otte 2008: 76). Habustypen sind nach der Theorie Bourdieus Ergebnis der unterschiedlichen Inkorporation verschiedener objektiver Strukturen, und zeigen sich innerhalb bestimmter gesellschaftlicher Bereiche. Im Falle von Ottes Lebensführungstypologie sind die Typen nicht auf ein spezielles Feld zugeschnitten, sondern sind allgemeine Lebensführungstypen. Zudem wurde die Anzahl möglicher Ausprägungen, wie oben dargestellt, bewusst auf neun Typen festgelegt. Bei der Interpretation der Lebensführungstypen als Habustypen muss daher der Umstand bedacht werden, dass die Typen nicht re-konstruiert sind, sondern konstruiert, wie weiter oben unter Bezug auf Matthiesen und Meuser unterschieden wurde. Dass die neun Lebensführungstypen sehr wohl „Alltagsnähe“ aufweisen, illustriert Otte durch Vergleich mit der SINUS-Typologie, der Milieus von Vester et al 2001, sowie von Bourdieu 1987 (vgl. Otte 2008: 78ff). Ottes Ergebnisse hierzu scheinen zu bestätigen, dass sich die neun Typen gut dazu eignen, „idealisierende Typisierungen“ vorzunehmen.

Eine andere grundsätzliche Frage ist die, ob Ottes Dimensionen und die Art, wie sie operationalisiert werden, grundsätzlich dazu geeignet sind, unterschiedliche Habustypen abzugrenzen. Die von ihm vorgeschlagene Operationalisierung erfragt sowohl Merkmale des manifesten Lebensstils, als auch bereichsübergreifende Selbsteinschätzungen der Lebensführung. Er verweist aber darauf, dass über sein konkretes Vorgehen hinaus die konzeptionelle Typologie bzw. deren Dimensionen sich grundsätzlich sowohl als „Wertorientierungstypologie“ als auch als „Lebensstiltypologie“ operationalisieren ließen (vgl. Otte 2008: 57). Ottes Dimensionen des Raums der Lebensführung sind das Ausstattungsniveau sowie die Dimension der Modernität / biographischen Perspektive. Wie Otte hervorhebt, sind beide Dimensionen auf der Ebene der Lebensführung angesiedelt, und nicht auf der Ebene der sozialen Lage (vgl. Otte 2008: 76). Die Ausstattung bezeichnet somit nicht die verfügbaren Ressourcen, sondern die Objekte und Aktivitäten, die durch die

Ressourcenverwendung produziert werden, und die damit homologen Wertorientierungen. Die Zeitachse wiederum zielt nicht auf das tatsächliche Alter ab, sondern in kohortenspezifischer Perspektive auf das Ausmaß von Traditionalität bzw. Moderne in der Lebensführung, die mit unterschiedlichen Sozialisationsbedingungen in der Jugendphase erklärt werden können (z.B. unterschiedliche zur Verfügung stehende „soziale Technologien“), sowie in biographischer Perspektive den Grad der Offenheit bzw. Geschlossenheit der Lebensführung. Lassen sich mit diesen Dimensionen Akteure derart gruppieren, dass sinnvoll angenommen werden kann, dass sie über eine Art gemeinsamen, bzw. übergreifenden Habitus verfügen? Damit das der Fall ist, müssen die Akteure in den Lebensführungstypen tendenziell ähnlichen Einflüssen objektiver Strukturen ausgesetzt werden, sodass sie ähnliche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata ausprägen. Dass dies der Fall ist, hatte Otte versucht mit dem Modell der Lebensführungsgenese, die auch eine Genese des Habitus impliziert, zu begründen.

Otte argumentiert, dass sich der von ihm konstruierte „Raum der Lebensführung“ in einer Homologiebeziehung zum „Raum der sozialen Lage“ befinde (vgl. Otte 2008: 99). Der Raum der sozialen Lage hat bei Otte zwei Dimensionen: einerseits die vertikale Dimension der Kapitalausstattung, die ökonomisches Kapital und Bildungskapital enthält, andererseits als horizontale Dimension eine Zeitachse, die das Alter sowie die Kohortenzugehörigkeit umfasst. Im sozialen Raum der Lage können Akteure objektiv positioniert werden. Die Position im Raum der Lebensführung ergibt sich als „Übersetzung“ der objektiven sozialen Ungleichheit in Muster der subjektiven Lebensführung: die objektive Ressourcenausstattung wird übersetzt in mit diesen Ressourcen angeschaffte Objekte oder Praktiken, das objektive Alter und die Kohortenzugehörigkeit wird übersetzt in eine subjektive biographische Perspektive bzw. in einen „Modernitätsgrad“ der Lebensführung. Diese Übersetzung von objektiver Lage in subjektive Lebensführung (und die Bedingungen der Abweichung davon) versucht Otte mit den schon weiter oben vorgestellten Modellen der Lebensführungsgenese und der sozialen Produktionsfunktionen zu erklären und plausibel zu machen. Die Grundüberlegung bestand dabei darin, dass Akteure bewusst/unbewusst sich eines Nutzenkalküls bedienen, um ihre Lebensführung zu gestalten, d.h. sie „investieren“ in die Lebensführung. Die Innovationskraft von Ottes Investitionsparadigma, die Müller-Schneider wie vorhin angesprochen so hervorhebt, wird von Gebesmair allerdings scharf in Frage gestellt (vgl. Gebesmair 2005: 348). Er interpretiert Ottes Investitionsparadigma so, dass Akteure „[...] auf der Basis allgemeiner Dispositionen („Lebensführung“) in bereichsspezifische ‚Zwischengüter‘ [investieren], mit denen sie grundlegende Bedürfnisse

wie physisches Wohlbefinden oder Wertschätzung befriedigen“ (Gebesmair 2005: 348). Das heiße im Prinzip nur, dass Präferenzen die Wahl beeinflussen, und aus diesem Modell abgeleitete Erklärungen seien trivial und zirkulär. Ich bin der Ansicht, dass Gebesmair’s Kritik nicht auf das Investitionsmodell zutrifft. Das Investitionsmodell, in dem Otte dezidiert auf die drei Ebenen der Ressourcen & Restriktionen, der Zwischengüter, sowie der grundlegenden Bedürfnisse rekurriert, betrachtet die Lebensführung nicht als Dispositionen, entlang derer Zwischengüter gewählt werden, sondern die Lebensführung ist selbst ein Zwischengut: „Die Lebensführung ist je nach betrachteter Bedürfniskomponente als Zwischengut für die Bedürfnisbefriedigung unterschiedlich geeignet“ (Otte 2008: 102). Gebesmairs Kritik scheint aber in ihrem Kern auf Ottes sogenanntes „Grundmodell der Lebensführungsgenese und –wirkungen“ zuzutreffen, das Otte in einem früheren Schritt noch ohne Bezug zur Theorie sozialer Produktionsfunktionen entwickelt. Hierbei konzipiert Otte, wie weiter oben detaillierter dargestellt (vgl. Abbildung 6), ein probabilistisches Kausalmodell, nach dem Elemente der Lebensführung, bestehend aus Wertorientierungen und dem manifesten Lebensstil, einerseits von der sozialen Lage bestimmt werden, andererseits aber Einfluss nehmen auf sogenannte „bereichsspezifische Einstellungen und Verhaltensweisen“ (vgl. Otte 2008: 90). Gebesmair’s Beispiel für eine beinahe-zirkuläre Erklärung ist folgende Stelle bei Otte: „Die kulturelle Praxis im Alltag beeinflusst das Verhalten am Urlaubsort maßgeblich, z.B. legt eine Auseinandersetzung mit Erzeugnissen der Hochkultur ein Interesse an kulturhistorischen Sehenswürdigkeiten nahe“ (Otte 2008: 309). Hier scheint Gebesmair’s Kritik zuzutreffen, dass kulturelle Praktiken aus Dispositionen erklärt werden, denen sie zu Grunde liegen. Möglicherweise liegen hier bei Otte und Gebesmair unterschiedliche Ansichten über die Definition von Zirkularität vor, denn Otte argumentiert gegen eine mögliche Zirkularität aus einer offenbar recht variablensoziologischen Perspektive: seine Schlüsse seien solange nicht zirkulär, solange diejenigen zu erklärenden Variablen (z.B. die Urlaubswahl) nicht in die Konstruktion der Lebensführungstypen eingehen, mit denen die Explananda erklärt werden sollen. Die Lebensführungstypen seien definiert im Sinne einer grundlegenden, umfassenden Alltagsorganisation, welche zur Erklärung spezifischer Verhaltensweisen herangezogen werden dürften (vgl. Otte 2008: 92).

Gegenüber Bourdieus Modell des sozialen Raumes geht bei Otte die Differenzierung nach der Zusammensetzung des Kapitals verloren, die er im Raum der Lebensführung durch ein generelles (hierarchisierbares) Ausstattungsniveau ersetzt, das sowohl materielle Aspekte (Objekte) als auch kulturelle Aspekte (Praktiken) umfasst. Wesentlich expliziter als Bourdieu

berücksichtigt Otte aber den Zeitfaktor in seinem Modell durch die Dimension der biographischen Offenheit bzw. der Modernität. Da es sich in Ottes Modell bei der Lebensführung bereits um eine Übersetzung der objektiven Lage auf die subjektive Ebene handelt (und dadurch die Lebensführungstypen konzeptionell bereits den Stempel des Habitus tragen, weil er diese Übersetzung vermittelt), scheint es mir plausibel, die Lebensführungstypen grundsätzlich auch als abstrahierte Habitustypen betrachten zu können. Die Dimension „Ausstattungs-niveau“ und die Dimension der subjektiven Zeitverarbeitung sind meiner Ansicht nach bereits habitusgeprägte Übersetzungen der korrespondierenden „objektiven“ Merkmale (ökonomisches und Bildungskapital, sowie Alter). Dies scheint zumindest implizit auch Otte selbst zu vertreten, weil er auf der Ausstattungssachse für den manifesten Lebensstil die Ausprägungen „gehoben“, „mittel“ und „niedrig“ unterscheidet. Damit einher gehen korrespondierende Wertorientierungen, nämlich „gehoben-anspruchsvoll“, „respektabel–strebend“ sowie „kalkulierend-bescheiden“ (vgl. Otte 2008: 77). Auf der horizontalen Achse unterscheidet er dagegen „traditional / biographisch geschlossen“, „teilmodern / biographisch konsolidiert“ sowie „modern / biographisch offen“. Während im Fall von „Die feinen Unterschiede“ Habitustypen nach Klassenfraktionen unterschieden wurden, liegt bei Otte offenbar implizit eine Unterteilung von Habitustypen entlang obiger Dimensionen vor. Was mit „gehoben-anspruchsvoll“ und dergleichen bezeichnet ist, legt Otte aber nicht weiter dar.

Selbst wenn angenommen würde, dass Ottes konzeptionelle Typologie in ihren Dimensionen geeignet sei, Habitustypen abzugrenzen, stellt sich die Frage nach den notwendigen Merkmalen, um diese nicht nur formal zu unterscheiden, sondern auch inhaltlich begreifbar zu machen. Zunächst sind schließlich auch bei Otte die neun Lebensführungstypen lediglich als verschiedene Arten der Kombination der zwei Dimensionen festgelegt. Damit beispielsweise aus der Schnittstelle der Dimensionen „hohe Ausstattung“ und „traditionelle Perspektive bzw. geschlossener biographischer Perspektive“ der lebensnahe, auch hinsichtlich anderer Lebensführungsmerkmale charakterisierte Typus der „Konservativ Gehobenen“ wird, muss die Typologie mit „Leben“ gefüllt werden, was Otte anhand der Daten zu „Lebensstile in Mannheim“ aus dem Jahr 1999 vornimmt (vgl. Otte 2008: 173f). Die Pointe an Ottes Typologie, besteht somit meiner Ansicht nach darin, dass im Rahmen einer Primärerhebung eine Typologie konstruiert und deren Typen auf dieser Datenbasis inhaltlich charakterisiert werden. In späteren Untersuchungen kann durch die Verwendung des Kurzerhebungsinstruments ein Bezug zu diesen Typen hergestellt werden, um so beispielsweise den jeweiligen Lebensführungstypus als Außenkriterium für die Überprüfung

der Konstruktvalidität der späteren Untersuchungen zu verwenden (vgl. Diekmann 2011: 258). In den späteren Einschaltungen des Erhebungsinstruments werden somit nicht (zwingend) all diejenigen Charakteristika erhoben, die Otte bereits zuvor erhoben hatte und in die inhaltliche Beschreibung der Typologie geflossen sind, sondern die Indikatoren des Kurzerhebungsinstruments dienen nur dazu, die befragten Personen in die solcherart vorab konstruierte Typologie zu verorten. Otte illustriert die von ihm unterschiedenen Typen mit verschiedenen Lebensführungsindikatoren aus der Primärstudie von 1999 (ganz im Sinne von illustrativen bzw. „passiven Merkmalen“ der Korrespondenzanalyse, während die typenbildenden Indikatoren der Kurzversion als „aktive Merkmale“ betrachtet werden können). Auf diese Weise kann Otte für die Typen darstellen, welche Merkmale besonders stark ausgeprägt sind, und zu welchen Merkmalen die den Typen zugewiesenen Akteure besonders auf Distanz gehen. Ob nun für die jeweiligen Typen auch inhaltlich nachvollziehbare und aussagekräftige Habitusmuster ermittelt werden können, hängt daher von den zur Verfügung stehenden passiven Merkmalen ab, die im Falle von Ottes eigener Untersuchung meiner Ansicht nach für eine Habitustypologie nicht ausreichen. Otte betrachtet zwar für die Charakterisierung seiner Typen zahlreiche Merkmale aus verschiedenen Bereichen, wie die allgemeine Selbsteinschätzung der Lebensführung, allgemeine Freizeitaktivitäten, den Musikgeschmack sowie Interessen hinsichtlich des Fernsehprogramms und der Zeitungslektüre. Damit bleiben die Indikatoren aber im Wesentlichen auf der manifesten Ebene.

Ein Versuch, stärker die Latenz der Habitusebene zu berücksichtigen bestünde meiner Ansicht nach darin, in einer speziell auf habituelle Muster abgestimmten Primärerhebung, die sich gleichwohl am Vorgehen Ottes orientieren kann, geeignete standardisierte Fragen zu stellen, die sich zur Ermittlung von latenten Dispositionen eignen.¹⁰⁴ Dabei sind meiner Ansicht nach also weniger Indikatoren zum manifesten Lebensstil ausschlaggebend, sondern eher Indikatoren, die Aufschluss über verschiedene Dispositionen bzw. Schemata geben. Anschließend kann in der Beschreibung der Typen auch der Blick darauf gelegt werden, ob diese Dispositionen für die verschiedenen Typen charakteristische Syndrome bilden, sodass nicht nur einzelne Züge, sondern systematische Verflechtungen betrachtet werden. Beispielhaft findet sich ein ähnliches Vorgehen bei Hennig/ Kohl (2011). In ihrer

¹⁰⁴ Dieses Vorgehen kann im vorliegenden Rahmen nur grundlegend skizziert werden, denn je nach Verwendungszweck der so erstellten konzeptionellen Habitustypologie muss gesondert das Spektrum relevanter Dispositionen ausgewählt und operationalisiert werden.

Untersuchung zum Einfluss des Habitus auf Netzwerkstrukturen bedienen sie sich ebenfalls eines variablensoziologischen Zuganges zum Habitus. Sie beziehen dabei Variablen ein, die über Meinungen zu Gesellschaft, Beruf und Privatleben, zu Lebenszielen und Verhaltensweisen, verschiedenen Bereichen der Politik, zu Autorität und Unterordnung sowie zu Gesellungsstilen Aufschluss geben (vgl. Hennig/ Kohl 2011: 70). Diese Variablen unterziehen sie einer Faktoranalyse, um die einzelnen Variablen (Statements) auf komplexere Erklärungsvariablen (Grundorientierungen) zurückzuführen und auf wenige Dimensionen zu reduzieren.¹⁰⁵ So zeichneten sich beispielsweise die Faktoren „Hedonistische Lebensvorstellung“, „Politikverdrossenheit“, „kleinbürgerliche Lebensvorstellung“, und im Bereich der Gesellungsstile „Ich-Zentrierung“ und „Gesellige Erlebnisorientierung“ ab, um nur eine kleine Auswahl zu nennen (vgl. Hennig/ Kohl 2011: 71-78).¹⁰⁶ Die Faktoren alleine bilden noch keine Typologie. Erst auf Basis der dominanten Faktoren je sozialer Gruppe haben Hennig/ Kohl eine Milieu-Typologie gebildet. In ihrer Typenbildung beziehen sich die AutorInnen auf den syndrombildenden, kontrastierenden Fallvergleich nach Ähnlichkeiten und Unterschieden der jeweils berücksichtigten Variablen.¹⁰⁷ Statt eine empirische Typologie auf Basis der Syndrome dieser Faktoren zu konstruieren, könnte, so mein Vorschlag, eine konzeptionelle Typologie im Sinne Ottens durch Projektion dieser Faktoren als passive Merkmale erweitert werden, um Dispositionen auch in der variablensoziologischen Erklärung berücksichtigen zu können. Erst im Nachhinein werden dann in der Typenbeschreibung Syndrome gesucht und beschrieben. Je nach intendiertem Einsatzzweck sind hier zwei Arten von Habitus Typologien möglich: Erstens gibt es die Möglichkeit übergreifende Dispositionen abzubilden (wie dies auch Schulze 2005a versucht hatte über den Bezug auf psychologische Skalen). Zweitens können die Dispositionen auf bestimmte Bereiche wie das Gesundheitsverhalten oder Freizeitverhalten eingeschränkt werden, um größere Spezifität zu erreichen. Die von mir vorgeschlagene Kombination der konzeptionellen Lebensführungstypologie Ottens mit verschiedenen Dispositionsvariablen im Sinne von Hennig/ Kohl würde folglich Auskunft über die lebensführungstypische Verteilung der betrachteten Dispositionen vor dem Hintergrund des materiellen Ausstattungsniveaus und der subjektiven Zeitdimension bieten. Hier spielen auch Überlegungen hinsichtlich der angestrebten Zielpopulation eine Rolle. Da es sich hier um eine Deskription von Merkmalen

¹⁰⁵ Sie verwendeten dabei eine Hauptkomponentenanalyse mit Varimax-Rotation.

¹⁰⁶ Alleine für die Messung dieser Dispositionen wurden von Hennig/ Kohl 177 Items erfragt.

¹⁰⁷ Dieses Vorgehen wird im Rahmen der vorliegenden Untersuchung im Abschnitt zur typenbildenden Habitushermeneutik noch genauer beleuchtet.

einer Population (z.B. der Gesamtbevölkerung) handelt, müssen in der/den ursprünglichen Primärerhebung/en „repräsentative“ Stichproben gezogen werden.¹⁰⁸

Ein solcher Ansatz einer konzeptionellen Habitustypologie ist meines Wissens noch nicht systematisch ausgearbeitet worden, kann sich aber, gemäß meiner obigen Überlegungen, an Ottos konzeptioneller Lebensführungstypologie orientieren.

Auch bei Otte, der seine Typologie als Lebensführungstypologie versteht, und weniger als Habitustypologie, finden sich Ansätze und Versuche, die Lebensführungstypen auch als Habitustypen zu interpretieren, nämlich durch Bezug auf die „grundlegenden Wertorientierungen“. Otte hatte, wie vorhin in Abbildung 9 dargestellt, versucht, grundlegende Wertorientierungen darzustellen, die in der Dimension der Ausstattung von Elaboriertheit zu Einfachheit verlaufen, und in der Dimension Modernität/Offenheit zwischen den Polen Bewahrung/Ordnung und Innovation/Bewegung (vgl. auch Abbildung 13). Diese Grundorientierungen wären jeweils im Rahmen von speziellen Bereichen, z.B. der Urlaubswahl oder der Parteipräferenz, genauer zu explizieren, so Otte. Eine solche Explikation nimmt Otte im Rahmen der empirischen Anwendungen seiner Typologie nur im Abschnitt der Untersuchung über die Urlaubswahl vor (vgl. Otte 2008: 317f). Das zunächst deskriptiv über Urlaubsmotive und Urlaubsziele erfasste Urlaubsverhalten wird von Otte zu polaren, übergreifenden Urlaubsorientierungen verdichtet (vgl. Abbildung 13).

¹⁰⁸ Diekmann verweist darauf, dass eine Stichprobe streng genommen nie repräsentativ sein kann, weil nie alle Merkmalsverteilungen der interessierenden Grundgesamtheit isomorph zur Verteilung in der Stichprobe gezogen werden können (vgl. Diekmann 2011: 430). In der Praxis läuft es also darauf hinaus, Zufallsstichproben zu ziehen, und in der Anwendung jeweils exakt die Modalitäten der Stichprobenziehung zu erläutern.

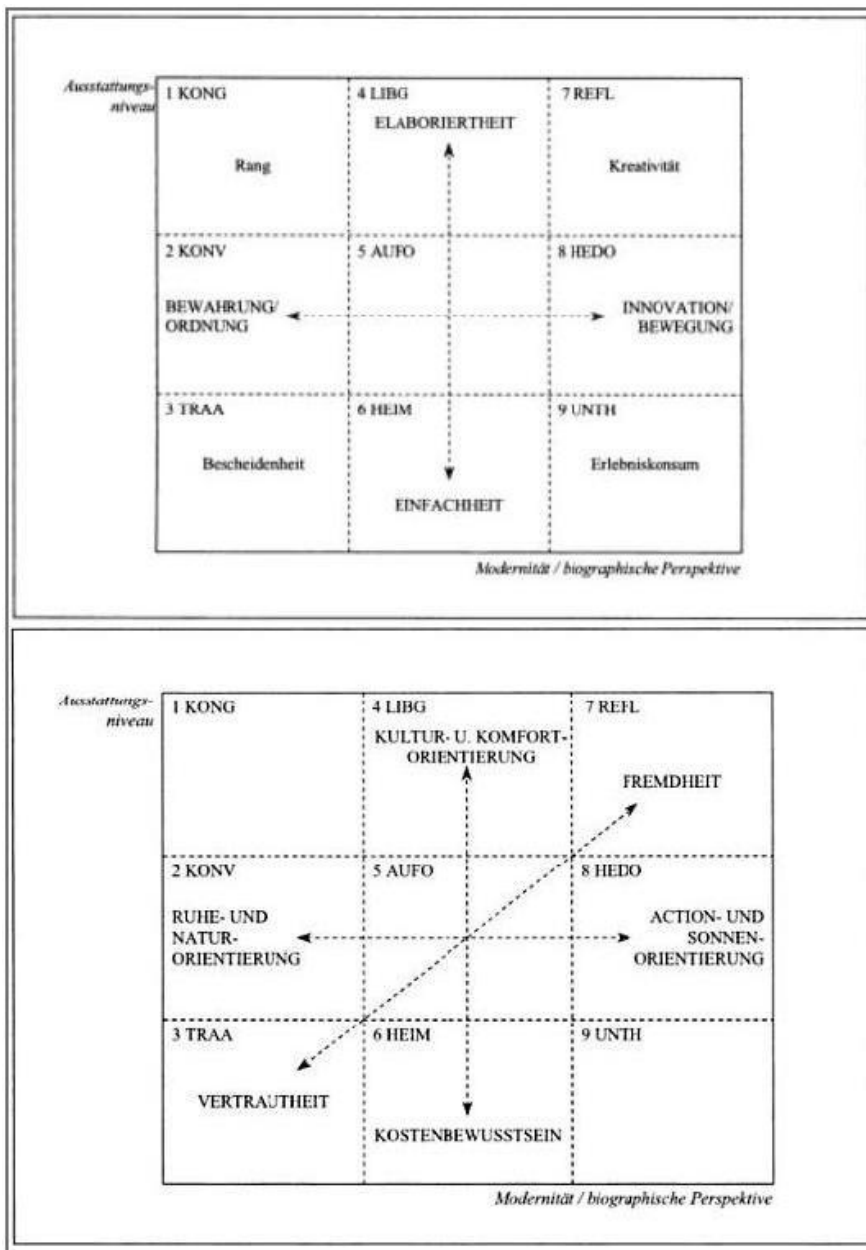


Abbildung 13: Grundorientierungen und Urlaubsorientierungen im Raum der Lebensführung (Quelle: Otte 2008: 125 und 319).

Eine Urlaubswahl interpretiert Otte als eine Investition von Ressourcen in ein „touristisches Kapital“ (inkorporiert als Urlaubserfahrungen oder Urlaubswissen; oder objektiviert als materielle Urlaubsandenken wie Fotos oder Souvenirs), das langfristig zu „Profiten“ im Bereich der sozialen Wertschätzung führen soll (vgl. Otte 2008: 308ff). Urlaubsverhalten und -einstellungen werden als bereichsspezifische Ausformung grundlegender Wertorientierungen betrachtet. Eine kausale Erklärung unternimmt Otte orientiert an seinem grundlegenden Modell der Lebensführungsgenese, das nun auf den Urlaubsbereich umgelegt wird. Daher würden urlaubsspezifische Einstellungen- und Verhaltensweisen erstens durch die soziale

Lage beeinflusst: auf der vertikalen Ebene durch ökonomisches Kapital, das den Urlaubsplänen objektive Grenzen setzt, sowie durch das Bildungskapital das als Informationsverarbeitungsneigung ebenfalls Urlaubsentscheidungen prägt; auf der horizontalen Ebene durch die Positionierung der Akteure in der historischen Zeit (die das Urlaubsangebot prägt und über das „Image“ eines bestimmten Urlaubs etwas aussagt, das sich im Laufe der Zeit wandeln kann) sowie durch die biographische Zeit (die sich auf geburtskohortenspezifische, sich akkumulierende und stabil bleibende „Primärurlaubsprägungen“ bezieht). Auch die Lebensform (ob Single oder mit PartnerIn, ob Kinder vorhanden sind) sowie das soziale Netzwerk, das über diejenigen Urlaubsarten, auf Grund derer soziale Wertschätzung erwartet werden darf, prägen die Urlaubsentscheidung. Diese Einflussfaktoren betreffen bisher Aspekte der sozialen Lage. Aspekte der Lebensführung werden nun dadurch relevant, dass die soziale Wertschätzung, die man durch das Investieren in einen Urlaub erhält, von der Lebensführung des Kernnetzwerks abhängt, welches gemäß der Annahme einer (relativen) Lebensführungshomogenität überwiegend eine ähnliche Lebensführung praktiziere wie die fraglichen UrlauberInnen. Otte verweist darauf, dass ein Mallorca-Urlaub, je nach Lebensführung, bei den einen „Begeisterung“, den anderen „Stirnrunzeln“ hervorrufe. Die Symbolik einer Urlaubszielklasse ist je nach betrachtetem Segment des sozialen Raumes (je nach Lebensführungstypus) unterschiedlich dominant, und strukturiert damit die Urlaubsentscheidung mit, aber nur zum Teil in bewusster, absichtsvoller Distinktion: „In erster Linie definiert die alltägliche Lebensführung schlicht die ‚denkbaren‘ und ‚erstrebenswerten‘ Urlaubszielklassen – im Sinne einer Gruppennorm, die kaum reflektiert wird“ (Otte 2008: 311).

Mit den zu Urlaubsorientierungen explizierten Grundorientierungen liegen bei Otte Urlaubsdispositionen vor, die als Dimensionen des Habitus interpretiert werden können: „Bei den Urlaubsorientierungen handelt es sich um verfestigte Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata, die das Spektrum möglicher Urlaubsziele und –arten vorstrukturieren, und zwar im Einklang mit den objektiven Möglichkeiten, die die soziale Lage zulässt, und mit den Symbolwelten, die im sozialen Netzwerk Anerkennung finden“ (Otte 2008: 318). Die Grundorientierung der vertikalen Dimension (Elaboriertheit-Einfachheit) wandelt sich im Rahmen der Urlaubsdispositionen zu einer Orientierung an Kultur- und Komfort, bzw. bei niedrigem Ausstattungsniveau zu einem kostenbewussten Urlaub bis hin zum Verzicht (vgl. Abbildung 13 unten). Auf horizontaler Ebene entspricht bei geringer biographischer Offenheit der Dimensionspol der Ordnung dem Urlaubspol, der sich an einem Natururlaub und an „Ruhe“ als Urlaubsziel ausrichtet, während der entgegengesetzte Pol „Innovation/Bewegung“

zu „Action- und Sonnenorientierung“ wird. Einen dritten Gegensatz findet Otte zwischen dem Typus des Traditionsbewussten Arbeiters, der bevorzugt dort Urlaub macht, wo Deutsch gesprochen werde und man in einer vertrauten Umgebung sei (z.B. als deutsche Urlauberin in einer deutschen Region), während der Typus des Reflexiven versucht, eine maximale Fremdheitserfahrung zu erlangen (z.B. durch eine Weltreise). Im oberen Ausstattungsniveau unterscheiden sich die Investitionen in touristisches Kapital in analoger Weise, wie es laut Bourdieu in der herrschenden Klasse entlang der „beherrschten“ und „herrschenden“ Fraktion der Fall gewesen sei. Otte bleibt allerdings erneut schuldig, wie er zu diesen zu Urlaubsorientierungen spezifizierten Grundorientierungen kommt. Er verweist nur allgemein darauf, dass die „[...] statistischen Verteilungen zu polar ausgerichteten, übergreifenden *Urlaubsorientierungen* verdichtet werden“ (Otte 2008: 317f). Ohne es hier weiter auszuführen, scheint sich Otte dem weiter oben schon erläuterten Verfahren einer polaren Interpretation zu bedienen. Im Detail führt er sein Vorgehen nicht aus, was um so schwerer wiegt, als bei Detailbetrachtung der statistischen Verteilungen der Verdacht aufkommt, dass Otte's Urlaubsdimensionen nicht so klar und distinkt vorliegen, wie es die von ihm angegebene graphische Darstellung glauben macht. Beim rechten Pol der horizontalen Urlaubsdimension weist Otte „Action- und Sonnenorientierung“ aus. Betrachtet man allerdings die deskriptive Statistik, zeigt sich, dass das Urlaubsmotiv „Sonne und relaxen“ lediglich bei mittlerem und niedrigem Ausstattungsniveau (bei hoher biographischer Offenheit / Modernität) überdurchschnittlich stark ausgeprägt war. Zudem scheint es mir bei rein semantischer Betrachtung bereits fragwürdig, bei einem Item, das auch den Begriff „relaxen“ impliziert, von einer Actionorientierung auszugehen. Umgekehrt wird „viel Ruhe“ als Motiv im linken unteren Segment der Typologie ebenfalls nicht überdurchschnittlich stark wirksam. Verweise, auf etwaige Prätests, bei denen mit qualitativen Methoden die jeweiligen Assoziationen der Befragten mit den Items exploriert wurden, finden sich bei Otte nicht, sodass die Konstruktion der Urlaubsorientierungen mir in methodischer Hinsicht fragwürdig erscheint.

4.3.8.2 Reflexion des Ansatzes vor dem Hintergrund der Kritik am Habituskonzept

Die theoretische Basis von Ottes Lebensführungstypologie bildet das Investitionsmodell der Lebensführungsgenese, welches weiter oben dargestellt worden war. Im folgenden Abschnitt soll beleuchtet werden, inwiefern Aspekte des Investitionsmodell die Kritikpunkte betreffen, die an Bourdieus Habituskonzept vorgebracht worden waren.

Das Investitionsmodell der Lebensführungsgenese sowie das vorgeordnete makrotheoretisch erweiterte Modell der Lebensführungsgenese betonen verschiedene Einflussfaktoren auf die Herausbildung des Habitus der Akteure. So unterscheiden sich im Zeitverlauf unterschiedliche individuelle Habitusformen auch deshalb, weil jeweils unterschiedliche soziale Technologien während des Prozesses ihrer Ausprägung zur Verfügung stehen. Eine mechanistische Reproduktion im Sinne eines Determinismus, wie ihn verschiedene KritikerInnen beim Habitus am Werk sehen, wird bei Otte also keineswegs betont. Im Gegenteil verweist Ottes Investitionsmodell darauf, dass auch das jeweilige soziale Netzwerk abseits der Primärsozialisation großen Einfluss auf den Habitus einer Person haben dürfte. Zwar vermischt Otte im weit angelegten Begriff der Lebensführung sowohl den Habitus als auch symbolische manifeste Elemente des Lebensstils (z.B. Praktiken), doch scheint mir die Leseart gerechtfertigt, Ottes Modell auch als ein Modell der Habitusgenese zu lesen, vor allem da ein enger Bezug zwischen Praktiken und Habitus anzunehmen ist und auch Otte auf die wechselseitige Verschränktheit beider Aspekte verweist. Das Investitionsmodell erlaubt also zumindest tentativ die von Gebesmair aufgeworfene Frage nach den Bedingungen zu beantworten, unter denen sich Dispositionen verändern: Mit Otte ließe sich auf die Formeln zur Nutzenproduktion verweisen, die beispielsweise dem sozialen Netzwerk großes Gewicht einräumen. Dispositionen wandeln sich demnach langfristig, wenn das soziale Netzwerk es positiv sanktioniert, und die (auch unbewusste) interne Nutzenrechnung der Akteure einen Wandel von Dispositionen wahrscheinlich macht.

Mikrosoziologische Aspekte der Habitusgenese und Habitusveränderung werden bei Otte allerdings eher auf theoretischer Ebene abgehandelt, sodass der Kritikpunkt einer Nichtbeachtung der lokalen Wirkungsweisen der Habitusaneignung auch für Otte zutrifft. Dies ist nicht weiter verwunderlich, da Ottes Modell auf eine variablensoziologische Überführung des Habituskonzepts in ein übergreifendes Konzept der Lebensführung abzielt. Gerade auf Ansätze, die versuchen, den Habitus eher quantitativ zu erfassen, wird diese Habituskritik auch zutreffen. Dies betrifft aber eher den jeweiligen forschungspraktischen Kontext, und nicht das Habituskonzept an sich.

Wie oben dargestellt, war ein weiterer zentraler Kritikpunkt am Habitus die Annahme, dass ein einheitlicher Habitus auf verschiedene gesellschaftliche Bereiche übertragbar sei, und dort verschiedene Praktiken hervorbrächte. In spezieller Form bezieht auch Otte diese Annahme in seinen Ansatz ein, nämlich wenn er versucht, „allgemeine Wertorientierungen“ bereichsspezifisch zu explizieren, wie dies weiter oben durch Bezug auf die Erklärung von

Urlaubswahlen dargestellt worden war. Damit liefert Otte für die Problematik der Spannung zwischen einem einheitlichen und einem gebrochenen bzw. pluralen Habitus zwar keinen neuen Lösungsansatz, wohl aber eine neue Betrachtungsweise auf diese Thematik ein: Allgemeine Schemata des Habitus werden bereichsspezifisch expliziert, und drücken sich bereichsspezifisch in bestimmten Praktiken (z.B. bestimmten Urlaubswahlen) aus.

5 Hermeneutische Ermittlung von Habitussyndromen – Habitushermeneutik und Milieusoziologie

5.1 Ursprung der Habitushermeneutik: Milieuforschung und Habitusanalyse

Janning bezeichnet den Habitusbegriff mit seinem Bezug auf Dispositionen als wenig operationalisierungsfreundlich, was das Überführen der theoretischen Konstrukte in messbare Indikatoren ohne den Gehalt der theoretischen Konstrukte zu verwässern, erschwere (Janning 1991: 40). Wenngleich Otte ein umfangreiches Modell vorgelegt hatte, welches verschiedene Einflussgrößen auf den Habitus und dessen Wirkungen vorlegte, inkludierte er den Habitus in das Konzept der Lebensführung, und führte es auf diese Weise mit dem symbolischen, manifesten Lebensstil zusammen. Sein Ansatz ist dabei ein Beispiel für einen variablenzentrierten Zugang auf Basis einer handlungstheoretischen Rational-Choice-Modells.

Ein anderer Versuch, dieser Schwierigkeit einer Habitusermittlung zu begegnen, ist die Habitushermeneutik, die im Rahmen empirischer Forschungen über den gesellschaftlichen Strukturwandel hervorgegangen ist, und seit Mitte der 1980er Jahre von einer ursprünglich an der Universität Hannover tätigen Forschungsgruppe angewandt und weiterentwickelt wird (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 93). Der Begriff Habitus-„Hermeneutik“ verweist darauf, dass dieser Richtung zufolge das Lesen und Verstehen des Habitus Deutungsarbeit erfordere, um Habitusschemata in Handlungsfeldern zu erschließen. Ihrem eigenen Anspruch nach bietet die Habitushermeneutik „[...] ein heuristisches Gerüst verschiedener Dispositionen, deren jeweils spezifisches Zusammenwirken Aufschluss über Habitusmuster und ihren sozialen Ort gibt“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 149). Sie soll somit ein Verfahren darstellen, um gesellschaftliche Gruppen sowie Lebens- und Sichtweisen einzelner Personen zu analysieren. Begrifflich und theoretisch ist sie eingebettet und abgestimmt auf die Hannoveraner Milieuforschung, welche in dezidiertem Anschluss an Bourdieu auch die Theorie des sozialen Raums und von sozialen Klassen weiterentwickelt hatte. Ziel der Habitushermeneutik ist die

typologische Differenzierung von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern von sozialen Milieus und Klassen hinsichtlich bestimmter gesellschaftlicher Handlungs- und Praxisfelder, z.B. Bildung, Religion, Arbeit (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 156). Die Habitushermeneutik ist somit ein Verfahren der Typen- und Typologiebildung (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 252).

Die zentrale Studie, die als Knotenpunkt für eine Reihe weiterer, anschließender Untersuchungen fungierte, und aus der die Habitushermeneutik maßgeblich hervorging, ist das Forschungsvorhaben „Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel“, in welchem die Hannoveraner Milieuforschung Bourdieus Konzepte vom „Habitus“, sozialen Raum und sozialen Klassen aufgegriffen und weiterentwickelt hatte (vgl. Vester et al 2001). Es zielte auf die Überprüfung der These, dass durch den Wertewandel und die Individualisierung die Großgruppen der Klassengesellschaft sich aufgelöst hätten (vgl. Vester et al 2001: 11ff). Durch eine Gesamtanalyse der Sozialstruktur, die sowohl quantitative als auch qualitative Verfahren nutzte, wurden sowohl „alte“ Milieus als auch die „neuen“ Milieus der 68er beforscht hinsichtlich ihrer Berufs- und Erwerbsverhältnisse, der Formen der Lebensführung, der Mentalitäten, des sozialen Zusammenhalts und der politischen Beteiligung. Das ursprüngliche, von 1988 bis 1992 am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover durchgeführte Forschungsvorhaben „Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus in der Bundesrepublik Deutschland“, auf dem Vester et al 2001 basiert, wurde im Laufe der nachfolgenden zehn Jahre durch verschiedene weitere Einzelstudien ergänzt, die auf die Analyse von verschiedenen weiteren Milieus (z.B. räumliche Stadtmilieus, städtische Jugendkulturen, Mentalitäten und Bildungsverhalten von Arbeitnehmer- und Elitemilieus) bzw. direkt auf den Habitus der Akteure abzielten, z.B. des geschlechtsspezifischen Habitus oder des historischen Wandels des „Unterschichtenhabitus“. Ein zentrales Ergebnis, das Vester et al darstellen, ist, dass sich ihrer Ansicht nach die von Giddens und Beck vertretene These einer Auflösung von Milieus nicht belegen lässt, sondern im Gegenteil „[d]ie Klassenkulturen des Alltags sind vielmehr, gerade wegen ihrer Umstellungs- und Differenzierungsfähigkeit, außerordentlich stabil“ (Vester et al 2001: 13). Dagegen nehme aber die Herrschaftsstellung von bestimmten Parteien und Fraktionen der Intellektuellen in verschiedenen gesellschaftspolitischen Lagern ab, sodass es zwar keine Krise der Milieus, wohl aber eine der politischen Repräsentation gäbe. Soziale Milieus gäbe es (in Deutschland) nicht mehr als politische Großgruppen, die sich bekämpfen, dagegen aber nach wie vor als lebensweltliche Traditionslinien, die sich jeweils nach Stil und

Prinzipien der alltäglichen Lebensführung unterscheiden, und sich auch modernisieren und differenzieren. Soziale Zusammenhänge und Orientierungen bleiben daher bestehen.

In diesem Abschnitt der vorliegenden Arbeit wird einerseits auf grundlegende methodische Ausführungen zur Habitushermeneutik eingegangen, andererseits wird, als Beispiel für eine habitushermeneutische Studie, auch das Vorgehen und die Ergebnisse des Forschungsprojekt von Vester et al 2001 einbezogen, vor allem um den Stellenwert und den methodischen Einsatz von Bourdieus Habituskonzept zu illustrieren. Dabei soll aber nicht im Einzelnen auf sämtliche Abschnitte von Vester et al 2001 eingegangen werden (vgl. für eine Übersicht des Aufbaus des Forschungsprojekt Vester et al 2001: 212f). Wichtig für die vorliegende Arbeit ist in erster Linie der Projektteil, der sich mit dem intergenerationellen Habitus- und Mentalitätswandel befasst hatte: „Habitus und Lebensstile“.¹⁰⁹ Er diente der Beantwortung der Fragestellung: „Trifft es zu, daß die alternativen Milieus und die neuen sozialen Bewegungen eine neue >universalistische< Mentalität und Praxis repräsentieren, die nicht mehr an Klassenmilieus gebunden ist (Beck-Giddens-These)?“ (Vester et al 2001: 215). Diese Fragestellung lässt sich meiner Interpretation nach umformulieren, um sie in einen direkten Bezug zum Habituskonzept zu stellen: „Trifft es zu, dass Angehörige alternativer Milieus und neuer sozialer Bewegungen einen >universalistischen< (konvergenten) Habitus aufweisen, sodass ihre Dispositionen und Praktiken nicht mehr hinsichtlich klassenbezogener Faktoren (z.B. Kapitalausstattung) differenziert sind?“.

Wenngleich das Verfahren der Habitushermeneutik weiter unten noch ausführlich betrachtet wird, ist es methodisch aufschlussreich und illustrierend, kurz das grundsätzliche Vorgehen von Vester et al in der Beantwortung obiger Frage zu skizzieren: Die empirische Bearbeitung erfolgte im dezidiert qualitativen Teil des Projekts durch die habitushermeneutische Auswertung von 244 offenen, biographischen Zwei-Generationen Interviews, wobei durch hermeneutische Analyse für jeden Einzelfall die sogenannten „Syndrom-Strukturen“ des Habitus herausgearbeitet wurden. Habitus-Syndrome¹¹⁰ sind „[...] Kombinationen verschiedener Einstellungszüge, die, in Anlehnung an Weber, als >Ethiken der alltäglichen Lebensführung< bezeichnet werden können [...]“ (Vester et al 2001: 215). So konnten Vester

¹⁰⁹ Insgesamt bestand das Forschungsprojekt aus vier Projektsträngen: 1. Milieus und soziale Praxis; 2. Erwerbs- und Sozialstrukturen; 3. Habitus und Lebensstile sowie 4. Der soziale Gesamttraum (vgl. Vester et al 2001: 212f).

¹¹⁰ Der Begriff „Syndrom“ (von griech. Syndrome: Zusammenlaufen) meint in der Medizin ein Zusammentreffen verschiedener charakteristischer Symptome, die ein Krankheitsbild kennzeichnen (vgl. Hillmann 2007: 879). In der Soziologie wird damit eine Konstellation verschiedener beteiligter Faktoren zu einem gegebenen oder angenommenen Zusammenhang bezeichnet.

et al die Syndrome von Müttern / Töchtern, Vätern / Söhnen vergleichen, um eine etwaige Loslösung des Habitus von Klassenmilieus festzustellen und zu klären, ob sich in jüngeren Generationen neue Habustypen geformt hatten. Fälle mit gleicher Syndrom-Struktur wurden zu Habustypen zusammengefasst, die die Struktur der Beziehungen zwischen einzelnen Mentalitätszügen nachzeichnen.¹¹¹

Die habitusanalytischen Ergebnisse von Vester et al widersprachen der Beck-Giddens-These, und bestätigten stattdessen die „Hypothese der intergenerationellen Habitus-Metamorphose“ (vgl. Vester et al 2001: 218).¹¹² Die Habitus syndrome der einzelnen befragten Personen wichen zwischen Kinder- und Eltern generation nicht grundlegend voneinander ab, sondern die der Kinder ließen sich als modernisierte Version der Eltern interpretieren. „Es handelt sich eher um eine Abwandlung und Erweiterung tradiert er Deutungs-, Handlungs- und Ausdrucksmuster“ (Vester et al 2001: 311).

5.2 Das Habituskonzept in der Habitus hermeneutik und dessen Erweiterung

In den Arbeiten, die um und im Anschluss an die Milieustudien um Vester entstanden waren, wurde das Verfahren einer Habitus hermeneutik entwickelt, das wie oben schon angeführt, die Syndrom-Strukturen des Habitus von Akteuren aufdecken soll. Es bleibt die Frage, was nun hierbei unter dem „Habitus“ verstanden wird. Die Habitus hermeneutik übernimmt offenbar im Wesentlichen Bourdieus Habitusbegriff. Die AutorInnen konzipieren den Habitus ebenfalls als Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, die in den Individuen wirken (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 94f). Sie fassen mit Bourdieu den Habitus als die grundlegenden Prinzipien, nach denen die Menschen aktiv die Sozialwelt konstruieren und auch bewerten (vgl. Vester et al 1992: 175).¹¹³ Empirisch sei er fassbar anhand der Bewertungs- und Klassifikationsschemata oder symbolischen Formen, die in der alltäglichen Praxis genutzt werden, um soziale Distinktion herzustellen. Die AutorInnen erheben zudem den Anspruch, dass der Habitusbegriff eine ideologie- und herrschaftskritische Analyse von

¹¹¹ Im Wesentlichen scheint das Vorgehen von Vester et al 2001 dem zu entsprechen, was später Bremer / Teiwes-Kügler 2013 und Lange-Vester / Teiwes-Kügler 2013 ausführlicher und methodologischer darstellen. Ich werde später noch genauer auf das Vorgehen der Habitus hermeneutik eingehen. Für eine methodologische Kurzübersicht, die sich direkt auf die Untersuchung des Habitus in „Soziale Milieus im Gesellschaftlichen Strukturwandel“ bezieht, vgl. Vester et al 2001: 215-218, sowie 313-317.

¹¹² „Habitus-Metamorphose“ bezeichnet die Veränderung von Teilmustern eines Habitus mit gleichbleibenden Grundmustern im intergenerationellen Vergleich (vgl. Vester et al 2001: 312).

¹¹³ Bei Vester et al 1992 handelt es sich um den Endbericht des Forschungsprojektes ‚Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus‘, welches im Wesentlichen das Fundament zu Vester et al 2001 darstellt.

sozialen Beziehungen erlaube, sodass soziale Praktiken hinsichtlich ihrer Funktion in der Reproduktion von sozialer Ungleichheit hinterfragt werden können. Der Habitusbegriff ermögliche das, weil er eine Vermittlungskategorie zwischen objektiven sozialen Positionen / Lagen, und subjektiven Kulturpraktiken / Weltanschauungsmustern sei.

Kritisch verweisen die Autoren darauf, dass Bourdieus Habituskonzept nur ungenügend hinsichtlich der Bedingungen und Möglichkeiten einer Transformation von klassenspezifischen Habitusformen ausgearbeitet sei (vgl. Vester et al 1992: 175f). Bourdieu habe eher die Fähigkeit des Habitus betont, gesellschaftliche Konstellationen zu reproduzieren, indem er den Aspekt der Inkorporierung sozialer Strukturen durch Konditionierungsprozesse stark gemacht habe, die zur Natur gewordene Geschichte würden. Da dies das Missverständnis einer direkten strukturellen Determination des Habitus durch die soziale Position nahelege, verwenden Vester et al in ihren Analysen „von Fall zu Fall“ auch den offeneren und eher deskriptiven Begriff der Mentalität im Sinne Theodor Geigers, der ebenfalls sich auf bestimmte gewohnheitsmäßige Orientierungs- und Verhaltensmuster bezieht. Eine Mentalität nach Geiger ist „[...] geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen“ (Geiger 1932: 77).

Kurz soll hier auf den Begriff der Mentalität bei Geiger eingegangen werden. Geiger unterscheidet die Begriffe Ideologie und Mentalität: Ideologie ist eine Lebens- und Weltdeutung bzw. ein Gedankengefüge, das sich auf einen begrenzten Gegenstandsbereich wie die Wirtschaft bezieht. Sie kann als Doktrin oder Theorie auftreten, verbreitet und gelehrt werden. Mentalität dagegen „[...] ist geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen“ (Geiger 1932: 77). Geiger charakterisiert Mentalität als subjektiven (Kollektiv-)Geist, als geistig-seelische Haltung, als Geistesverfassung, als formlos-fließend und als Lebensrichtung. Eine bestimmte Mentalität mag empfänglich für bestimmte Ideologien machen. Verschiedenen Bevölkerungsteilen schreibt Geiger zudem eine jeweils typische Mentalität zu: „Die Mentalität einer Schicht kann als unmittelbar motiviert (wenn auch nicht strikte [sic] verursacht) durch die für den entsprechenden Bevölkerungsteil beobachteten Merkmale der objektiven Lage verstanden werden“ (Geiger 1932: 78f). Ideologien, z.B. Parteiideologien, können Mentalitäten überformen und so Gedankeninhalte zur „zweiten Natur“ werden lassen. Wie können Mentalitäten erforscht werden? Nach Geiger müsse zuerst bei den „Symptomen“ des äußeren Lebens begonnen werden, die mit (von

Geiger 1932 nicht näher spezifizierten) behavioristischen Methoden beleuchtet und anschließend verstehend gedeutet werden. Welche Symptome des äußeren Lebens hat Geiger im Sinn? Er bezieht sich auf: „Lebenshaltung, Gewohnheiten des Konsums und der sonstigen Lebensgestaltung, Freizeitverwendung, Lesegeschmack, Formen des Familienlebens und der Geselligkeit – tausend Einzelheiten des Alltagslebens bilden im Ensemble den Typ des Lebensduktus und dieser ist Ausdruck der Mentalität“ (Geiger 1932: 80).

Weder in „Die feinen Unterschieden“ (Bourdieu 1987) noch in „Sozialer Sinn“ (Bourdieu 1993) oder „Entwurf einer Theorie der Praxis“ (Bourdieu 2009a) findet sich ein Verweis auf Geiger oder seinen Mentalitätsbegriff. Die Ähnlichkeiten zwischen den Konzepten Habitus und Mentalität sind meiner Meinung nach aber auffallend: beide bezeichnen etwas Inkorporiertes, das unter dem Einfluss einer bestimmten sozialen Umwelt geprägt wurde. Geigers „Symptome des äußeren Lebens“ scheint inhaltlich das zu umfassen, was Bourdieu kollektiv unter dem „Raum der Lebensstile“ versammelt hatte. Bei beiden sind diese Symptome / Praktiken des Lebens ein Ausdruck des Habitus / der Mentalität.

Vester et al erweitern Bourdieus Habitus Theorie auch durch die Adaption von Erkenntnissen verschiedener englischer Kulturwissenschaftler. An dieser Stelle zeigt sich meiner Ansicht nach auch, dass Bourdieus Konzepte und Begriffe als Denkwerkzeuge an ihren jeweiligen Verwendungszusammenhang im praktischen Forschungsprojekt angepasst und erweitert werden können / müssen. Nachdem Bourdieus Habituskonzept stärker den Fokus auf die Reproduktion legt, betrachteten Vester et al Untersuchungen englischer Kulturwissenschaftler, die die Folgen und dynamischen Aspekten von historischen Modernisierungsschüben der Sozialstruktur untersuchten, um damit das Habituskonzept zu erweitern (vgl. Vester et al 1992: 176f). Vester et al verweisen darauf, dass nach Edward Palmer Thompson Verhaltensdispositionen und Mentalitäten ebenso Handlungsbedingungen seien wie soziale Strukturen und Produktionsverhältnisse.¹¹⁴ Kultur und Lebensstile von sozialen Gruppen sind nach dieser Interpretation die Formen, in denen Akteure ihre soziale Lage erfahren und verarbeiten, und in denen sie auch mit Verhaltenszumutungen konfrontiert werden. Kultur und Lebensstile seien teilweise widerständig gegen äußere Lebensbedingungen und gesellschaftliche Zuschreibungen. Möglichkeiten für diesen Widerstand wären beispielsweise Utopien oder die Phantasie der Akteure. Soziokulturelle

¹¹⁴ In diesem Kontext verweisen Vester et al 1992 auf Thompsons Werke „Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse“, „Das Elend der Theorie“, „Plebejische Kultur und moralische Ökonomie“, allerdings ohne genauer auf diese Werke einzugehen oder welche Anleihen sie daraus entnehmen.

Muster verfügen in dieser Hinsicht über eine „relative Autonomie“ gegenüber objektiven Strukturen, was dazu führt, dass soziale Lagen auf unterschiedliche Weise gedeutet und verarbeitet werden können.¹¹⁵ Vester et al 1992 verweisen auch auf Untersuchungen jugendlicher Subkulturen der ForscherInnen des Birmingham Centre for Contemporary Cultural Studies.¹¹⁶ Jene hätten gezeigt, dass klassenspezifische Mentalitäten zwar in ihren Grundzügen sehr dauerhaft seien, aber jeweils auf moderne Art ausgestaltet werden können. Individuelles Streben könne sich demnach nicht vollständig lösen von den eher „beharrlichen“ Bedingungen der Sozialisation, der sozialen Kontrolle und der milieuspezifischen Traditionen und Vergemeinschaftungen. In der Spannung zwischen dem Eigensinn von Milieus und den Herausforderungen von Strukturen zeige sich aber eine Erklärungsmöglichkeit für die Ausbildung neuer Lebensstile: Jugendliche Subkulturen können dadurch neue Lebensstile ausbilden, indem sie Selbstverwirklichungs- oder Emanzipationspotentiale aktualisieren, die die Eltern nicht aktualisieren konnten, und sich aus verschiedenen Elementen des Lebensstils neue Grundmuster zusammensetzen. In Vester et al 2001 werden die oben genannten englischen Kulturwissenschaftler einerseits dazu herangezogen, um das Konzept der Klassen genauer zu beleuchten, worauf hier nicht weiter eingegangen wird. Andererseits, und stärker auf den Habitus zentriert, dürften sie die Hypothese einer Habitustransformation wesentlich beeinflusst haben. So findet sich der Hinweis, dass die Modi der Habitusweitergabe durch Sozialisation und Erfahrung von einer Generation an die nächste und dessen Veränderungen anhand von Arbeiten des CCCS und anderer Ansätze studiert worden wären und dies in einen umfangreichen Interpretationsleitfaden eingearbeitet worden wäre (vgl. Vester et al 2001: 317). Auch wird explizit darauf verwiesen, dass unter Bezug auf die Birminghamer Jugendforschung die Formulierung der folgenden drei Forschungshypothesen erfolgte (vgl. Vester et al 2001: 312): Erstens, dass Heranwachsende auf Grund der Öffnung des sozialen Raumes neue, anspruchsvollere Haltungen herausbilden konnten, zweitens dass die jüngere Generation nur Teilmuster ihres Habitus verändern in einer „[...] Modernisierung der kulturellen Ausdrucksformen von milieuspezifischer Deutungs- und Verhaltensmuster [also Habitusmetamorphose, ...]“ (Vester et al 2001: 312), und drittens dass auch beim sozialen

¹¹⁵ Vester et al 1992 führen meines Wissens aber keine systematische Integration durch zwischen Bourdieus Ansatz, der Habitusähnlichkeiten auf die Ähnlichkeit der Erfahrungen von Akteuren der selben sozialen Lage zurückführt, und Thompson, der darauf verweist, dass dieselbe soziale Lage von Akteuren unterschiedlich verarbeitet werden könne. Eher scheint es mir hier so, als wären zwei zunächst nicht leicht miteinander vereinbare Ansätze nebeneinandergestellt worden.

¹¹⁶ Vester et al 1992 verweisen auch hier, wieder eher allgemein, auf grundlegende Werke des CCCS, wie z.B. „Jugendkultur als Widerstand, Milieus, Rituale, Provokationen“ von Clarke, Cohen, Corrigan, Garber und Hall. Einen genaueren Bezug stellen sie nicht her.

Aufstieg der Herkunftshabitus mitgenommen wird, wenngleich offener gestaltet. Wie in den vorherigen Fußnoten aber schon angeführt, scheint keine explizit theoretisch ausgearbeitete Integration zwischen ihnen und Bourdieu angestellt worden zu sein, weder in Vester et al 1992 noch Vester et al 2001.

Wenngleich Vester et al 1992 dies nicht weiter ausführen, so verweisen sie doch zumindest darauf, dass das Habituskonzept erweitert werden kann durch einzelne Theorien „[...] des Sozialcharakters, der Wirtschaftsethiken, der Lebensführung und Lebensstile, der Identitätsentwicklung, der Sozialisation und Erziehung, des Alltagswissens sowie der sozialen Deutungs- und Bewältigungsmuster“ (Vester et al 1992: 177). In Fußnoten beziehen sie sich zum Beispiel im Bereich der Theorien des Sozialcharakters auf Erich Fromm's „Analytische Sozialpsychologie und Gesellschaftstheorie“, auf Theodor W. Adornos „Studien zum autoritären Charakter“ und auf David Riesmans „Die einsame Masse“. Ähnlich ausführliche Verweise finden sich auch zu den übrigen erwähnten Themenbereichen. Jedoch: Eine tatsächliche, theoretisch ausgearbeitete Erweiterung des Habituskonzepts mit diesen Theorien nehmen allerdings weder Vester et al 1992 noch Vester et al 2001 vor, sodass es sich dabei eher um anekdotische Erwähnungen handelt.

Eine ausdrückliche Verflechtung erfährt Bourdieus Habitus allerdings mit dem Konzept des „Milieus“. In der Habitushermeneutik wird davon ausgegangen, dass Habitus und Milieu eng miteinander verwoben sind, sodass Habitusanalyse auch zur Milieuanalyse wird. Soziale Milieus werden als gesellschaftliche Großgruppen verstanden, die über gemeinsame, von anderen Milieus abgegrenzte Lebensweisen und Haltungen ihrer Milieuangehörigen verbunden sind (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 150). Das Milieu ist daher der Ort, an welchem Akteure ihren Habitus ausprägen. Rössel verweist auf einen Unterschied zwischen den Milieukonzeptionen von Schulze und Vester et al 2001: Während bei Vester et al 2001 Milieus auf der Basis von Mentalitätsähnlichkeiten gruppiert werden, erhebt Schulze den höheren Anspruch, dass innerhalb von Milieus auch eine erhöhte Binnenkommunikation vorherrschen müsse (vgl. Rössel 2003: 93).

Ein Milieu in der Hannoveraner Milieuforschung wird unter Rekurs auf Durkheim auch, genauer, als das soziale Gebilde verstanden, in dem sich soziale Regeln des Umgangs entwickeln (vgl. Vester et al 2001: 16). Das kann wie bei Durkheim eine Anzahl sozialer Gruppen sein, die einen „Korpus moralischer Regeln“ entwickeln, indem sie gemeinsame Beziehungen pflegen (z.B. der Nachbarschaft oder der Arbeit), oder auch soziale Klassen, Stände oder Schichten. Vester et al zufolge kann die Verfestigung dieser sozialen Regeln auf

zwei Weisen verstanden werden: entweder im Sinne von Geigers „Mentalität“, die eine innere Einstellung zur Welt bedeutet. In diesem Sinne verfestigen sie sich zu Traditionslinien der Mentalität. Oder zweitens: noch umfassender im Sinne von Bourdieus Habitus, „[...]d.h. der ganzen körperlichen wie mentalen, inneren wie äußeren >>Haltung<< eines Menschen“ (Vester et al 2001: 16). Hier werden sie zu Traditionslinien des Habitus. Das Gesamtmuster eines Habitus darf dabei nicht verwechselt werden mit einzelnen Zügen der Einstellung, sondern es umfasst „[...] im Sinne Webers, viel mehr: *eine ganze Ethik der alltäglichen Lebensführung*“ (Vester et al 2001: 16). Milieus sind also Gruppen mit ähnlichem Habitus und einer ähnlichen Alltagskultur, verbunden durch soziale Kohäsion oder, schwächer, ähnlicher Gerichtetheit des Habitus, und lassen sich verstehen als die „historischen Nachfahren“ von Klassen, Ständen und Schichten (vgl. Vester et al 2001: 24f).

In einem Milieu gibt es vorherrschende und ständig in Aushandlung begriffene Auffassungen zu verschiedenen Fragen des Lebens: Was ist richtig und falsch im Leben, was ist wichtig und unwichtig, und dergleichen (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 150). So bilden sich Positionen und Lebenspläne und damit auch der Habitus aus. Wie Bourdieu gehen daher auch die Hannoveraner MilieuforscherInnen davon aus, dass es eine Kategorisierungs-, Explizierungs- und Klassifizierungsarbeit gibt, die unentwegt in der Alltagsexistenz der Akteure ablaufe. Auch in den Milieustudien werden symbolische Kämpfe und Positionskämpfe angenommen, die daraus resultieren, dass der Geschmack von Akteuren desselben Milieus sich gegen Praxisformen und Auffassungen anderer sozialer Klassen richtet.¹¹⁷ Der Habitus wird, wie bei Bourdieu, als Modus Operandi konzipiert, also als handlungsleitendes Prinzip, das die Praxis entlang eines bestimmten Modus organisiert (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 156). Diese Handlungsanleitung hinterlässt in den Praktiken von Akteuren Spuren, die wiederum interpretativ entschlüsselt werden können.

Von Bourdieu übernimmt die Habitushermeneutik auch das Konzept vom Habitus als „einheitsstiftendes Prinzip“, welches einen Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Aspekten des Lebens herstellt, z.B. zwischen Vorlieben in der Freizeitgestaltung, körperlichem Verhalten (z.B. der Art zu Lachen) und dem gepflegten sozialen Umgang (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 98). Alle Formen und Elemente der Praxis werden somit durch den Habitus verknüpft. Deshalb erweitern die VertreterInnen der Habitushermeneutik

¹¹⁷ Lange-Vester und Teiwes-Kügler schwanken im Rahmen dieser Ausführungen zwischen dem Bezug auf Milieus und Klassen, wobei sie sich vor allem dann auf Klassen zu beziehen scheinen, wenn sie einen expliziten theoretischen Bezug auf Bourdieu herstellen.

Bourdieu's Habituskonzept mit dem Syndrom-Konzept von Adorno: Der Habitus wird als „Syndrom“ unterschiedlicher „Züge“ konzipiert: „Die einzelnen Züge erhalten durch ein grundlegendes Handlungsprinzip ihren (Sinn-)Zusammenhang, was für die Habitus-hermeneutische Einzelfallanalyse und insbesondere für die Typenbildung relevant ist“ (Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 98).

Exkurs: Adorno zur Typen- und Syndrombildung

Adorno spricht sich in seiner Diskussion von Modalitäten der Typen- und Syndrombildung in der Sozialpsychologie dezidiert für die Möglichkeit von Typenbildung aus, weil das Leben in „Klassen“, so Adorno 1950, und die Zeichen sozialer Unterdrückung, sich auch in der Psyche von Menschen einschreiben: „Die Menschen bilden insofern psychologische >>Klassen<<, als sie durch wechselvolle gesellschaftliche Prozesse geprägt sind, und das gilt aller Wahrscheinlichkeit nach mehr noch für unsere eigene standardisierte Massenkultur als für vergangene Zeitabschnitte“ (Adorno 1973: 307). Die soziale Welt sei „genormt“ und produziere typisierte Menschen, daher wäre auch (sozial-)psychologische Typenbildung gerechtfertigt. Typenbildung diene dazu, die Vielfalt der Struktur des Menschlichen Charakters zu kategorisieren und besser zu erkennen. Radikaler Verzicht auf Typenbildung wäre für Adorno daher kontraproduktiv, wenngleich viele Typentheorien unhaltbar wären, weil sie Menschen in klar abgegrenzte Gruppen einzuteilen versuchen (vgl. Adorno 1973: 304). Die Forschungsgruppe um Vester orientiert sich bei Adorno vor allem an drei Prinzipien bzw. Kriterien der Typenkonstruktion, bei denen sie Adorno im Originalton zitieren. Erstens sind Typen dann gerechtfertigt, wenn jeder Typus eine Anzahl von Zügen und Dispositionen in sich ordnet und in einen Zusammenhang bringt, der diese als mögliche Einheit zeigt (vgl. Adorno 1973: 309ff). Es geht also darum, sonst vereinzelt aufscheinende „Züge“ sinnvoll zu integrieren, die durch eine inhärente Logik zusammengehören. Gemeint ist nicht bloßes additives und mechanisches Subsumieren von Zügen unter einen Typus, sondern das Ziel ist, dass auch Abweichungen von diesen Typen nicht als zufällig erscheinen, sondern als strukturell sinnvoll. Zweitens müssen die Typen pragmatisch produktiv sein können, sodass individuellere Unterschiede weniger wichtig würden. Es wird so bewusst eine Oberflächlichkeit der Typen angestrebt, mit der Überlegung, dass man die Typen gerade tief genug entwirft, dass die universale, „krude“ Struktur zum Vorschein kommt. Letztendlich sollen die Typen bzw. die Schemata der Syndrome, drittens, so natürlich wie möglich auf die empirischen Daten passen.

5.3 Theoretisch-methodologisches Framework der Habitushermeneutik

Zuvor wurde das in der Habitushermeneutik verwendete theoretische Habituskonzept dargestellt. Die AutorInnen rezipieren Bourdieus Habitusbegriff auf der theoretischen Ebene durchaus umfassend, und bezeichnen mit ihm sowohl verschiedene Schemata, als auch das zwischen verschiedenen Zügen und Dispositionen einheitsstiftende und generierend wirkende Prinzip, wie oben dargestellt. Weiter oben wurde bereits angesprochen, dass Vester et al 2001 versuchten, den Habitus unter anderem mittels qualitativer (Mehrpersonen-)Interviews zu erschließen. Im Rahmen dieser Versuche und der weiteren Ausarbeitung dieser Vorgehensweise etablierte sich schließlich eine spezifische Form der qualitativ-interpretativen Habitusanalyse. Im folgenden Abschnitt der Arbeit wird diese Analyse anhand von spezifischer Methodenliteratur betrachtet werden. Erstens wird dabei der allgemeine methodologische Rahmen abgesteckt und die methodologisch-theoretischen Grundannahmen der Habitusanalyse erläutert (im Abschnitt 5.3), und dann genauer auf das einzelne praktische Vorgehen eingegangen (Abschnitt 5.4). Der Grund für die Verwendung der aus der Hauptstudie hervorgegangenen Methoden-Fachliteratur anstatt der Originalstudien ist, dass bei Vester et al 1992 und Vester et al 2001 viele genauere Modalitäten der Vorgehensweise nur in grauer Literatur dargelegt wurden, z.B. in zahlreichen Arbeitspapieren, auf die in Vester et al 1992 und 2001 zwar verwiesen wird, die für mich aber (wohl auch auf Grund des fortgeschrittenen Alters dieser Arbeitspapiere, das teilweise auch in die „digitale Vorzeit“ reicht mit den entsprechenden Konsequenzen für die Archivierung) nicht einsehbar waren.

5.3.1 Rekonstruktion von Sinnschichten der sozialen Praxis

Der Ansatz der Habitushermeneutik geht davon aus, dass Akteure alltägliche Klassifizierungen und Konstruktionen vollziehen, um sich in der sozialen Welt zu orientieren (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 157). Auch gesellschaftliche Teilungen fließen dabei in alltägliche Klassifizierungen und Bewertungen ein. Sie werden ausgebildet innerhalb bestimmter Lebensbedingungen an einem bestimmten sozialen Ort. Der Ort und die Bedingungen der Genese dieser Klassifizierungen und Bewertungen lassen sich, so die Überlegung, aus den Bewertungen rekonstruieren. Alltägliche Klassifizierungen werden dabei als Konstruktionen erster Ordnung betrachtet, die von den HermeneutikerInnen in wissenschaftliche Konstruktionen zweiter Ordnung überführt werden. Die Habitushermeneutik schließt sich an das in der interpretativen Sozialforschung gängige Schema unterschiedlicher Sinnschichten an: eine manifeste/offenkundige Sinnschicht (die Bourdieu primäre Sinnschicht nennt) als direkt zugängliche Ebene der Erfahrung, und eine

objektive/latente Sinnstruktur, die Bourdieu sekundäre Sinnschicht nennt, und die die Wirksamkeit latenter gesellschaftlicher Strukturen umfasst. Diese latenten Strukturen sind es, die zur Ausbildung der Schemata des Habitus geführt haben. Um den Sinn von Handlungen und Sichtweisen von Akteuren zu erschließen, müssen diese in den rahmenden Kontext gesellschaftlicher Bedingungen eingeordnet werden, innerhalb deren sich das Handeln und Denken von Akteuren vollzieht.

5.3.2 Erklären und Verstehen

Erkenntnistheoretisch orientiert sich die Habitushermeneutik sowohl an Max Weber als auch an Pierre Bourdieu: Die Habitushermeneutik ist „[...] eine Methode, bei der *Verstehen* und *Erklären* eine Einheit bilden und bei der es vor allem auf eine besondere Haltung und Sichtweise ankommt, die im Umgang mit dem empirischen Material eingenommen wird“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 157). Verstehen meint hier hauptsächlich, dass man sich einerseits auf die Perspektive der Befragungspersonen einlässt, andererseits aber mit dieser wieder bricht. Dies stimmt nach Lange-Vester und Teiwes-Kügler überein mit Bourdieus Forderung, ein Verständnis der Existenz anderer anzustreben, indem praktische und theoretische Einsicht in die sozialen Bedingungen erreicht wird, deren Produkt ein jeweiliger Akteur ist. Wenngleich alle Akteure in ihrem Alltag Deuten und Verstehen vollziehen, gäbe es nach Bourdieu zwischen dem alltäglichen und dem sozialwissenschaftlichem „Deuten und Verstehen“ einen epistemologischen Bruch: das alltägliche Deuten und Verstehen basiert auf praktischer Erfahrung und der Einverleibung der vertrauten Welt, während das wissenschaftliche Verstehen anderen Erkenntniszielen dient und unter privilegierten Bedingungen erfolge. Wissenschaftliches Verstehen zielt somit auf theoretische Erkenntnisse, bar von Zeit- und Handlungsdruck oder Involviert-Sein in das Alltagsgeschehen. Bourdieu zufolge könne so eine Erkenntnisebene erreicht werden, die Akteure auf Grund ihrer Alltagsverhaftung nicht erreichen können. Dies erlaube auch, die schon zur zweiten Natur gewordenen gesellschaftlichen Bedingungen und Herrschaftsstrukturen zu hinterfragen, und alternative Sicht- und Handlungsweisen aufzudecken. Wissenschaftliches Verstehen ist also dem praktischen Verstehen nicht überlegen, sondern soll Bedingungen und Möglichkeiten des „unmittelbaren Verstehen“ aufdecken (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 98).

5.3.3 Doppelter Bruch

Lange-Vester und Teiwes-Kügler zufolge muss die Habitushermeneutik einen doppelten erkenntnistheoretischen Bruch vollziehen, wie ihn auch Bourdieu skizziert (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 158f). Der erste Bruch ist das schon angesprochene

Hinterfragen der alltäglichen Sichtweisen und Selbstverständlichkeiten in der subjektiven Perspektive der Akteure, die hierzu zunächst einmal rekonstruiert werden muss. Nach Bourdieu werden diese Sichtweisen „objektiviert“, wenn sie vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Genese betrachtet werden, sodass sie als „standortgebunden“ entlarvt werden können.

Der zweite epistemologische Bruch liegt darin, dass auch der Beobachtungspunkt der ForscherInnen hinterfragt werden muss. ForscherInnen sind selbst in einer wissenschaftlichen Alltagspraxis verhaftet, zu der sie Distanz herstellen müssen: „Ein zweiter Bruch besteht deshalb darin, mit der Illusion zu brechen, durch wissenschaftliches Verstehen ein objektives Wissen über die soziale Welt erlangen zu können“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 158), weil auch wissenschaftliches Denken und Handeln einen sozialen Standort hat, und die Entwicklung von Forschungsfragen, die Methoden-, Hypothesen- und Theorieauswahl beeinflusst. Das Objekt wissenschaftlicher Erkenntnis wird somit in der Habitushermeneutik als wissenschaftliches Konstrukt betrachtet. Hierzu gehört auch, soziale Akteure und ihr Handeln nicht, auf Grund des wissenschaftlich distanzierten Beobachtermodus, als „defizitär“ zu betrachten, sondern zu begreifen, dass es in der jeweiligen subjektiven Logik durchaus Sinn macht bzw. machen kann. Lange-Vester und Teiwes-Kügler sprechen von der dialektischen Beziehung zwischen subjektiver und objektivierender Perspektive, und zwischen alltagspraktischer und wissenschaftstheoretischer Erkenntnis, die erst die soziale Welt umfassend verstehen lässt.

Die zwei Brüche zielen also darauf ab, alle verinnerlichten Vorstellungen und Begriffe auszuschalten, die sowohl der alltäglichen wie auch der wissenschaftlichen Praxis geschuldet sein können, und die konstruktivistische Natur wissenschaftlichen Wissens zu erkennen (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 99).

5.3.4 Erschließung der Habitusformen im Kontext eines Feldes

Eine Grundannahme der Habitushermeneutik ist, dass der Habitus nicht einfach aus den sozialen Positionen oder der Kapitalkonfiguration abgeleitet oder berechnet werden kann (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 96). Als Erzeugungsprinzip der Praxis bringe er die verschiedenen Handlungsformen hervor, sodass er darin in codierter Form enthalten ist und entschlüsselt werden muss.

Beim habitushermeneutischen Vorgehen wird Bezug genommen auf ein Makromodell der sozialen Milieus (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 159). Dieses Modell umfasst

allgemeine Habitus- und Mentalitätstypen, aber daraus könne laut Lange-Vester und Teiwes-Kügler noch nicht abgeleitet werden, wie sich soziale Milieus in bestimmten Handlungsfeldern verhalten, die Anforderungen dieser Felder bewältigen und ihren Habitus dort einsetzen. Dies sind Fragen, die jeweils für verschiedene Praxisfelder empirisch geklärt werden müssen. In jedem Feld, ob in Berufsfeldern, in Institutionen des Bildungssystems oder in anderen Handlungsfeldern, gibt es, wie oben schon angeführt, eigene Gesetzmäßigkeiten, Regeln und historisch entstandene Strukturen, die Ziel von Kämpfen innerhalb des Feldes sind. Beispielsweise kann es sich dabei um die Fragen von Legitimität handeln, z.B. der legitimen politischen Praxis. Dies wirkt sich auf die Interpretation der Aussagen von AkteurInnen aus: „Bei der Deutung der Stellungnahmen von Untersuchungspersonen muss daher u.E. immer mit berücksichtigt werden, dass sich diese damit in einem bestimmten Feld positionieren und durch ihre Äußerungen und Bewertungen zu anderen sozialen Gruppen dort in Beziehung setzen“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 159). Um die Stellungnahmen angemessen interpretieren zu können, müssen sich ForscherInnen Kenntnisse über das jeweilige Bezugsfeld angeeignet haben um Dynamiken, Beziehungen und Konflikte der Felder in der Interpretation berücksichtigen zu können.

Das Makromodell der sozialen Milieus wird auch im Rahmen der Habitushermeneutik als sozialer Raum konzipiert. Die Unterschiedlichkeit von äußeren Ressourcen und inneren Dispositionen über die ganze Gesellschaft hinweg wird in Forschungen, die sich auf die Hannoveraner Habitushermeneutik beziehen, meist im Rahmen einer Art „Milieu-Landkarte“ dargestellt (vgl. Vester 2007: 27f).¹¹⁸

¹¹⁸ Vester et al 2001 orientieren sich in ihrer Karte der sozialen Milieus an der Milieutypologie des SINUS-Instituts (vgl. Vester et al 2001: 314f). Die Sinus-Milieus fassen Menschen mit ähnlicher Lebensauffassung und Lebensweise zusammen, und entsprechen so in etwa Mentalitätstypen. Weil Mentalitäten ein Teilausschnitt des Habitus sind, lassen sich die SINUS-Milieus meiner Argumentation nach daher auch als thematisch eingegrenzte Habitus-Typen verstehen.

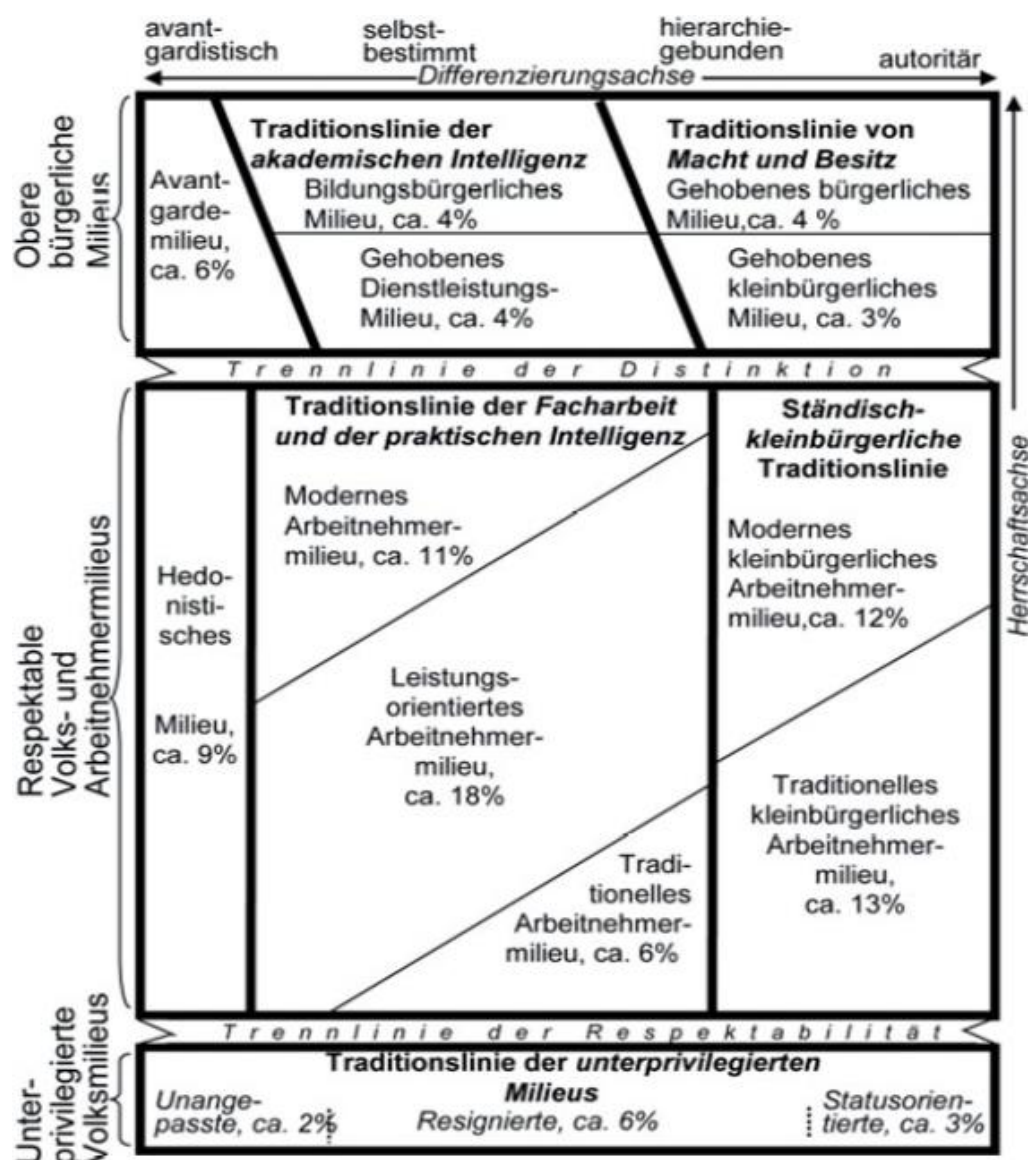


Abbildung 14: Traditionslinien der Milieus in Deutschland (Quelle: Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 153).

Vertikal (entlang der „Herrschaftsachse“) existieren demnach drei „Stände“, die sich hinsichtlich Einkommen und sozialem Ansehen unterscheiden: eine privilegierte Schicht, eine nicht-privilegierte Schicht und eine unterprivilegierte Schicht, die sich auf jeweils „Klassenfraktionen“ differenzieren. Diese Fraktionen unterscheiden sich hinsichtlich der horizontalen „Differenzierungsachse“, die über den Stellenwert von Autonomie und Hierarchie in der Lebensführung und der Kultur Auskunft gibt. Das Spektrum verläuft von ganz links „avantgardistisch“ (mit Fokus auf Eigenleistung, Bildungskapital und Autonomie) über „selbstbestimmt“ hin zu „hierarchiegebunden“ und schließlich zu „autoritär“ (orientiert an traditionellen Autoritätshierarchien). Milieus unterscheiden sich also auch danach, wie weit links bzw. rechts sie auf dieser Differenzierungsachse liegen. Vester spricht in diesem Rahmen von einer „erstaunlich“ verfestigten Form der Milieustruktur. Fünf wesentliche gesellschaftliche Großgruppen reproduzierten sich schon seit Generationen im sozialen Raum,

allerdings „wie eine sich häutende Schlange“ in jeweils aktualisierter Gestalt, d.h. sie differenzieren sich in weitere Milieus aus, die durch Traditionslinien miteinander verbunden sind.¹¹⁹ Getrennt sind die verschiedenen Großgruppen (und ihre Fraktionen) durch zwei Arten von Trennlinien. Die erste Art trennt die Milieus vertikal: die oberen bürgerlichen Milieus seien getrennt von den „respektablen Volks- und Arbeitermilieus“ durch die Trennlinie der Distinktion, diese „respektablen“ Volks- und Arbeitermilieus von den „unterprivilegierten Volks- und Arbeitermilieus“ durch die Trennlinie der Respektabilität (vgl. Vester 2001: 26ff). Diese Trennlinien stellen nach Vester et al „besondere Kulturschranken“ dar. Die Distinktionslinie entspricht dabei einer Trennung in ein Masse-Elite-Schema (in der sozialen Wahrnehmung). Je nach Klassenfraktion der oberen und mittleren Milieus wird diese Distinktion eher explizit oder implizit gehandhabt, werden die oberen Milieus eher als Vorbilder gesehen oder als dünkelfhaft und eingebildet bewertet. Die weniger bekannte Respektabilitätslinie dagegen trennt in der Wahrnehmung der Milieuangehörigen die sich ihre gesicherte und anerkannte soziale Stellung (vermeintlich) verdient habenden mittleren Milieus von den durch ungesicherte Verhältnisse geprägten unteren Milieus. Die zweite Art der Trennung trennt die Milieus horizontal, und bezieht sich auf Unterschiede in Kultur und Lebensführung innerhalb derselben Schichtstufe, denn: „Milieus auf der gleichen vertikalen Rangstufe des Einkommens oder des Ansehens können sich in Lebensstil und Mentalität erheblich voneinander unterscheiden“ (Vester et al 2001: 29). Ein besonderes Kennzeichen davon sei die Einstellung zur Autorität, auf die schon verwiesen wurde, und die auch mit bestimmten inneren Habitusarten korrespondiere.

Neben der vertikalen Herrschaftsachse und der horizontalen Differenzierungsachse finden sich im Milieumodell der Habitushermeneutik noch zwei weitere Achsen, die aber nicht im zweidimensionalen Milieumodell in Abbildung 14 abgebildet werden können (vgl. Vester et al 2001: 24-36; 223f; 378f). Als dritte Achse (altitudinal) gilt die Achse der institutionellen Differenzierung, also der Verselbstständigung institutioneller Handlungsfelder auf verschiedenen Ebenen:

- a) Alltagsebene: Habitus und Formen praktischer Lebensführung
- b) Politische und weltanschauliche Ebene: gesellschaftspolitische Orientierungen und praktische Beteiligung an Politik

¹¹⁹ Insgesamt differenzieren sich diese Großgruppen in bis zu 14 Milieus der alltäglichen Lebensführung aus. Auf deren Eigenschaften kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden, vgl. für einen gerafften Überblick Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 154-156, ausführlicher Vester et al 2001: 503-525.

- c) Korporative Ebene: Verhältnis zu Verbänden und Vertretungen (beruflich, religiös, etc.)
- d) Ebene beruflicher Positionen und sozialer Lagen: Ressourcen wie ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital
- e) Ebene staatlicher Institutionen: politisch bedingte Verteilung ungleicher Positionen

Habituserschließung im Kontext eines Feldes bedeutet innerhalb der Habitushermeneutik, dass im Rahmen von Interviews und Diskussionen die Beiträge der TeilnehmerInnen auf eines der Felder der dritten Achse fokussiert werden. So betrachtete beispielsweise die Studie „Soziale Milieus und Kirche“ (Vögele et al 2002), wie der Name schon andeutet, das Verhältnis von Angehörigen verschiedener Milieus zur Kirche, wobei jeweils milieuspezifische Habitus- bzw. Mentalitätstypen erarbeitet wurden, und diese in ihrer Beziehung zur Kirche exploriert wurden (vgl. Bremer 2002: 139).

Die vierte Achse (temporal) ist der Zeitverlauf, in dem sich Kräfteverhältnisse umwandeln und Praxis und Erfahrungen ablaufen.

Die Erarbeitung von Habustypen ist im Rahmen der Habitushermeneutik folglich untrennbar verbunden mit der Rekonstruktion von Feldstrukturen und Felddynamiken innerhalb eines bestimmten sozialen Bereiches (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 265). Auseinandersetzungen, Konfliktlinien und Positionen werden im Rahmen der Auswertung des empirischen Materials und der Typenbildung sichtbar, sodass sich die „Spielregeln“ eines jeweiligen Feldes zeigen.

5.3.5 Korrespondenz von mentalen und sozialen Strukturen

Mit Bourdieu nimmt man in der Habitushermeneutik an, dass Akteure eine Reihe von Trennungen und Teilungen inkorporieren, von denen die Gesellschaft durchzogen ist, und auf die weiter oben schon hingewiesen wurde (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 96). Forschung im Sinne der Habitushermeneutik muss daher basierend auf dem empirischen Material versuchen, die darin sichtbar werdenden Klassifikationsschemata als überindividuelle gesellschaftliche Schemata herauszuarbeiten. Bremer und Teiwes-Kügler verweisen dabei auf Bourdieus Hinweise zu klassifizierenden Adjektiv-Gegensatzpaaren, mit denen Akteure Praktiken und andere Akteure klassifizieren. Dabei muss sowohl betrachtet werden, welche Adjektive genutzt werden, als auch in welchem Kontext. Die Habitushermeneutik stützt sich auf dieses durch die Gegensatzpaare aufgemachte semantische Feld, um alltagsnahe soziale Ungleichheiten in den Blick zu bekommen. Im Laufe der Forschungsarbeit haben

VertreterInnen der Habitushermeneutik diese grundlegenden Klassifizierungen zu den „Elementarkategorien“ ausgearbeitet, auf die weiter unten noch eingegangen werden wird.

5.4 Methodisches Vorgehen

5.4.1 Habitushermeneutische Adaption etablierter Methoden

Lange-Vester und Teiwes-Kügler verweisen darauf, dass für die Analyse des Habitus nicht ein bestimmtes Verfahren notwendig ist, sondern dass mit einer Sensibilität für Klassifikationsschemata und symbolische Zeichen der Unterscheidung ans Werk gegangen werden müsse (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 160). In praktisch allen Lebensäußerungen, in allen Handlungen und im ganzen Verhalten fänden sich Spuren des Habitus, die analysiert werden können (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 100). Am üblichsten sei in der Habitushermeneutik das Durchführen von empirischen Befragungen, weil in Erzählungen und Beschreibungen der sozialen Praxis die Klassifikationsschemata des Habitus direkt über die Akteure zugänglich wären. Hierzu werden einerseits Interviews und Gruppenerhebungen elektronisch aufgezeichnet (Ton und/oder Video) und anschließend transkribiert, andererseits symbolisch-bildhaftes Material (Collagen) in die Analyse einbezogen, das in Gruppenwerkstätten produziert wird, wobei auch Fotografien verwendbar seien (z.B. von Lernorten, Lieblingsplätzen und dergleichen). Ein Vorteil der Collagentchnik besteht nach Bremer/ Teiwes-Kügler darin, verdeckte und schwer verbalisierbare Einstellungen sichtbar zu machen. Zudem hat Lange-Vester das Prinzip der hermeneutischen Habitusanalyse auch für historische Studien systematisiert und methodisiert, um Habitusmuster innerhalb von längeren historischen Entwicklungen zu verfolgen, v.a. im generationellen Ablauf (vgl. Lange-Vester 2013).

Die Habitushermeneutik hat für ihre interpretativen Untersuchungen keine Methoden neu entwickelt, sondern schon bekannte Verfahren auf eine bestimmte Weise angewandt (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 100f). Die genutzten Verfahren umfassen sowohl lebensgeschichtliche und themenzentrierte Interviews als auch Gruppenverfahren. In lebensgeschichtlichen Interviews können Genese und biographische Ausbildung des Habitus „in der Tiefe“ empirisch untersucht werden. Zwei-Generationeninterviews dienen dabei zur Exploration der Weitergabe des Habitus. Hierbei wird neben der (eigentlichen) befragten Person auch der (gleich-)geschlechtliche Elternteil mitbefragt. Im Bereich der themenzentrierten Interviews, die sich an das problemzentrierte Interview nach Witzel anlehnen, liegt das Augenmerk stärker auf zentralen Bereiche der Alltagsbewältigung, in

denen sich der Habitus zeigt (beispielsweise in Arbeit und Beruf, Freizeit und Lebensstil, sowie in Familie, Partnerschaft und anderen Gesellungsformen). Vorteile der themenzentrierten Interviews sind nach Bremer und Teiwes-Kügler, dass eine stärkere Strukturierung erreicht wird mit kürzerer Interviewdauer, sodass größere Fallzahlen erreicht werden können, um typenbildend arbeiten zu können. Sowohl in lebensgeschichtlichen als auch in themenzentrierten Interviews wird narrativ vorgegangen. Die Überlegung dabei ist, dass sich in spontanen Erzählungen Klassifikationsschemata zeigen, die für den Habitus typisch sind.

In Vester et al 2001 beispielsweise wurden biographische Zwei-Generationen-Interviews zur Untersuchung von Persistenz und Wandel des Habitus angewandt, und mehrstündige themenzentrierte Interviews aus zwei Generationen (mit einem standardisierten Abschnitt, einer narrativen Exploration verschiedener Themenbereiche und einer Beobachtung von Merkmalen des Lebensstils) um eine Typologie der Mentalitäten der „neuen“ Milieus in Deutschland zu erstellen (vgl. Vester et al 2001: 212f).

Bremer und Teiwes-Kügler schlagen vor, Gruppenverfahren für Fragestellungen zu milieuspezifischen Beziehungen und milieuspezifischen Haltungen zu bestimmten Praxisbereichen und Institutionen zu nutzen (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 101). Denkbare Anwendungsbereiche wären etwa Religion und Kirche, so wurden auch in „Soziale Milieus und Kirche“ (vgl. Vögele et al 2002) milieuhomogene Diskussionsgruppen eingesetzt und zu ihrem Verhältnis zu Religion und Kirche befragt.¹²⁰ Hierbei ist die Überlegung, dass befragte Personen in milieuhomogenen Diskussionsgruppen interaktiv und arbeitsteilig ihre „informelle Gruppenmeinung“ erarbeiten, und dass in der Gruppeninteraktion sich milieutypische Dispositionen des Habitus besonders gut zeigen, was den Ansatz in die Nähe der „dokumentarischen Methode“ nach Bohnsack rücke. Sie stützen sich dabei auf Bourdieus Überlegungen zur „stilistischen Affinität“ von Praxisformen. Bourdieu meint damit, dass in einer Praxisform eines Akteurs oder aller Akteure einer Klasse diese Praxisform als Metapher für alle anderen beliebigen Praktiken gelten kann (Bourdieu 1987: 282). Grund hierfür ist die Annahme, dass alle Praxisformen aus Übertragungen derselben Handlungsschemata auf die verschiedenen Felder hervorgehen. In der Habitushermeneutik wird die stilistische Affinität von Praxisformen so ausgelegt, dass aus der Praxis in bestimmten Handlungsfeldern (z.B. im

¹²⁰ TeilnehmerInnen für die Werkstätten wurden dabei im Rahmen von vorbereitenden Feldrecherchen „gescoutet“, schließlich sollte eine möglichst milieuhomogene Zusammensetzung erreicht werden (vgl. Bremer 2002: 144).

Bildungsfeld) generelle Habitusprinzipien aufgespürt werden können (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 101). Eine Erweiterung und Adaption des Gruppendiskussionsverfahrens ist die „Gruppenwerkstatt“, in der durch visualisierende und assoziativ-projektive Methoden (z.B. Collagen) latente und nur schwer zu verbalisierende Tiefenstrukturen des Habitus erreicht werden sollen. Der grundlegende Ablauf einer Gruppenwerkstatt ist in Abbildung 15 dargestellt, die angegebenen Zeitdauern sind dabei als Faustregel zu verstehen, die mitunter in konkreten Anwendungen variieren.

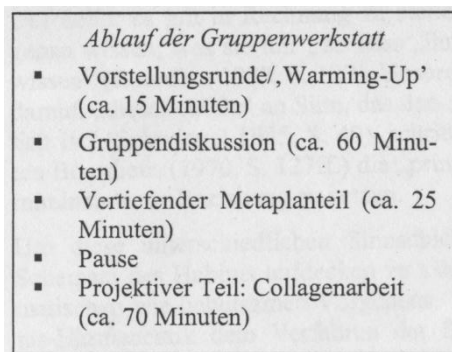


Abbildung 15: Ablauf Gruppenwerkstatt (Quelle: Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 100).

Grundgedanke der Gruppenwerkstatt ist, dass „[...] Meinungsbildung und Handeln der Menschen [...] sich im Alltag nicht isoliert (‚in Quarantäne‘) entwickeln, sondern sich in Auseinandersetzung *mit* und in Abstimmung *auf* andere Personen des Umfelds herausbilden, also über die kommunikativen Netze des sozialen Milieus“ (Bremer 2002: 140f). Gruppenwerkstätten versuchen diese alltagsnahe Kommunikation nachzubilden. Die erste Phase, die Vorstellungsrunde, dient einerseits dazu, Vertrautheit herzustellen und Unsicherheiten abzubauen, aber auch den „lebensweltlichen Hintergrund“ der Teilnehmer abzuklären, z.B. durch Fragen wie „Welche privaten Verhältnisse habe ich?“ / „Welche beruflichen Verhältnisse habe ich?“ / „Was tue ich gern in meiner Freizeit?“ / „Womit beschäftige ich mich im Moment am meisten?“. Danach folgt eine in etwa einstündige Gruppendiskussion zum in Frage stehenden Thema, das mit einem thematischen Impuls (dem Grundreiz) angestoßen wird. Um die Offenheit dieser Form der Forschung zu gewährleisten, sollen auch hier die Befragten ihre Schwerpunkte selbst finden können, und eigendynamisch auf im Milieu wichtige Punkte hinsteuern. Daran schließt der „Metaplan“-Teil an, in welchem (je nach fraglichem Thema) die TeilnehmerInnen der Gruppendiskussion mittels Pinnwand und Kärtchen verschiedene Diskussionsthemen weiter vertiefen können. Das soll auch bisher eher zurückhaltende Diskussionsmitglieder stärker einbeziehen. Nach einer Pause folgt das

„projektive Verfahren“ der Collagenarbeit, in denen die TeilnehmerInnen aufgeteilt in Kleingruppen zum jeweils zu untersuchenden Thema Collagen anfertigen sollen, die dann von ihnen vorgestellt und kommentiert werden. Es handelt sich dabei folglich auch um eine Selbstpräsentation der TeilnehmerInnen, der darauf abzielt, abseits von reflektierten Aussagen latente Einstellungen ans Licht zu bringen. In der Gruppenwerkstatt zu „Soziale Milieus und Kirche“ wurde die Gruppenwerkstatt noch mit einer Feedback-Runde zur Veranstaltung beendet, und den TeilnehmerInnen Fragebogen vorgelegt, in denen wesentliche Daten zur sozialen Situation festgehalten wurden, um eine Verbindung zum quantitativ-statistischen Projektteil herstellen zu können. Insgesamt dauern Gruppenwerkstätten folglich zwischen drei und vier Stunden, im Fall von „Soziale Milieus und Kirche“ hatten jeweils sechs bis zehn Personen gleichzeitig an diesen teilgenommen.

Abbildung 16 zeigt einen grundlegenden Überblick über die Schritte, die im Rahmen der habitushermeneutischen Typenbildung (z.B. in der Arbeit mit Interviewtranskripten) durchgeführt werden.

- | |
|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Hermeneutische Fallrekonstruktion (Entschlüsselung des subjektiven Sinns; soziogenetische Objektivierung und Überführung in einzelne Habitusmuster) 2. Syndrombildung und Erarbeitung des inneren Sinnzusammenhangs für den einzelnen Fall 3. Kontrastierender Fallvergleich – relationale sozialräumliche Einordnung – Erarbeitung von differenzierenden Kategorien und Begriffen 4. Fallübergreifende komparative Analyse – Gruppierung der Fälle zum Typus / zu Typen 5. Syndrombildung und Konstruktion des Typus / der Typen durch Abstraktion und Zuspitzung 6. Entwicklung der gesamten Typologie – Analyse der Beziehungen zwischen den Typen 7. Herausarbeitung der Feldstrukturen und Feldbedingungen (implizite Regeln, Leitbilder und Konfliktlinien) 8. Bezeichnung der Typen, endgültige sozialräumliche Einordnung im Milieumodell, schriftliche Erarbeitung von Typenprofilen |
|---|

Abbildung 16: Schritte der Habitustypenbildung in der Habitushermeneutik (Quelle: Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 261).

Erfahrungswerte hätten ergeben, dass zur Erarbeitung eines bestimmten Typus zwischen 20 und 30 qualitativen Interviews pro Typus geführt werden müssen, um sicher gehen zu können, dass eine ausreichende „theoretische Sättigung“ erreicht wird und auch tatsächlich sich das Typische zeigt (vgl. Bremer 2002: 139). Ein eher forschungspragmatischer Grund für die Verwendung von Gruppendiskussionen besteht auch darin, gegenüber Einzelinterviews in kürzerer Zeit größere Fallzahlen erreichen zu können (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2003: 210).

5.4.2 Sequenzanalytisches Vorgehen

Zuvor wurde auf die in der Habitushermeneutik vorhandene Methodenvielfalt verwiesen, sodass beispielsweise sowohl Einzel- als auch Gruppeninterviews mit jeweils verschiedenen Schwerpunkten und Zielsetzungen zur Anwendung kommen. Im Rahmen dieser Interviews steht am Ende jedoch in allen Fällen ein Transkript. Für dessen (Teil-)Auswertung wird in der Habitusanalyse das Verfahren der Sequenzanalyse angewandt.¹²¹

Die Habitushermeneutik bietet als Fortführung und Adaption der Sequenzanalyse daher doch, bei aller Methodenpluralität, ein in seinen Grundzügen nachvollziehbares Vorgehen zur Habitusanalyse an, das in der deutschen Milieuforschung angewandt wird (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 167). Die Sequenzanalyse als regelgeleitetes Auswertungsverfahren wurde ursprünglich von Ulrich Oevermann und seiner Forschungsgruppe eingeführt. Anders als bei Oevermann stünde hier jedoch nach Lange-Vester und Teiwes-Kügler nicht das sequentielle Herausarbeiten einer Strukturlogik im Mittelpunkt, sondern die Entschlüsselung von Klassifizierungsschemata und symbolischen Zeichen, die im empirischen Material enthalten sind. Die habitushermeneutische Sequenzanalyse besteht darin, dass die wörtlich transkribierten Äußerungen von sozialen Akteuren aus Einzelinterviews oder Gruppendiskussionen in kleine Abschnitte von 5-10 Zeilen zerlegt werden, die nacheinander („sequentiell“) gedeutet werden.¹²² Wichtig für das sequentielle Vorgehen ist, dass in der Auswertungsgruppe weder Kenntnisse über die nachfolgenden Sequenzen, noch Kontextwissen aus dem Gesamtmaterial bei der Interpretation herangezogen wird, um Deutungsmöglichkeiten möglichst offenzulassen. Zu jeder Sequenz „[...] werden denkbar mögliche Lesearten zu den subjektiven und gesellschaftlichen Konstruktionen entwickelt. Diese Lesearten werden in einem Diskussionsprozess gegeneinander verteidigt, bis entweder ein unter Plausibilitäts Gesichtspunkten begründbarer Konsens hergestellt werden kann oder, wenn dies nicht möglich ist, verschiedene Lesearten zunächst nebeneinander bestehen bleiben“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 167). Im weiteren Durchgang durch nachfolgende Sequenzen werden bis dahin ausgearbeitete Lesearten überprüft und entweder verifiziert oder verworfen bzw. ergänzt. Wann Kontextmaterial herangezogen wird, lässt sich

¹²¹ In Bremer/ Teiwes-Kügler 2013 finden sich Interpretationsbeispiele sowohl zu Einzelinterviews, zu Gruppeninterviews als auch zu Collagen.

¹²² Hierbei wird angenommen, dass auch Textelemente wie grammatikalische Brüche, Versprecher oder unvollständige Sätze eine Bedeutung haben, die möglicherweise auf Konflikthafes oder auf ungelöste Widersprüche verweisen (vgl. Bremer / Teiwes-Kügler 2013: 103). Jedoch finden sich weder bei Bremer / Teiwes-Kügler 2013 noch bei Lange-Vester / Teiwes-Kügler 2013 exakte Hinweise, wie „sprachgenau“ zu diesem Zweck die Transkription zu erfolgen hat.

nach Lange-Vester und Teiwes-Kügler nicht pauschal sagen, sondern muss am Material und in der Interpretationsgruppe entschieden werden. Zudem werden in „[...] sinnvollen Abständen [...] zusammenfassende und vom konkreten Material abstrahierende ‚analytische‘ Deutungen vorgenommen. Bei diesem Schritt werden sich erhärtende Hypothesen in Habitusschemata überführt“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 168). Dazu wird soweit möglich das Kategoriensystem zur Habitushermeneutik genutzt, auf welches später noch eingegangen wird. Ziel der habitushermeneutischen Sequenzanalyse ist es, erste Hinweise auf mögliche Habitusmuster zu liefern, die weiter verfolgt werden können. Eine ausführliche Sequenzanalyse im obigen Sinne wird nach Lange-Vester und Teiwes-Kügler nicht für das ganze Transkript durchgeführt, sondern nur für Einstiegspassagen des Interviews oder der Gruppenwerkstätte, und für weitere ausgewählte Textstellen, die je nach Forschungsfrage, Forschungsgegenstand und Material gewählt werden: „Meist sind es solche, die entweder zu bestimmten inhaltlichen Themen ausgewählt werden oder die besonders widersprüchlich erscheinen bzw. eine besonders ausgeprägte metaphorische Dichte besitzen“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 168).¹²³ Am Ende der Einzelfall- bzw. Gruppenwerkstatt-Auswertung steht das Zusammenfügen der so gesammelten Indizien zu einem plausiblen, nicht notwendigerweise widerspruchsfreien Gesamtbild der befragten Personen: einem Habitussyndrom. Für jeden Fall wird so eine von Wert- und Klassifikationsmustern gebildete Gesamtfiguration nachgezeichnet (vgl. Vester et al 2001: 216).

Das sequenzanalytische Vorgehen dient als Einstieg in die Interpretationsarbeit (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 104). Es liefert erste Hinweise auf Habitusspuren, die im Laufe der weiteren Auswertungsarbeit überprüft, ergänzt und womöglich korrigiert werden müssen. Wichtiger als schlüssige Antworten, so die AutorInnen, wären Fragen und Hinweise, die eine Richtung für die weitere Bearbeitung anzeigen und weiterverfolgt werden können.

Erleichtert wird die Anwendung dieses auf die Distinktion und Klassifikation der Akteure abzielenden Verfahrens dadurch, dass Befragte offenbar bereits spontan die Grundsätze ihrer Lebensweise im Modus der Abgrenzung darstellen und diese Abgrenzung auch rechtfertigen

¹²³ Ein Vorteil bei der Analyse von Einstiegssequenzen ist nach Bremer und Teiwes-Kügler, dass der Einstiegsimpuls meist mehr oder weniger standardisiert ist, und daher diese Passagen bzw. Einzelfälle gut verglichen werden können (vgl. Bremer / Teiwes-Kügler 2013: 112). Es habe sich zudem gezeigt, dass in Einstiegssequenzen oft bereits Elemente enthalten sind, die sich am Ende als typisch für einen Fall erweisen würden. In lebensgeschichtlichen Interviews können auch solche Passagen gut verglichen werden, die erzeugt wurden durch vorab festgelegte Fragen (z.B. „Worauf kommt es dir im Studium an?“).

(vgl. Vester et al 2001: 228). An dieser „Selbsttypisierung“ orientiert sich das Verfahren der Typenbildung.

Bremer und Teiwes-Kügler empfehlen, die Interpretationsgruppe, die sich der Auswertung der Transkripte widmet, nach sozialer Herkunft, Geschlecht und Alter heterogen zusammenzusetzen, weil die Grundlage für die oben angesprochene Entwicklung von Lesearten der Sequenzen zunächst die Erfahrungshorizonte der InterpretInnen sind (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 103). Durch eine heterogene Zusammensetzung kann so eine breite Palette an Erfahrungshorizonten in die Interpretation einfließen um viele Lesearten zu entfalten. Im Sinne der Bourdieu'schen Reflexivität muss jedoch auch der eigene Interpretenden-Standpunkt reflektiert werden: Aus welcher Perspektive und von welchem Standpunkt wird jeweils interpretiert? In der Gruppeninterpretation müssen zudem alle beteiligten InterpretInnen gleichberechtigt ihre Deutungen einbringen können, weshalb auch die Gruppendynamik durch Metadiskussionen reflektiert wird.

5.4.3 Habitushermeneutische Arbeit mit Collagen

Im Rahmen von Gruppenwerkstätten können, wie oben angeführt, die TeilnehmerInnen auch (in Kleingruppen zu etwa 4 Personen) damit betraut werden, Collagen zu einem bestimmten Thema anzufertigen (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 116f). Collagen gelten als gut geeignet, um „[...] verborgene Empfindungen, Wünsche, Ängste und (emotionale) Erfahrungen zur Sprache zu bringen“ (Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 116). Sie dienen also dazu, einen besseren Zugang zu latenten und affektiven Dimensionen des Habitus zu erreichen. Latente Wünsche und Bedürfnisse werden so leichter zum Ausdruck gebracht. Da der Habitus als generatives Prinzip für Praktiken und Handlungen gilt, können auch die angefertigten Collagen als Produkt des Habitus betrachtet werden, die durch die Analyse der formalen und inhaltlichen Gestaltung, verwendeter Symbole und Motive Rückschlüsse auf habitus- und milieutypische Dispositionen, vor dem Hintergrund eines bestimmten betrachteten Praxisfeldes, erlauben. Den Arbeitsgruppen werden dabei jeweils idente Sets von Materialien zur Verfügung gestellt (etwa Zeitschriften), um in Gruppenarbeit eine Aufgabenstellung zu bearbeiten. Diese Aufgabenstellungen sollen so formuliert werden, dass sie für Projektionen, Wünsche und Visionen Raum bieten (z.B. „Meine Wünsche und Ziele für die Zukunft“). Die so angefertigten Collagen werden von den ProduzentInnen danach vorgestellt und interpretiert, was ebenfalls aufgezeichnet und transkribiert wird.

Bezüglich des Datentypus liegen mit den Collagen sowohl narrative als auch bildhafte Daten nebeneinander vor (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 117). Die transkribierten

Interpretationen der HerstellerInnen werden, wie vorhin schon vorgestellt, sequenziell hermeneutisch interpretiert. Das Bildmaterial enthält aber womöglich zusätzliche Bedeutungen, die den AkteurInnen selbst nicht bewusst sind, von ihnen auch nicht thematisiert werden, aber in der Habitusanalyse von den ForscherInnen berücksichtigt werden können. Wie im Falle der Textinterpretation wird auch bei der Bildinterpretation darauf abgezielt, aus formalen und inhaltlichen Gehalten Muster der sozialen Praxis zu destillieren, die im Habitus gründen. Die AutorInnen verweisen dabei darauf, dass die Ästhetik, die sich in den Collagen zeigt, weil Bestandteil des Habitus, auch klassenspezifisch seien. Verschiedene soziale Gruppen würden sich in der Art der Präsentation und der Wahl des Materials voneinander unterscheiden und abgrenzen.

Abbildung 17 gibt in Kurzfassung die Auswertungsschritte in der Collageninterpretation wieder. Bei Bremer/ Teiwes-Kügler finden sich auch Interpretationsbeispiele für Collagen (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 119-124).

1. Spontaner ästhetischer Gesamteindruck
2. Formale Gestaltung – Deskription und Analyse
 - a. Formal-ästhetische – optische (Grob-)Struktur
 - b. Thematisch-inhaltlich – Motivauswahl
3. Bedeutungsanalyse
 - a. Grobanalyse: Bestimmung von optischen und inhaltlichen Themenkomplexen / Sequenzen
 - b. Feinanalyse:
 - i. Textelemente: wörtliche und symbolische Bedeutung
 - ii. Bildelemente: wörtlicher und symbolischer Bildsinn
 - c. Relationale Analyse
4. Habitushermeneutische Synthese
5. Zusammenfassung und abschließende Beurteilung

Abbildung 17: Schritte der Collageninterpretation (Quelle: Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 117).

5.4.4 Verdichtung der ermittelten, akteurbezogenen Habitussyndrome zu Typen durch analytische Elementarkategorien

Alle Fälle einer Stichprobe werden im Verlauf der Auswertung wie oben dargestellt interpretiert, sodass jeder Fall ein Habitussyndrom darstellt. Die Syndrome werden dann zu einander in Beziehung gesetzt und zu Typen verdichtet (vgl. Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 168). Das Ziel dieser empirischen Typenbildung ist über Einzelfälle hinausgehend

Strukturen zu erarbeiten. Hierbei wird keine statistische Repräsentativität angestrebt, sondern es sollen gesellschaftliche Strukturzusammenhänge aufgedeckt werden. Dazu muss die Typologie auf die soziale Ordnung als Ganzes sowie auf deren Herrschafts- und Teilungsprinzipien rückbezogen werden. Wie soll die Typenbildung erfolgen? Bei der Typenbildung werden die Habitus syndrome von Akteuren durch Fallvergleiche nach Ähnlichkeiten und Unterschieden betrachtet und in den sozialen Raum der Milieus eingeordnet (vgl. Abbildung 14 oben). „In der fallübergreifenden komparativen Analyse werden schließlich die Fälle zu einem Typus zusammengefasst, die im Habitus syndrom große Ähnlichkeiten aufweisen (interne Homogenität) und sich gleichzeitig in dieser Praxis von anderen Fällen und Typen des Samples deutlich unterscheiden (externe Heterogenität) [...]“ (Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 169). Das bedeutet, dass sich im Laufe der empirischen Interpretationsarbeit (erst) ergibt, welche Muster und Habituszüge sich als relevant und differenzierend für die Typenbildung eines Feldes erweisen und charakteristisch für einen Typus sind. Diese Fragen können deshalb nicht vorab geklärt werden, weil, wie schon angesprochen, jedem Feld eine eigene Logik und eigene Kräfteverhältnisse zugeschrieben werden, in denen sich Akteure und Milieus positionieren. Während der Typenbildung können sich die konstruierten Typen immer wieder verändern. Zudem müssen neue Kategorien und Begriffe für das jeweilige Feld gefunden werden, um Fälle zu beschreiben und abzugrenzen. Am Ende dieses Prozesses stehen die empirischen Typen, die laut Lange-Vester und Teiwes-Kügler idealtypische Konstrukte im Sinne Webers sind, d.h. es wird von Besonderheiten der einzelnen Fälle abstrahiert und Gemeinsamkeiten der Fälle werden markant übersteigert. Ein empirischer Typus unterscheidet sich daher stets (etwas) von den Habitus syndromen der Akteure bzw. Einzelfälle. Die entstehende Typologie soll, so der Anspruch, in der Lage sein, die Eigenlogik eines Feldes sichtbar zu machen, dominante Gruppen aufzuzeigen (die die Spielregeln eines Feldes beherrschen und Definitionsmacht über die legitime Praxis in einem Feld haben), sowie Konfliktlinien zwischen sozialen Gruppen eines Feldes sichtbar machen. In der empirischen Habitus typenbildung wird daher theoriegenerierend für jedes Feld die Habitus- und Milieutheorie neu entwickelt. Am Ende der Interpretationsarbeit zeigen sich verschiedene Habitus typen für ein gesellschaftliches Feld, um Strukturlogiken und Konstellationen zwischen Akteuren eines Feldes aufzuzeigen, und das Geschehen in Feldern zu erforschen und Kräfteverhältnisse in Feldern aufzudecken (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 116).

Um über die deskriptive Wiedergabe von Aussagen hinauszugehen, ist nach Bremer/ Teiwes-Kügler beim Vorgehen in der Interpretation und Auswertung von Daten der Rekurs auf

analytische und abstrahierende Auswertungsinstrumente notwendig (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 113). Im Anschluss an obige Ausführungen zur Verdichtung könnte daher gefragt werden, entlang welcher Dimensionen Einzelfälle zu Typen verdichtet werden sollen? In der Habitushermeneutik geschieht die Typenbildung unter Rekurs auf ein System von Kategorien, die sowohl aus dem Material heraus entwickelt werden, als auch unter Anlehnung an Bourdieus Konzept der klassifizierenden Gegensatzpaare konstruiert wurden. Von Bourdieu wird dabei auch die Annahme übernommen, dass Akteure im Alltag sich ständig implizit durch Bewertungen zuordnen und abgrenzen, und dass diese klassifizierenden Akte mit gesellschaftlichen Teilungen (z.B. Klassenzugehörigkeit) zusammenhängen. Bei diesem System von Kategorien handelt es sich um Idealtypen im Sinne von Max Weber, und sie werden als Hilfswerkzeuge eingesetzt, um einzelne Habituszüge von Akteuren begrifflich zu fassen und zu benennen. Diese Kategorien zur Benennung von Habituszügen heißen in der Habitushermeneutik „analytische Elementarkategorien“, weil sie grundlegende Formen sozialen Handelns oder elementare Dimensionen des Habitus bezeichnen. Der Begriff „System“ in der Wortgruppe „System von Kategorien“ ist dabei durchaus ernst zu nehmen: Ziel ist nicht Fälle nach einzelnen Zügen zu gruppieren, z.B. nach der Dimension „Individualisierung“, sondern die Struktur der Beziehungen zwischen den einzelnen Mentalitätszügen zu rekonstruieren, d.h. die „Figur“, die die Mentalitätszüge bilden (vgl. Vester et al 2001: 216).

„Habitus“ ist in der Habitushermeneutik unterteilt in Dimensionen, die als kategoriale Gegensatzpaare konzipierbar sind, eben die analytischen Elementarkategorien (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 114). Sie sind Handlungs- und Bewertungsmuster, die aus der sozialen Praxis der Akteure rekonstruiert wurden. Habustypen bestehen aus einer unterschiedlichen Zusammensetzung solcher Gegensatzpaare bzw. „Habituszügen“. Solch ein Geflecht von Habituszügen bzw. einen Habustypus nennen VertreterInnen der Habitushermeneutik auch ein Habitusyndrom. Die jeweiligen Ausprägungen eines Zuges sind als idealtypische Extrempole zu verstehen, die real kaum so vorkommen dürften. Jede Kategorie ist in sich wieder differenziert und umschrieben mit Unterbegriffen (vgl. Abbildung 18 für eine Darstellung möglicher Elementarkategorien, die im Rahmen verschiedener Projekte habitushermeneutisch erarbeitet wurden). Verschiedene Habituszüge können empirisch in unterschiedlicher Kombination auftreten (z.B. asketische und materielle Orientierungen), wobei die Bedeutung dieser Züge jeweils für jedes Feld und für jedes Milieu empirisch festzustellen ist. Die AutorInnen verweisen beispielsweise darauf, dass Askese je nach Feld einerseits Distinktionsmittel von Milieus der oberen sozialen Stufe sein kann, zur Abgrenzung

vom Materialismus von Milieus niedrigerer sozialer Stufe. Andererseits kann Askese für sozialräumlich-untere Milieus eine Strategie zum sozialen Aufstieg sein. Die Bedeutung dieser Praxisformenmuster erschließt sich also spezifisch je in der Beziehung von Habitus und Feld und über die Einbindung in die Gesamthabitusstruktur. Die analytischen Elementarkategorien sind daher als heuristische Hilfe zu verstehen, und „[...] müssen für jedes Untersuchungsfeld immer wieder neu herausgearbeitet, überprüft und gegebenenfalls erweitert werden [...]“ (Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 114). Sie dürfen daher nicht als überzeitlich gültige Kategorien einfach schematisch auf das empirische Material angewandt werden.

Heuristische Synopse aus den Projekten „Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel“, „Kirche und Milieu“, „Studierendenmilieus in den Sozialwissenschaften“	
Asketisch: methodisch; planend; Pflicht; (Trieb-)Verzicht steht vor Lust und Genuss; diszipliniert; Selbstbeherrschung;	Hedonistisch: spontan; ungeplant; ungeregt; lustbetont; Spaß; Lust und Genuss statt Pflicht und Verzicht; Erlebnisorientierung;
Ideell: spirituell; metaphysisch; Neigung zur Abstrahierung von der dinglichen Realität; vergeistigt; intellektuell; idealistisch; Betonen des Anspruchs auf Authentizität;	Materiell: körperbetont; ‚weltlich‘; praktisch; Orientierung am konkret Fassbaren; verdinglicht; realistisch; Pragmatismus: Orientierung an Machbarkeit und Notwendigkeit;
Hierarchisch: autoritätsorientiert bis autoritär; Statusdenken; positive Bewertung von Ordnung und Unterordnung; häufig: Ressentiments;	Egalitär: partnerschaftlich; demokratisch; gleichberechtigt; Anspruch auf Partizipation und Mitgestaltung; integrativ; „leben und leben lassen“;
Individuell: Vorrang des Selbst vor der Gemeinschaft; Autonomie: Anspruch auf Unabhängigkeit und Selbstbestimmung („Jeder ist für sich selbst verantwortlich“); häufig Streben nach Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentfaltung; Neigung zu Egozentrik; abgrenzen von der „Masse“, Betonung von Unkonventionalität;	Gemeinschaftlich: Gemeinschaft steht vor individuellen Ansprüchen; Rücksichtnahme auf Konventionen; Bereitschaft zu Kompromissen; teilweise Anpassung und Konformismus; Geselligkeit, Sicherheit, und Geborgenheit; bisweilen Anlehnung an bzw. Entlastung durch die Gemeinschaft;
Ästhetisch: Form steht vor Inhalt; Vorrang der Ästhetik vor Funktionalität; Distanzierung von unmittelbaren und direkten Ausdrucksformen; Stilisierung von Praktiken; Betonung des ‚Schönen‘ und Stilvollen gegenüber Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit; Feingeschmack;	Funktional: Inhalt ist wichtiger als Form; Orientierung an Funktionalität; Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit stehen im Vordergrund; unmittelbare und direkte Ausdrucksformen herrschen vor ; Notwendigkeits- oder Grobgeschmack;
Aufstiegsorientiert: Streben nach „Höherem“; Karriere- und Statusorientierung; konkurrenzorientiert, z.T. kalkülbetontes Verhalten und Ellbogenmentalität; z.T. Auf- bzw. Abstiegsängste;	Sicherheitsorientiert: „Lieber den Spatz in der Hand als die Taube auf dem Dach“; realistischer Sinn für die eigenen Grenzen; geringe Risikobereitschaft; Festhalten an Vertrautem und Gewohntem; „Jeder sollte an seinem Platz bleiben und das Beste daraus machen“;
Herrschend: Machtansprüche; Dominanz; sozialer Blick von oben nach unten; z.T. karitativ; z.T. offen ausgrenzend und elitär; symbolische Formen der Herrschaft über hochkulturelle Muster;	Ohnmächtig: Fatalismus; sich dem Schicksal ausgeliefert fühlen; dichotomes Weltbild; sozialer Blick von unten nach oben;
Selbstsicher: selbstbewusst; Selbstgewissheit im Umgang mit Anforderungen; Anspruchshaltung; meist zielsicher; Zukunftsoptimismus;	Unsicher: Selbstzweifel und wenig Selbstvertrauen in nicht vertrauten Feldern; soziale Distanz zu Autoritäten; wenig Zuversicht, neue Anforderungen bewältigen zu können; häufig Skepsis bis Pessimismus hinsichtlich der eigenen Zukunft

Abbildung 18: Elementarkategorien der Habitushermeneutik (Quelle: Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 115).

Wie oben beschrieben, müssen die Elementarkategorien des Habitus für jedes Feld neu arbeitet werden. Sie stellen somit keine „überzeitlichen“ Grundzüge des Habitus dar, sondern sind eine nützliche Orientierungshilfe. Vester et al 2001 beispielsweise konfrontieren den in Abbildung 18 gebildeten Pol „Egalitär“ nicht mit „Hierarisch/Hierarchie“, sondern mit „Herrschaft“, während „Herrschend“ von Bremer/Teiwes-Kügler mit „Ohnmächtig“ konfrontiert wird (vgl. Vester et al 2001: 217). Je nach Feld und Kontext können diese Kategorien eine andere Bedeutung annehmen: Askese kann beispielsweise einerseits aus materieller Armut erwachsen, andererseits auch bewusst gewählt als Mittel der Distinktion verwendet werden.

5.6 Kritische Würdigung

5.6.1 Stärken und Schwächen des Zugangs

Mit dem Ansatz der Habitushermeneutik wurde ein Zugang zur Habitusermittlung vorgestellt, der vor allem unstandardisierte Methoden und interpretative Auswertungsverfahren einbezieht. Vester et al 2001 zeigen, wie Bourdieus Habituskonzept in eine sozialstrukturelle Untersuchung inkludiert und fruchtbar mit dem Milieukonzept in Verbindung gebracht werden kann. Es hat sich gezeigt, dass dabei der Habitusbegriff auf theoretischer Ebene durchaus umfassend rezipiert wurde. Die betreffenden AutorInnen stellen den Begriff in ihrer theoretischen Bearbeitung des Konzepts sowohl als generatives Prinzip für Praktiken heraus, als auch als einheitsstiftendes Prinzip, das alle Formen und Elemente der Praxis verknüpft. Um diese Verknüpfung theoretisch weiter auszuarbeiten, beziehen sich die AutorInnen auf das Syndrom-Konzept von Adorno und konzipieren den Habitus als „Syndrom“ unterschiedlicher „Züge“: „Die einzelnen Züge erhalten durch ein grundlegendes Handlungsprinzip ihren (Sinn)Zusammenhang, was für die Habitus-hermeneutische Einzelfallanalyse und insbesondere für die Typenbildung relevant ist“ (Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 98). Der Habitus erfüllt somit den Zweck, die einzelnen Züge eines Syndroms so zu verbinden, dass sie nicht als zufällig interpretiert werden müssen, sondern als systematisch aufeinander bezogen.

Das typenbildende Verfahren der Habitushermeneutik lässt sich zusammenfassend als ein Verfahren der Idealtypenbildung charakterisieren, wobei im Unterschied zu Weber die Typen nicht gedanklich vorkonstruiert werden, sondern nahe am empirischen Material entwickelt werden, sodass es sich um empirisch gebildete Idealtypen handelt (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 267). Wie Webers Idealtypen abstrahieren sie von den Besonderheiten des

Einzelfalls und heben gemeinsam geteilte Muster und Schemata hervor. Da im Zuge der Habitusanalyse auch ein jeweiliges soziales Feld betrachtet wird, werden gleichzeitig mit der Habitusanalyse auch Feldstrukturen und Felddynamiken sichtbar, die nach Bremer und Teiwes-Kügler ebenfalls idealtypische Konstrukte sind. Das Syndrom eines einzelnen betrachteten empirischen Falles (eines Akteurs) ist zwar dem Syndrom des Typus ähnlich, aber ohne dass der Einzelfall völlig dem Typus entspricht (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 262). Die Übergänge sind eher fließend, und in Einzelfällen kann es auch zu Überschneidungen kommen.

Der Ertrag der habitushermeneutischen Typenbildung besteht darin, über den Einzelfall hinausgehend Ergebnisse generalisieren zu können und Strukturen zu entdecken (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2010: 272f). Im Rahmen des Vorgehens wird dabei in actu ein Beitrag zur Theorie der Felder geleistet, weil Typologiebildung und die Rekonstruktion der Felddynamiken eng miteinander verbunden sind. Die damit einhergehende „theoretische Sensibilität“ für ein Feld kann für verschiedene Professionelle in bestimmten Feldern, z.B. im pädagogischen Bereich, genutzt werden, um auf Grund der ermittelten Kenntnisse über das Feld in das jeweilige „Spiel“ des Feldes einzugreifen, um z.B. Bildungszugängen von nicht-privilegierten Milieus mehr Geltung und Anerkennung zu verschaffen.

Dem Habitusbegriff stellen Vester et al 2001 Geigers Konzept einer Mentalität zur Seite. Mentalität meint „[...] geistig-seelische Disposition, ist unmittelbare Prägung des Menschen durch seine soziale Lebenswelt und die von ihr ausstrahlenden, an ihr gemachten Lebenserfahrungen“ (Geiger 1932: 77). Eine Mentalität kann dabei nach Geiger auch einem Kollektiv zugerechnet werden, bei Geiger z.B. einer Schicht, denn „[d]ie Mentalität einer Schicht kann als unmittelbar motiviert (wenn auch nicht strikte [sic] verursacht) durch die für den entsprechenden Bevölkerungsteil beobachteten Merkmale der objektiven Lage verstanden werden“ (Geiger 1932: 78). Der Habitus wird von Vester et al dabei als Grundhaltung verstanden, die Mentalität als Teil des Habitus, die die mentalen Einstellungen und moralischen Vorstellungen umfasst (vgl. Vester et al 2001: 167). Wenngleich Vester et al 2001 die Mentalität als Teil des Habitus bezeichnen, scheinen beide Begriffe im Rahmen der Habitushermeneutik im Wesentlichen austauschbar verwendet zu werden.

Mit dem Verweis auf Forschungsergebnisse verschiedener englischer Kulturwissenschaftler (v.a. Thompson und VertreterInnen des Birmingham Center for Contemporary Cultural Studies) berücksichtigen Vester et al in ihrem Forschungsprojekt die Widerständigkeit und „relative Autonomie“ von soziokulturellen Mustern gegenüber objektiven Strukturen (vgl.

Vester et al 1992: 176f). Deren Forschungsergebnisse dürften auch die Hypothese von einer Transformation des Habitus im intergenerationellen Verlauf motiviert haben, die wie oben angeführt Vester et al 2001 bestätigen konnten. Wenngleich Vester et al zwar explizit eine Vielzahl an Anknüpfungspunkten an Bourdieus Habituskonzept anführen, werden diese aber Großteils nicht systematisch eingeflochten, sondern wurden im Forschungsprojekt von Vester et al zur Konstruktion der forschungsleitenden Hypothesen genutzt.

Die empirische Ermittlung des Habitus im Rahmen der Habitushermeneutik basiert wie dargestellt auf einem im wesentlichen textinterpretatorischen Ansatz, der auch im Rahmen der Collageninterpretation genutzt wird. In seinen Grundzügen handelt es sich beim habitushermeneutischen Vorgehen um ein nachvollziehbares Verfahren für das Aufdecken von Habitus Spuren, das in seinem Entwicklungsprozess und der theoretischen Reflexion nach Ansicht von Bremer und Teiwes-Kügler nicht abgeschlossen ist, sodass die Begriffe (stets) nur vorläufigen Charakter haben, um für konkrete Forschungsprogramme offen bleiben zu können (vgl. Bremer/ Teiwes-Kügler 2013: 125).

Wenngleich das Habituskonzept umfassend rezipiert wurde, so zeigt sich in der Betrachtung des Vorgehens bei der sequenzanalytischen, hermeneutischen Habitusanalyse, dass diese Methodologie vor allem Klassifikationsschemata betrachtet, die in einem heuristischen Gerüst von Elementarkategorien verortet werden können. Meiner Meinung nach wird damit in weiten Teilen eine Engführung vollzogen des Habitus auf die Mentalität im Sinne von Theodor Geiger. Diese Verengung kann im Anlassfall eines konkreten Forschungsprojekts durch die Kombination mit anderen Erhebungsinstrumenten verringert werden. So verweisen Bremer/ Teiwes-Kügler 2003 auf unterschiedliche Habitusschichten und Habitusdimensionen, die sich in drei Kategorien unterscheiden lassen: offenkundige Habitusschichten (die rational zugänglich gemacht werden können über Reflexion und so verbal mitteilbar sind), verborgene Habitusschichten (die auf emotionaler und vorreflexiver Ebene liegen, nonverbal und implizit sind), sowie körperliche Habitusdimensionen der Hexis, die sich in Haltung, Mimik und Gestik ausdrücken. Für jede dieser unterschiedlichen Kategorien eignen sich unterschiedliche empirische Verfahren zur Exploration. Die Gruppenwerkstätte bietet den Vorteil, beispielsweise im Rahmen von Rollenspielen¹²⁴ durch Auslösen bestimmter Reize (und

¹²⁴ Vgl. exemplarisch Weiß 1999. Anja Weiß hat im Rahmen von Workshops Diskussionen und Rollenspiele zum Thema mit antirassistischen Gruppen veranstaltet. Im Rahmen von improvisierten Rollenspielen greifen, auf Grund des Handlungsdrucks, Akteure auf habitualisierte Handlungsroutinen zurück, die sie spontan abrufen

anschließender Videoanalyse) auch einen Zugriff auf die körperliche Dimension zu ermöglichen (vgl. Abbildung 19 für einen Überblick über die betrachteten Verfahren). Während Interviewverfahren die Interaktionsebene nicht berücksichtigen können, ermöglichen sie dafür eine thematisch breitere Exploration von Themen.

Habitusdimensionen bzw. „Habitussschichten“ (Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata)	Explorationsebene bzw. -technik	empirisches Verfahren
<i>offenkundig</i> (rational, kognitiv, reflexiv, bewusst, verbal...)	• Interview • Diskussion • Metaplan-Technik (vertiefende Variante)	• Lebensgeschichtliches Interview • Themenzentriertes Interview • Gruppendiskussion • Werkstatt
<i>verborgen</i> (emotional, vorreflexiv, vorbewusst, intuitiv, implizit, nonverbal...)	• Metaplan-Technik (assoziative Variante) • narrative Stimuli • interaktive Stimulation • Gruppendynamik • projektive, expressive und kreative Techniken (Assoziationen, Collagen, Rollenspiel...)	• Interviews (narrative Stimuli, projektive Techniken nur sehr eingeschränkt) • Gruppendiskussion (vor allem: Interaktion, Gruppendynamik) • Werkstatt
<i>körperlich (Hexis)</i> (Haltung, Mimik, Gestik...)	• Assoziationen (Mimik, Gestik) • Metaplan-Technik (körperliche Bewegung) • Videoanalyse • Rollenspiel	• Gruppendiskussion und Interviews nur bedingt • Werkstatt

Abbildung 19: Ausdrucksebenen des Habitus (Quelle: Bremer/ Teiwes-Kügler 2003: 232).

Weitere beispielhafte Anschlussstellen finden sich im Forschungsprojekt „Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus“ (Vester et al 1992). Hier wurden die offenen, explorativen Interviews mit zwei weiteren Erhebungsinstrumenten ergänzt: Erstens mit einem standardisierten Fragebogen zu verschiedenen Themen wie zur Freizeitgestaltung, zum gesellschaftspolitischen Verhalten (z.B. Teilnahme an Demonstrationen und Wahlpräferenzen), zur sozialen Situation, zur Herkunft und Mobilität der Befragten und zu den jeweiligen PartnerInnen (vgl. Vester et al 1992: 203). Zweitens mit einem Beobachtungsbogen, mit dem Wohn- und Bekleidungsstil der

können (vgl. Weiß 1999: 94). In der Auswertung stützt sich Weiß auf die „dokumentarische Methode“ nach Bohnsack.

Befragten, ihre Erscheinung und ihre Verhaltens- und Sprachmerkmale protokolliert wurden. Dadurch können zusätzliche Informationen zu den Mentalitätstypen bereit gestellt werden, um beispielsweise die demographischen Schwerpunkte der Typen in der „Stichprobe“ festzustellen (vgl. Vester et al 2001: 330). Auf diese Weise können zusätzlich zu Klassifikationsschemata auch soziale Lage und soziale Herkunft erfasst werden, und die Beobachtungsbögen erlauben eine Erfassung der „Lebensumstände“ (als Teil der Lebenspraxis), deren Bedeutung in Relation zum Habitus aber wieder kommunikativ erschlossen werden muss. Mit der prominent in verschiedenen habitushermeneutischen Forschungsprojekten genutzten Milieulandkarte lassen sich verschiedene Habitustypen, die jeweils im Kontext eines bestimmten Feldes oder Ausschnitts der Praxis erfasst wurden, sozialstrukturell verorten. Im Rahmen meiner Recherchen war es mir aber nicht möglich, schlüssig nachvollziehen zu können, wie die befragten Personen, deren Habitus hermeneutisch entschlüsselt wird, in die verschiedenen Milieus verortet werden. So finden sich zwar Hinweise auf den Sinus-Milieuindikator, und immer wieder wird auf das auf den Sinus-Milieus basierende Milieumodell von Vester et al 2001 verwiesen. Die Milieus von Vester et al 2001 wurden aber seither in Anschlussuntersuchungen verschiedener geringfügiger Revisionen unterzogen (z.B. neuformulierter Milieubezeichnungen auf Grund differenzierterer Auswertungen, und einer Hochrechnung der Milieugrenzen auf Basis neuer Daten, vgl. dazu Lange-Vester/ Teiwes-Kügler 2013: 153). Die in neueren Publikationen genannte Quelle für die Milieu-Landkarte (z.B. bei Vester 2007: 28), nämlich die Homepage der agis Universität Hannover (agis.uni-hannover.de), ist allerdings nicht mehr erreichbar (Stand 23.1.2015), sodass letztendlich unklar bleibt, auf welche Weise die Milieugrenzen hochgerechnet wurden, und wie befragte Personen in die Milieus verortet werden können. Es ist auch denkbar, dass auf Grund des Bezugs zu den SINUS-Milieus die genaue Zuordnung von Akteuren zu den Milieus internes Firmenwissen des Marktforschungsinstituts Sinus Sociovision ist. So finden sich bei Vester et al 2001 immer wieder Verweise auf die „Vorarbeit“ des Sinus-Instituts, und für die Erfassung der lebensweltlichen Mentalität wird auch der Sinus-Milieuindikator genutzt (vgl. Vester et al 2001: 223 und 232). Diaz-Bone verweist darauf, dass zwar die Fragebatterie des Milieu-Indikators von Sinus für Fragebögen zugänglich ist, die „Formel“ für die Milieuzuordnung aber exklusives Firmenwissen darstellt und SozialforscherInnen daher nicht zugänglich sei (vgl. Diaz-Bone 2004). Ein denkbare alternatives Vorgehen besteht aber meiner Ansicht nach darin, innerhalb einer Interpretationsgruppe auf Basis des Vergleichs der Milieubeschreibungen der Milieulandkarte

und der Informationen, die über die Akteure verfügbar sind, eine Zuteilung zu den Milieus jeweils einzeln für jeden habitushermeneutisch bearbeiteten Fall vorzunehmen.

Bremer und Teiwes-Kügler verweisen darauf, dass das qualitativ-interpretative Verfahren der Habitushermeneutik zwar nicht den Anspruch erhebt, Aussagen über die repräsentativ-statistische Verbreitung der gefundenen Muster zu machen, doch werden in diesem Ansatz vergleichsweise große, milieugeschichtete Stichproben angewandt um im Sinne der „theoretischen Sättigung“ das milieuspezifische Spektrum auszuleuchten (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2010: 272).

5.6.2 Reflexion des Ansatzes vor dem Hintergrund der Kritik am Habituskonzept

Welche Kritikbereiche am Habitus, die in Kapitel 3 dargestellt wurden, werden durch die theoretischen Weiterführungen und Adaptionen des Habituskonzepts und der jeweils verwendeten Art der empirischen Umsetzung berührt?

Als erstes möchte ich auf den Aspekt des Determinismus zu sprechen kommen. Der Verweis auf die Widerständigkeit soziokultureller Muster gegenüber objektiven Faktoren durch Bezug auf Thompson und andere entkräftet zwar auf Grund der meiner Ansicht nach fehlenden systematischen Einarbeitung in das Habituskonzept strenggenommen nicht den Vorwurf, dass das Habituskonzept einen Determinismus beinhalte. Bei Vester et al wird ein im Habituskonzept angeblich angelegter Determinismus jedoch durch das forschungspraktische Vorgehen entkräftet. Durch die Formulierung entsprechender Forschungshypothesen, wie sie bei Vester et al 2001 beispielsweise in der Form der Hypothese der Habitustransformation vorliegen, wird forschungspraktisch einer möglichen Dynamik des Habitus Rechnung getragen. Wie oben angeführt hatten Vester et al 2001 schließlich dargelegt, dass der Habitus bzw. die Mentalitäten der damals „neuen“ Milieus als modernisierte Varianten ihrer Vorläufermilieus gelten können, sodass sie in einer Art Traditionslinie stehen, die sich aber jeweils auf spezifische Weise ausformen kann. In Bourdieus Habituskonzept einen Mechanismus impliziert zu sehen, welcher eigentlich wie ein geschlossener Kreislauf nur die die statische, wechselseitige Reproduktion von Habitus und objektiven Umständen bedeutet (wie es weiter oben in Kapitel 3 dargestellt Jenkins zu unterstellen scheint) verkennt zudem meines Erachtens, dass die Bourdieu'schen Begrifflichkeiten für den forschungspraktisch Einsatz gedacht sind, und nicht als theoretische Begriffe der Sozialphilosophie. Dass es in der lebendigen sozialen Welt innerhalb entwickelter, „differenzierter“ Gesellschaften keine bloße Reproduktion, sondern auch sozialen Wandel gibt, und dieser soziale Wandel auch mit Bourdieus Habituskonzept praktisch erforscht werden kann, scheint mir bei Vester et al 2001

exemplarisch dargestellt. Beim forschungspraktischen Einsatz des Habituskonzepts (und nicht bloßer „theoretischer Exegese“ des Begriffs) stellt sich der vermeintliche Determinismus daher als scholastischer Irrtum heraus, der auftritt, wenn das Habituskonzept als überzeitlicher sozialphilosophischer Begriff betrachtet wird. Wenngleich Bourdieus Habituskonzept dabei behilflich sein kann, den Forschungsfokus empirisch auf soziokulturelle Muster zu lenken, die von objektiven Umständen mit beeinflusst (aber nicht determiniert werden), und durch den von Bourdieu angenommenen Hysteresis-Effekt auch das Vorhandensein jener objektiven Strukturen überleben können, so ist es meiner Einschätzung nach eine empirische Frage, in welcher Hinsicht und in welchem Feld sich der Habitus wandelt. Durch den Zwei-Generationen-Ansatz in der Habitushermeneutik lassen sich zumindest intergenerationelle Habitusveränderungen hinsichtlich der Klassifikationsschemata aufzeigen.¹²⁵ Erwähnenswert ist noch, dass Vester et al sich explizit gegen einen etwaigen Determinationseffekt von objektiven Strukturen und Habitus wenden, mit dem Hinweis, dass zu jedem Habitustyp auch Fälle bzw. dem Habitustyp zugeordnete Akteure gehören, die z.B. beruflich außerhalb des Schwerpunkts des jeweiligen Habitustyps im sozialen Raum liegen (vgl. Vester et al 2001: 226f). Der Typus des „Traditionslosen Arbeitnehmersmilieus“ beispielsweise hat seinen beruflichen Schwerpunkt bei gering qualifizierten Beschäftigten, kleine Anteile lassen sich aber auch in mittleren und höheren Berufen finden. Diese „Milieu“-Streuungen dürfen nicht als Zufall oder Ausnahme betrachtet werden, sondern jede „[...] muß grundsätzlich theoretisch und empirisch erklärbar sein“ (Vester et al 2001: 227). Im Fall der Traditionslosen kann beispielsweise deren Habitus das Anlehnen an Mächtigere und das Nutzen von Gelegenheiten (und so den Aufstieg) befördern.¹²⁶

Dies berührt auch den Kritikpunkt, dass es bei Bourdieu keine ausgearbeitete Theorie der Habitualisierung gäbe, und die Art und Weise der Habitusaneignung auf mikrosoziologischer Ebene eine Blackbox bleibe. Zwar finden sich auch bei Vester et al 2001 keine Ausführungen zur mikrosoziologischen Habitusweitergabe. Die makrosoziologische Untersuchung der Entwicklungslinien von Habitusarten vor dem Hintergrund von Milieu-Traditionslinien kann aber gleichwohl als Forschungsbeitrag zur Habitusvermittlung gesehen werden. Bourdieus starke Fokussierung auf die Primärsozialisation scheint mir zudem dadurch gemildert zu sein,

¹²⁵ Für zwei Fallbeispiele einer solchen Habitusmetamorphose zwischen der Eltern- und der Kindergeneration vgl. Vester et al 2001: 319ff.

¹²⁶ Vgl. für das „Traditionslose Arbeitermilieu“ Vester et al 2001: 43.

dass in der Habitushermeneutik das Milieu als Ort der Habitusvermittlung forciert wird, was meiner Interpretation nach auch sekundäre und tertiäre Sozialisation inkludiert.

Berührt die Habituskonzeption im Rahmen der Milieustudien und der Habitushermeneutik den Kritikpunkt der Einheitlichkeit des Habitus, gegen den Lahire den „pluralen Akteur“ stark gemacht hatte? Der Habitus wird auch hier als einheitsstiftendes Prinzip angenommen, vor dessen Hintergrund es erst Sinn macht, Habitustypologien aufzustellen: einzelne Züge und Dispositionen verbindet der Habitus als grundlegendes Handlungsprinzip. Diese Verflochtenheit von Zügen wird im habitushermeneutischen Rahmen auch als Syndrom von Zügen konzipiert. Obwohl an der Einheitlichkeit des Habitus festgehalten wird, berücksichtigt der habitushermeneutische Ansatz durch die bewusste Einbeziehung einer Feldperspektive, dass der Habitus die Akteure nicht auf allen Feldern auf dieselbe Weise handeln lässt. Im Gegenteil muss im Ansatz der Habitushermeneutik trotz des bereits erarbeiteten Gerüsts hermeneutischer Elementarkategorien dieses Gerüst für jedes Feld neu bestätigt bzw. gegebenenfalls abgeändert werden.

6 Praxeologisch-autoethnographische Habitusanalyse am Beispiel von Wacquants „Body & Soul“

6.1 Der Eintritt in die Welt der Faustkämpfer – Der Kontext

Die Habitushermeneutik, die im vorherigen Kapitel dargestellt wurde, zeigt methodisch einen klaren Weg auf, wie Habitusmuster durch das Auswerten von Interviewtranskripten (und im erweiterten Ansatz der Gruppenwerkstätte auch von projektiven Verfahren wie Collagen) rekonstruiert werden können. Loic Wacquant, der auch als „wichtigster Bourdieu-Schüler in den US“¹²⁷ bezeichnet wird (vgl. Buchholz 2009: 396), zeigt in seiner Studie „Body & Soul – notebooks of an apprentice boxer“ einen methodisch völlig anderen Weg einer Habitusanalyse auf – den einer ethnographischen, langjährig teilnehmenden Beobachtung. „Body & Soul“ basiert auf Wacquants Erfahrungen einer dreijährigen, im August 1988 begonnenen, intensiven Mitgliedschaft in einem Box-Gym in einem Chicagoer „Ghetto“¹²⁸ namens Woodlawn, das im Rahmen der vorliegenden Arbeit auch als Woodlawn Gym bezeichnet

¹²⁷ Wobei angemerkt werden kann, dass Wacquant nach wie vor auch in Frankreich am CSE seiner Forschungstätigkeit nachgeht.

¹²⁸ Im Rahmen der vorliegenden Arbeit orientiere ich mich an Wacquants Diktion. Begriffe wie „Ghetto“ oder „schwarzer Wohnbezirk“ sind in keiner Weise pejorativ gemeint.

wird (vgl. Wacquant 2004: 3).¹²⁹ Wie kam Wacquant, ein „weißer“ Franzose, zum Boxen in einem fast nur von „Schwarzen“ frequentierten Gym? Der Schritt ins Gym ergab sich nicht aus dem Wunsch, drei Jahre lang Boxen zu lernen oder gar eine ethnographische Studie über das Boxen zu verfassen (vgl. Wacquant 2011: 83f). Wacquant war an die Universität von Chicago gekommen, um als Mitarbeiter von William Julius Wilson an einem Projekt über städtische Armut mitzuwirken, im Rahmen eines Doktorat-Fellowship. Erstens wollte Wacquant daher Erfahrungen aus erster Hand mit dieser Form von Armut sammeln. Zweitens war Wacquant am Campus die letzte verfügbare Wohneinheit zugewiesen worden, die direkt an der Grenze zum schwarzen Wohnbezirk Woodlawn lag. Für Wacquant war Woodlawn eine „[...]quasi-lunar urban landscape, with its unbelievable decay, misery, and violence, backed by a totally hermetic separation between the white, prosperous, and privileged world of the university and the abandoned African-American neighborhoods all around it“ (Wacquant 2011: 83). Andere Versuche, mit dieser Lebenswelt in Kontakt zu treten, waren zudem gescheitert. Durch Zufall fand er heraus, dass nur wenige Blocks von seiner Unterkunft entfernt sich das Woodlawn Boxing Gym befand. Mangels weiterer Alternativen schrieb er sich dort ein. Wacquant bemerkt hierzu: „[...] I signed up saying that I wanted to learn how to box, quite simply because there was nothing else to do in this context. In reality, I had absolutely no curiosity about or interest in the pugilistic world in itself (but I did want to get good exercise). The gym was to be just a platform for observation inside the ghetto, a place to meet potential informants“ (Wacquant 2011: 84).

Wacquant formte trotz dieser zunächst eher instrumentellen Einstellung innerhalb weniger Monate nach eigener Auskunft ein starkes persönliches und auch körperliches Band mit den eingesessenen Besuchern des Gyms und dem dortigen (Haupt-)Coach DeeDee Armour (vgl. Wacquant 2011: 84). Das Box-Gym zeigte sich ihm als ein Mikrokosmos, mit einer eigenen Geschichte, eigener Kultur, und einem sozialen, ästhetischen, emotionalen und moralischen Eigenleben. Letztendlich verbrachte er einen Großteil seiner Freizeit in und um das Gym. Nach einem Jahr, in welchem Wacquant täglich nach jedem Trainingstag Feldnotizen angefertigt hatte, kam ihm die Idee eines Forschungsprojekts, das sich mit der sozialen Logik körperlicher Betätigung („bodily craft“) beschäftigt, in dem Fall Boxen: Was interessiert Boxer, warum praktizieren sie Boxen, wie erwerben sie das Verlangen und die Fähigkeiten um längerfristig dieser Tätigkeit nachzugehen, was ist die Rolle des Gyms, der Straße, der

¹²⁹ Das Gym wurde Februar 1992 geschlossen und ein Jahr später geplant, als Teil einer urbanen Verjüngungsaktion (vgl. Wacquant 2004: 5).

rassistischen Zurückweisung und der Umwelt der Gewalt, die Rolle des Vergnügens, und der kollektive Glaube an eine persönliche „Transzendenz“ durch das Boxen (vgl. Wacquant 2011: 85)? Diese Fragen bündeln nach Wacquant in der Frage, wie der faustkämpferische Habitus erzeugt und eingesetzt wird.

6.2 Methodologie und Habitusanalyse

6.2.1 Wacquants Ansatz einer „fleischlich-sinnlichen“ Soziologie

Wacquant bezeichnet sein Vorgehen im Vorwort seiner Studie auch als „scientific experiment“, das darauf abzielt, den sozialen Akteur als „[...] a being of flesh, nerves and senses [...]“ (Wacquant 2004: VII) ernst zu nehmen, das der Welt angehört, die es hervorgebracht hat. Soziologie muss nach Wacquant diese körperlich-fleischliche Dimension der Existenz durch methodische und akribische Such- und Dokumentationsarbeit entziffern und niederschreiben, um den Lärm und die Wut der sozialen Welt einzufangen, die die etablierten Ansätze in der Soziologie normalerweise ausblenden (vgl. Wacquant 2004: VIIIf). Dies geschieht, indem SoziologInnen in den zu untersuchenden Kosmos körperlich, moralisch und sinnlich eintauchen. Dieses Eintauchen begreift Wacquant als ein Verfahren der Beobachtung und der Analyse, die aber explizit die Theorie einbeziehen müsse: der Weg ins Feld geschehe „bewaffnet mit der Theorie“. Dieses durch die Theorie unterstützte Eintauchen erlaubt es Wacquant zufolge den SoziologInnen „[...] to appropriate in and through practice the cognitive, aesthetic, ethical, and conative schemata that those who inhabit that cosmos engage in their everyday deeds“ (Wacquant 2004: VIII). Wacquant folgt hierbei der Annahme Bourdieus, dass Lernprozesse vermittelt durch den Körper ablaufen, und sich die soziale Ordnung in Körper durch permanentes Aussetzen (unter diese Ordnung) einschreibt. Der Soziologe müsse daher, so Wacquants Schluss, in der Zerlegung der materiellen und symbolischen Kräfte, die untersucht werden sollen, seinen eigenen Organismus, sein Empfindungsvermögen und seine verkörperte Intelligenz diesen Kräften aussetzen, und so die Neigungen und Kompetenzen erwerben, die die Akteure im jeweiligen betrachteten Kosmos ausmachen.¹³⁰

¹³⁰ Wacquant verweist darauf, dass seine ersten Schritte in das Box-Gym nicht vom Wunsch begleitet waren, diese Form von „körperlicher Soziologie“ exemplarisch durchzuführen und in ihrem Wert zu begründen. Eher wäre ihm die Notwendigkeit dieser Soziologieform immer klarer geworden beim Versuch „[...] to understand and fully master a transformative experience that I [Wacquant] had neither desired nor anticipated, and that long remained confusing and obscure to me“ (Wacquant 2004: VIII). Körperliche Soziologie meint so nicht nur eine Soziologie des Körpers, sondern auch aus dem Körper heraus, aus dem Körper als Werkzeug der Untersuchung.

6.2.2 Eine „beobachtende“ Teilnahme

Wie setzt man das obige Konzept der fleischlichen, in einen Kosmos eintauchenden Soziologie konkret um? Grundsätzlich handelt es sich bei Wacquants Vorgehen, wie oben schon angedeutet, um eine teilnehmende Beobachtung, wegen derer Intensität und Länge er auch von einer „beobachtenden Teilnahme“ spricht. Wacquant hatte über drei Jahre hinweg drei bis fünf Mal die Woche das Woodlawn Box Gym besucht, hatte sich in das Gym so sehr integriert, dass er Trainingskollegen auf Turniere (auch außerhalb Chicagos) begleitete und dort verschiedene Rollen übernahm: Fan, Gym-Kollege, Sparringspartner, Vertrauter, „Cornerman“ und Fotograf, sodass er Zutritt zu allen Bühnen und Hinterbühnen der Boxwelt erhielt (vgl. Wacquant 2004: 4f). Wacquants Absorbiertheit im Gym und der Welt des Boxens zeigt sich exemplarisch an seinen Feldnotizen, die er schrieb, als ein Besuch an der Universität Harvard näher rückte. Er schreibt, dass ihm die „Teilnahme“ so viel Vergnügen bereite, dass „Beobachtung“ sekundär würde. Er wünsche sich sogar seine soziologischen Studien aufzugeben und einer der „Boys“ im Gym zu bleiben und einfach nur weiter in der Atmosphäre des Gyms zu Boxen. Wacquant bezeichnet in seiner Feldnotiz diese Überlegung zwar selbst als vollkommen verrückt und unrealistisch, die Idee nach Harvard zu müssen, und dort Paper beim akademischen „tutti frutti“ zu präsentieren sei für ihn ein deprimierender Gedanke, verglichen „[...] to the pure and vivacious carnal joy that this goddamn gym provides me [...]“ (Wacquant 2004: 4). Mit dem alten Trainer DeeDee Armour verband Wacquant schließlich ein so starkes emotionales Band, dass er ihn als einen zweiten Vater bezeichnet. Die Vertrautheit von Wacquant mit seinen Gym-Kollegen ging so weit, dass er sie auch im Alltag abseits des Gyms begleitete: bei der Job- und Wohnungssuche, bei der Schnäppchenjagd in „ghetto stores“, beim Streit mit deren Frauen, beim „[...] cruising with their ‚homies‘ from the fearsome housing projects nearby“ (Wacquant 2004: 5). So wurde Wacquant auch zum Gast auf Hochzeiten, Beerdigungen, Taufen und dergleichen. Bei Wacquant findet sich daher meiner Einschätzung nach der von ihm formulierte Anspruch eines ganzheitlichen Eintauchens in einen Kosmos durchaus exemplarisch verwirklicht.¹³¹

Wacquants Verquickung im boxerischen Betrieb scheint zunächst ein offensichtlicher Fall von „going native“ zu sein, was Wacquant auch selbst thematisiert (vgl. Wacquant 2011: 87). Entgegen der angloamerikanischen Tradition, in der davor gewarnt würde, sei in der

¹³¹ In „Body & Soul“ finden sich trotzdem hauptsächlich Bemerkungen zum Geschehen innerhalb und um das Box Gym selbst, obwohl in Ausführungen über die Beziehung zwischen Ghetto und Gym auch die Lebenswelt unterprivilegierter Bezirke einbezogen wird.

französischen anthropologischen Tradition Going Native durchaus zulässig, in Verbindung mit einer subjektivistischen Epistemologie, die in die subjektive Tiefe des Anthropologen hineinführe. Gegen beide Varianten, angloamerikanische und französische Tradition, bezieht Wacquant Stellung: Er hält „Going Native“ dann für zulässig, solange man seine theoretischen und methodologischen Werkzeuge mitbringt, und dabei reflektiert und analytisch forscht. Ich interpretiere dies so, dass die Wahrnehmungen im Feld bewusst hinsichtlich verschiedener theoretischer Begriffe (z.B. in Wacquants Fall des Habitus) reflektiert werden. Nachdem man sich im Feld etabliert habe, müssten die eigenen Eindrücke so gut es geht „objektiviert“ werden um selbst ein Konstrukt zu entwerfen, anstatt vom Objekt konstruiert zu werden. Erkenntnistheoretische Reflexion sei, so Wacquant, in seiner Vorgangsweise Teil eines jeden Forschungsschrittes gewesen (Auswahl der Orte, Rekrutierung von Informanten, Auswahl von Fragen, Verwendung von Theorien und Methode), und geschah nicht ex post, wie er es in der textuellen Reflexivität von „subjektivistischen Anthropologen“ am Werk sieht (vgl. Wacquant 2011: 89).

Wacquant will seinen Ansatz daher auch nicht als Auto-Ethnographie verstanden wissen, der zentrale Akteur seiner Studie sei weder er selbst noch ein anderer der beteiligten Personen, sondern eher das Gym selbst, als soziale und moralische Schmiede (vgl. Wacquant 2011: 88). Wie weiter unten noch argumentiert wird, genügt Wacquants Vorgehen allerdings durchaus den Anforderungen an eine bestimmte Form der Autoethnographie.

Der Prozess des Eintritts in die Welt des Gyms und des Boxens sowie sein „Alltag“ darin wurde von Wacquant mit täglichen Feldnotizen festgehalten, die er des Nachts nach den Trainingseinheiten in sein Feldtagebuch übertrug, was jeweils mehrere Stunden dauerte (vgl. Wacquant 2004: 5). Neben diese Beobachtungsnotizen fertigte Wacquant auch Fotografien und Aufnahmen an, z.B. bei den Boxkämpfen, die seine Kollegen im Gym auf Veranstaltungen ausfochten. Diese „Daten“ bilden die Grundlage von Wacquants Studie „Body & Soul“. In einer Fußnote verweist Wacquant allerdings noch auf zahlreiche weitere Datenquellen, mit denen diese alltagsbezogenen, durch ethnographische Beobachtung gewonnenen Daten am Ende des Feldaufenthalts ergänzt und trianguliert wurden: erstens durch die systematische Sammlung der Lebensgeschichten der Hauptakteure des Gyms, zweitens mit über 100 Tiefeninterviews mit professionellen Boxkämpfern, deren Trainern und Managern die zu der Zeit in Illinois tätig waren, drittens durch die Zerlegung der „nativen“ Literatur (d.h. von Schriftstücken, die im Feld des Boxens entstanden waren, wie Fachmagazinen, Newslettern, Biographien und Autobiographien). Zudem trainierte Wacquant

in nicht näher genanntem Ausmaß auch noch in drei anderen professionellen Gyms in Chicago und besuchte dutzende andere Clubs in den US und in Europa während einer Periode von vier Jahren. Nähere Hinweise über den Modus dieser Triangulation gibt Wacquant jedoch nicht. Daher bleibt meiner Meinung nach auch nicht im Detail nachvollziehbar, wie weit Wacquants Ausführungen nur auf das Gym in Woodlawn zutreffen, und in wie weit sie verallgemeinerbar sind. An vielen Stellen weist zwar Wacquant auf Ähnlichkeiten und Unterschiede des Gyms in Woodlawn gegenüber anderen Gyms hin. Der Hauptduktus seiner Ausführungen scheint aber zu implizieren, dass seine Ausführungen über die Praxis des Boxens und den Habitus der Boxer durchaus über Woodlawn hinweg verallgemeinerbar sind (z.B. bei der Beschreibung des Sparrings als sozialer Praxis, auf die weiter unten noch eingegangen wird). Wacquant bleibt auch das genauere Vorgehen schuldig, was die Art der Auswertung seiner Feldnotizen betrifft. Er merkt aber an, Bourdieus Habituskonzept als organisierendes Prinzip der Auswertung benutzt zu haben.

6.3 Analytische Betrachtung der Studie

6.3.1 Aufbau der Studie

Wacquant hat „Body & Soul“ in drei Teile gegliedert (vgl. Wacquant 2004: 7f). Der erste ist ein im engeren Sinn soziologischer Teil, der die Beziehungen zwischen Straße und Ring aufzeigt und die Aneignung und Einimpfung des Boxens als „[...] gymnic, perceptual, emotional, and mental [work of] conversion [...]“ (Wacquant 2004: 7) darstellt, auf Basis einer nachahmenden und kollektiven Pädagogik. Der zweite Teil schildert minutiös die Ereignisse an einem Turnier-Tag, an welchem ein Kollege und Freund von Wacquant namens Curtis Strong in den Ring einer Taverne in einer Arbeiterklasse-Gegend steigt, beginnend mit dem frühmorgendlichen „Weight in“ des Kämpfers bis hin zu den Abschlussfestivitäten. Der dritte Teil behandelt im Sinne einer „soziologischen Novelle“ Wacquants eigenen Boxkampf bei den 1990 Chicago Golden Gloves, dem größten Amateur-Boxturnier im amerikanischen mittleren Westen. Alle drei Teile zusammen (Soziologie, Ethnographie im engeren Sinne, und Novelle), sollen nach Wacquant den LeserInnen einen möglichst lebensnahen Einblick in die Welt des Faustkampfes liefern und Boxer in „Bewegung“ zeigen.

Bei meinen folgenden Ausführungen steht der erste Teil von „Body & Soul“ im Zentrum der Aufmerksamkeit („The Street and the Ring“). Die folgenden Ausführungen haben nicht das Ziel, Wacquants Studie in allen Einzelheiten wiederzugeben, sondern beispielhaft als Habitusstudie darzustellen, die verschiedene Bourdieu'sche Konzepte, wie Kapital und

Disposition, um den Begriff „Habitus“ herum anordnet und so eine Analyse der Aneignungsbedingungen des faustkämpferischen Habitus aufzeigt. Am Ende werden diese Ausführungen kritisch rückbezogen auf die Frage, welche Stärken und Schwächen Wacquants Ansatz bietet, ob hier von einer Weiterentwicklung des Habituskonzept gesprochen werden kann, und wie es die Kritik am Habituskonzept berührt.

6.3.2 Das Habituskonzept in der Studie „Body & Soul“ - Der faustkämpferische Habitus

Wenngleich „Body & Soul“ als einflussreiches Beispiel für eine ausführliche Habitusstudie eingeschätzt wird (vgl. Sallaz/ Zavisca 2007: 34) taucht der Begriff „Habitus“ im ganzen Werk laut Index nur sechs Mal auf. Wie kann „Body & Soul“ dann als Habitusstudie eingeschätzt werden? Der Grund hierfür ist meiner Ansicht nach, dass Wacquant den Erwerb von Dispositionen aufzeigt, sowie den Prozess und die Strukturen, in denen sie von den (angehenden) Boxern ausgeprägt werden. Abstrakte theoretische Ausführungen über den Habitus finden sich bei Wacquant nicht, für ihn ist Habitus keine Antwort auf eine Forschungsfrage, sondern „[...] rather an organized manner of asking questions about the social world – in the case recounted here, a methodical plan to vivisect the social fabrication of pugilists in their workaday environment“ (Wacquant 2011: 91). Das Habituskonzept eignete sich zur Organisation der Feldnotizen seines Feldaufenthaltes und zur Analyse der sozialen Konstruktion von Boxern auf Grund von vier Eigenschaften (vgl. Wacquant 2011: 85f). Erstens besteht der Habitus aus erworbenen Dispositionen, sodass im Bezug auf den faustkämpferischen Habitus niemand als fertiger Boxer geboren wird, erst das Training impft boxerisches Verlangen und Fähigkeiten ein. Zweitens zeigt das Habituskonzept, dass praktische Meisterschaft unterhalb der Ebene des Bewusstseins operiert, was auch auf das Boxen zutrefte, wo Reflexion auf Bewusstseinssebene sogar schädlich sein kann. Drittens zeige der Habitus, dass Dispositionen, die ihn ausmachen, je nach sozialer Position und bisheriger Laufbahn der Akteure unterschiedlich ausgeprägt sind, sodass auf Grund früherer Erfahrungen manche Akteure besser dazu geeignet sind, das Boxen zu lernen als andere. Viertens verweist das Habituskonzept darauf, dass die sozial konstruierten kognitiven Strukturen und die Strukturen des Wollens form- und übertragbar sind, weil sie selbst Ergebnis einer Übertragungsarbeit sind. Um den Habitus zu erforschen, müssen daher die organisierten Praktiken untersucht werden, die dazu dienen ihn zu vermitteln.

Was ist der pugilistische / faustkämpferische Habitus, mit dem sich Wacquant beschäftigt? Wacquant bezeichnet den Boxer-Habitus als „[...] the specific set of bodily and mental schemata that define the competent boxer [...]“ (Wacquant 2004: 16). Ein Boxer zu werden

bedeutet die allmähliche, zunehmende Aneignung eines Sets von körperlichen Mechanismen und mentalen Schemata, die so eng verflochten sind, dass sie den Unterschied zwischen dem Physischen und dem Geistigen verwischen (vgl. Wacquant 2004: 17).

Wie weiter oben in den Ausführungen zu Bourdieus Habituskonzept dargestellt, fasst also auch Wacquant den Habitus zunächst eine bestimmte Konfiguration von verschiedenen Schemata, die in ihrem spezifischen Zusammenwirken dafür sorgen, dass Akteure in einem bestimmten Feld erfolgreich bzw. angepasst sind (und zum „competent boxer“ werden).

Wenngleich „Habitus“ als Begriff daher nicht oft in der Studie auftaucht, ist es ein zentrales Konzept von „Body & Soul“, welches von Wacquant ganz im Sinne von Bourdieu als relationaler Begriff benutzt wird, der mit anderen zentralen Begriffen Bourdieus, wie Kapital und Feld, in der Studie genutzt wird. Eine Darstellung des Habitus in „Body & Soul“ erfordert daher auch den Rekurs auf diese weiteren zentralen Begriffe.

Der Habitus eines Akteurs besteht also aus verschiedenen Schemata, diese lassen sich aber nur innerhalb einer bestimmten sozialen Praxis sinnvoll und „gewinnbringend“ anbringen. Wacquant lässt keinen Zweifel daran, dass Boxen für ihn durch und durch eine soziale Praxis ist. Wacquant bezieht sich hierbei explizit auf Bourdieu, der als zentrales Kennzeichen von Praxis herausgestellt hat, dass ihre Logik körperlich vollzogen wird, ohne die Intervention des diskursiven Bewusstseins oder von Reflexion (vgl. Wacquant 2004: 58). Für Wacquant ist Boxen geradezu eine Verkörperung dieser Definition, denn die „Regeln“ des Boxen können zwar heruntergebrochen werden auf körperliche Bewegungen, aber diese sind nur dann verständlich, wenn sie in actu vollzogen werden, und somit an der Grenze dessen liegen, was intellektuell begriffen und kommuniziert werden kann. Deshalb ist Boxen für Wacquant auch eine Kunst, die nur verstanden werden kann, wenn man Praktiker-Wissen davon hat. Die „Kultur“ des Boxens lässt sich nicht in Form von Begriffen kommunizieren, die unabhängig von ihrer Anwendung bestehen. Sondern sie besteht aus einem „[...] diffuse complex of postures and (physical and mental) gestures that, being continually (re)produced in and through the very functioning of the gym, exist in a sense only in action, and in the traces that this action leaves within (and upon) bodies“ (Wacquant 2004: 59). Weil die Fähigkeit des Boxen-Könnens somit rein verkörpertes Kapital ist, kann es am Ende einer Boxkarriere auch nicht konvertiert werden, meint Wacquant, und ist in anderen Domänen nutzlos. Das Einschreiben der Erfordernisse eines Feldes in einen verkörperten Habitus wird bei Wacquant besonders exemplarisch angesprochen: „Pugilism is [...] practical knowledge composed of schemata that are thoroughly immanent to practice. It follows that the inculcation of the

dispositions that make the boxer comes down to a process of *Bildung* of the body, a particular (re)socialization of physiology [...]” (Wacquant 2004: 59). Diese Umformung des Körpers ist, so bezieht sich Wacquant explizit auf Bourdieus “Entwurf einer Theorie der Praxis”, ein Ersetzen des „unzivilisierten“ bzw. unkultivierten Körpers durch einen habitualisierten Körper, der zeitlich und motorisch den Erfordernissen eines Feldes angepasst und umgeformt wird. Diese Umformung geschieht durch das Training, das ein Preisboxer durchläuft. Das Training überträgt in „praktischer“ (d.h. meiner Meinung nach: im Wesentlichen auf unreflexive) Weise durch „[...] direct embodiment, a practical mastery of the fundamental (corporeal, visual, and mental) schemata of boxing“ (Wacquant 2004: 60). Besonders hebt Wacquant den repetitiven Charakter des Boxtrainings hervor, dem er eine asketische Qualität zuschreibt: “[I]ts different phases are infinitely repeated day after day, week after week, with only barely perceptible variations.” (Wacquant 2004: 60).¹³²

6.2.3 Das Gym als Ort der Habitusaneignung und Ausprägung eines praktischen Sinnes

Das Training, das den Körper der Boxer umformt, und wie noch zu zeigen sein wird, neben dem körperlichen auch eine emotionale Umwandlungsarbeit vornimmt, findet im Gym statt. Das Gym ist nach Wacquant der „versteckte Motor“ der Welt des Boxens (vgl. Wacquant 2004: 13ff). Es ist der Ort, an dem der pugilistische Habitus hauptsächlich erworben wird: hier wird sowohl der Körper entsprechend ausgeformt, das technische Können und strategische Wissen vermittelt, als auch eine besondere Werteeinstellung übertragen („the

¹³² Für viele angehende Boxer ist diese fast mönchische Eintönigkeit zu viel und sie brechen das Training ab (vgl. Wacquant 2004: 60ff). Während das Woodlawn Gym in der Regel von 13 bis 19 Uhr geöffnet hatte, obliegt es den Athleten selbst, wann sie kommen wollen oder können. Das regelmäßige Durchlaufen der Trainingsroutinen (die meisten Preisboxer in Woodlawn trainierten vier bis fünfmal die Woche im Durchschnitt, und das meist zwischen 45 und 90 Minuten lang, zwischen 14 und 16 Uhr, auch wenn Häufigkeit und Dauer sich bei den Boxern unterscheidet) ist für etablierte Boxer im Gym so wichtig, dass ein längeres Aussetzen bereits zu Gerüchten führen kann (z.B. dass der jeweilige Boxer AIDS hätte). Die Trainingsroutine ist bei den Boxern so ähnlich, dass Wacquant von einem typischen Trainingsablauf spricht, den jeder Boxer an seine Bedürfnisse anpasst: Zuerst Schattenboxen vor einem Spiegel und im Ring, dann Training am „Hard Bag“ und am „Speed Bag“, Seilspringen und Bauchmuskel- und Rumpfübungen. Für eine detaillierte Trainingsbeschreibung eines der Boxer vgl. Wacquant 2004: 61ff. Die Entbehrungen enden nicht mit dem Verlassen des Gyms. Außerhalb des Gyms müssen die Preisboxer strenge Ernährungsgebote beachten (z.B. kein Zucker, viel Fisch, viel Geflügel), reguläre Trainingszeiten einplanen, frühe Bettruhe damit der Körper sich erholen kann, und einige Wochen vor einem Turnierkampf gilt strenge sexuelle Enthaltsamkeit „[...] for fear of losing his vital bodily fluids and sapping his physical strength and his mental resolve“ (Wacquant 2004: 67). Mehr als das Training im Gym machen diese Regeln laut Wacquant das Leben für die Boxer sehr entbehrungsreich. Kompensation dafür stellen eine Reihe von „kleinen Freuden“ bereit (vgl. Wacquant 2004: 68f): die sehr männlichkeitsbetonte Kameradschaft im Gym, das Gefühl, den eigenen Körper zum Erblühen zu bringen, und ein Gefühl der Distinktion (nämlich einer kleinen „Gilde“ anzugehören, die für ihre physische Härte und Tapferkeit bekannt ist, und sich so als distinkt von anderen zu wissen). Zudem wird das Gym stark emotional beladen, und zu einer zweiten Heimat.

flame of pugilistic desire“). Neben diesen stark und offensichtlich mit dem Boxen verbundenen Aufgaben erfüllt das Gym noch weitere Funktionen¹³³: Es ist einerseits im Durkheimschen Sinne eine Schule der Moral und stellt Disziplin, Gruppenzugehörigkeit, Fremd- und Selbstrespekt her sowie den autonomen Willen, sich dem Boxen zu widmen. Andererseits sorgt es für eine Debanalisierung des alltäglichen Lebens abseits vom Gym: wer sich ernsthaft mit Boxen beschäftigt, erwirbt beinahe mönchische Lebensweisen (beispielsweise strenge Nahrungsgebote und sexuelle Enthaltsamkeit vor Kämpfen). Ein weiterer Aspekt ist (zumindest im Falle des Woodlawn Gyms) eine Schutzfunktion gegenüber der Nachbarschaft und dem alltäglichen Leben. Auf diesen Aspekt wird weiter unten noch eingegangen, wenn ich die Bezüge zwischen Ghetto und Gym nachzeichne.

Ziel des harten Trainings im Gym ist es, am Tag des (Turnier-)Kampfes physisch und technisch in Bestform zu sein. Dies manifestiert sich in der Gym-Weisheit: „You win your fight in the gym“ (Wacquant 2004: 67). Im Selbstbild von professionellen Preisboxern nimmt das Training die Stelle einer geregelten Arbeit ein, mit dem Körper als Werkzeug, sodass das Boxen den Status einer gelernten manuellen Arbeit annimmt.

Wenngleich es beim Boxen nur eine geringe Anzahl an grundlegenden Techniken gibt (z.B. Jab, Haken, Gerade, usw.) braucht es, bis diese praktisch eingesetzt werden können, eine gründliche „physische Erneuerung“ (physical rehabilitation), eine Umwandlung der motorischen Koordination, und sogar eine psychische Umwandlung (vgl. Wacquant 2004: 69). Ziel dabei ist eine praktische Meisterschaft dieser Techniken. Reines Theoriewissen (theoretische Meisterschaft) nützt im Ring nichts, etwa in dem Sinne, dass man weiß, dass ein Jab verwendet wird, den Gegner auf Distanz zu halten, indem die Füße, Hüften, Schultern und Arme entsprechend ausgerichtet werden und der Arm sprunghaft in Richtung des gegnerischen Kopfes oder Oberkörpers ausgestreckt wird, während man einen Schritt nach Vorne macht und leicht in die Knie geht. Wacquant verweist darauf, dass sich statt einer theoretischen Aneignung die Bewegungen in das körperliche Schema der Praktizierenden einschreiben müssen, und erst nach zahllosen physischen Drilleinheiten, in denen sie bis zur Ermüdung wiederholt werden, vom Körper assimiliert werden, und auch erst dann (sozusagen im Nachhinein) dem Verstand vollkommen klar werden. Wacquant spricht hierbei von einem

¹³³ Um diese Funktionen zu erkennen, ist es nach Wacquant sowohl hinreichend als auch notwendig, den „Fußsoldaten“ des Boxens (meines Erachtens nach: den oft unbekannten, fleißig trainierenden Nachwuchsboxern, also eben nicht den „Stars“ des Boxhimmels) in ihrer täglichen Routine (auch selbst) zu folgen, was Wacquant ja auch jahrelang getan hatte.

Verstehen des / durch den Körper, der ein visuelles und kognitives Erkennen übersteigt und ihm vorausgeht: „Only the permanent carnal experimentation that is training, as a coherent complexus of ‘incorporating practices’, can enable one to acquire this practical mastery of the practical rules of pugilism, which precisely satisfies the condition of dispensing with the need to constitute them as such in consciousness“ (Wacquant 2004: 69). Meiner Einschätzung lässt sich bei dieser praktischen Meisterschaft, die die Bewegungen des Körpers selbst verändern, von einer Art faustkämpferischen Hexis sprechen. Da Wacquant ansonsten sehr „treu“ der Terminologie Bourdieus folgt, verwundert es eigentlich, dass Wacquant den Begriff der Hexis in „Body & Soul“, der für den Bereich einer solchen Untersuchung ja geradezu prädestiniert scheint, nicht verwendet hat.

Dieser Vorgang der Aneignung einer praktischen Meisterschaft verläuft nach Wacquant dermaßen schleichend, dass ausführlich endlose Feldnotizen nach Trainingseinheiten zitiert werden müssten, um ihn sichtbar zu machen, wobei erst durch deren Alltäglichkeit und Redundanz ersichtlich würde die (geradezu schmerzhaft) langsame, von Woche zu Woche sich steigernde, Meisterschaft der Bewegungen und des kognitiven Verständnisses der Bewegungen (vgl. Wacquant 2004: 70f). Zudem zeige sich dann auch die Veränderung, die in der Beziehung zum eigenen Körper und zur eigenen Wahrnehmung des Gyms und damit verbundener Aktivitäten eintritt. Die jeweils verbundenen Sinneseindrücke, die in der Herausbildung des angehenden Boxers den Boxer begleiten (eine „sensuous intoxication“), lassen sich überhaupt nicht festhalten, außer mit den Werkzeugen der visuellen Soziologie (oder gar einer Soziologie, die auch andere Sinne wie Gerüche berücksichtigen kann).¹³⁴

6.2.4 Die Vermittlung des faustkämpferischen Habitus als implizite und kollektive Pädagogik

Wacquant analysiert den vorhergehenden Ausführungen gemäß sehr anschaulich, dass der boxerische Habitus eine Folge von kontinuierlichem Training ist. Damit ist noch nicht gesagt, wie dieser Habitus im Gym konkret vermittelt wird, bzw. wie die boxerischen Schemata inkorporiert werden. Wacquant wendet sich auch ausführlich dieser Thematik zu. Für ihn ist das konkrete Training im Gym eine implizite, auf „praktische“ und kollektive Weise verlaufende Einimpfung der vorhin angesprochenen Schemata (vgl. Wacquant 2004: 99). Boxen wird gestisch, visuell und nachahmend vermittelt. Weil die Vermittlung in actu erfolgt,

¹³⁴ Für einen literarisch durchaus anspruchsvollen Versuch, seine Eindrücke seiner ersten Sparringseinheit im Ring zu schildern, vgl. Wacquant 2004. 71-77.

kann Boxen nicht aus Büchern gelernt werden, weil in diesen zwar minutiös Techniken und ihr technischer Ablauf beschrieben werden können, aber trotzdem diese aus ihrer zeitlichen Verortung herausgerissen werden: die Boxer lernen dabei nicht, wann eine bestimmte Technik angebracht werden sollte. Dies könnte meiner Einschätzung nach höchstens theoretisch beschrieben werden, aber dann fehlt erneut die körperliche Assimilierung dieses Wissens, ohne die es im Ring nicht praktisch angewandt werden kann.

Die Einführung in das Boxen geschieht auf kollektive Weise, durch Nachahmung und durch wechselseitige Ermunterung (vgl. Wacquant 2004: 102ff). Der Trainer muss einen routinierten Trainingsablauf fördern und koordinieren, er ist aber nicht die alleinige Vermittlungsinstanz des boxerischen Könnens. Im Gym wirkt nach Wacquant eine implizite und kollektive Pädagogik, und diese ermöglicht eine wesentlich stärkere Sozialisation als absichtliche, „planvolle“ Pädagogik. Der Trainer des Woodlawn Gym beispielsweise erklärt Anfängern die einzelnen Techniken nicht im Detail, sondern zeigt eher Fehler auf, die beim Nachahmen der Techniken auftreten (z.B. „Zieh nicht die Hand hinter den Kopf zurück“). Oft ist den Boxern nicht klar, welcher Trainierende genau mit einer Korrektur gemeint ist, weil Coach DeeDee die Korrekturen quer durch das Gym brüllt, und sich so jeder angesprochen fühlen kann, sein eigenes Tun daraufhin reflektiert und sich anstrengt, keine weiteren Fehler zu machen. Wacquant bezeichnet dies als einen Mechanismus der „permanenten, kollektiven Korrektur“. Dies erscheint zwar auf den ersten Blick wie eine Vernachlässigung, und als planlos, weil der Coach kein explizites Lehrprogramm verfolgt (sondern eher ermahnt, rügt, still zusieht und dergleichen). Das Training ist aber dennoch nicht willkürlich: es wird vom „boxpraktischen Sinn“ des Coaches geleitet, der durch diesen praktischen Sinn weiß, wo und wie Verbesserungen vorgenommen werden können. Der Großteil des faustkämpferischen Könnens wird aber nach Wacquant ohnehin ohne expliziten Eingriff des Coaches übertragen (vgl. Wacquant 2004: 112ff). Zwar sorgt er dafür, dass die Boxer sich weder zuviel noch zu wenig aufbürden, in Woodlawn war das Boxen-Lehren aber eine kollektive Tätigkeit, in drei Hinsichten. Erstens läuft das Training zeitlich hochgradig synchronisiert ab: durch „Time in!“ und „Time out!“ Rufe wird das Training eingeteilt in Trainingsblöcke, wobei jeweils 3 Minuten lang „gearbeitet“ und 30 Sekunden gerastet wird (bei Sparringskämpfen 1 Minute). Das führt dazu, dass dieser Rhythmus sich in die Körper einschreibt und die biologische Uhr so sehr programmiert, dass irgendwann keine „Time in/out“ Rufe notwendig wären, wie Wacquant bei sich selbst festgestellt hatte. Weil das Training aller Boxer zeitlich so koordiniert ist, tritt, zweitens, ein Nachahmungseffekt ein (vgl. Wacquant 2004: 117f): die Boxer können sich Vorbilder im Gym suchen. „Pugilistic knowledge is thus transmitted by

mimeticism or countermimeticism, by watching how others do things, scrutinizing their moves, spying on their responses to DeeDee's instructions, copying their routine, by imitating them more or less consciously – in others words, outside of the explicit intervention of the coach“ (Wacquant 2004: 117). Wacquant verweist hierbei erneut auf die Notwendigkeit, selbst in einem Gym boxen zu müssen, um das Soziale im Boxen zu verstehen. Die wechselseitige Sozialisation zwischen dem Körper (und damit m.E. dem Habitus) und dem Feld wird erst durch tatsächliches Praktizieren des Boxens sichtbar. Erst wenn der Habitus des angehenden Boxers die Stimuli des Gyms zu entschlüsseln lernt, beginnt der Prozess, in dem das Boxen vermittelt wird. Es müssen folglich bereits bestimmte Wahrnehmungskategorien und -schemata vorhanden sein (das „Auge des Boxers“), damit man die sonst unsichtbaren, zahllosen Eigenschaften des faustkämpferischen Körpers entschlüsseln lernt, und so erst diesen Sport als „sinnvoll“ und „verständlich“ erfährt. Training vermittelt daher in actu sowohl eine körperliche Meisterschaft über die Techniken, als auch eine Meisterschaft der Wahrnehmung (über das Einimpfen von Wahrnehmungsschemata): dialektisch verstärken sich diese Meisterschaften im Laufe fortwährenden Trainings. Der dritte Aspekt, in dem das Boxtraining eine kollektive Tätigkeit ist, besteht darin, dass der Coach in seiner Funktion von allen Mitgliedern des Gyms unterstützt wird, beispielsweise von erfahrenen Boxern, die informell, aber aktiv, Neuzugänge instruieren, z.B. die Bewegungen und Techniken korrigieren (vgl. Wacquant 2004: 120). Sobald man als Neuzugang durch Beflissenheit und Mut im Ring seine Ernsthaftigkeit bewiesen hat, wird der Trainingsfortschritt des Neuzugangs zur kollektiven Verantwortung. Wacquant verweist hier auf eine Hierarchie des Gyms, die bei längerer Teilnahme erkennbar wird: man instruiert diejenigen, die bezüglich der Fertigkeit unter einem stehen, und tauscht sich aus mit Boxern von vergleichbarem Können. Die Rolle des Coaches besteht also nicht darin, alleine dem Boxer sämtliches Können zu vermitteln, sondern der Coach sorgt (neben Korrekturen beim einzelnen Boxer und ins ganze Gym gerufene Hinweise) dafür, dass das gemeinsame Tempo eingehalten wird und jeder seinen Platz im „gemeinschaftlichen Box-Unternehmen“ einhält (vgl. Wacquant 2004: 124ff).¹³⁵ Insgesamt ist es nach Wacquant angesichts dieser kollektiven Pädagogik sinnlos, zwischen den Elementen trennen zu wollen, die ein Boxer durch den Coach vermittelt bekommt, und jenen, die von anderen Boxern kommen (vgl. Wacquant 2004: 126). Es ist, im Sinne

¹³⁵ Dieses kollektive Element beim Training hat sich als Doxa etabliert, als nicht weiter zu bezweifelnder fester Bestandteil. Rationalisierungen des Trainings werden durch diese Doxa gehemmt, z.B. wird vor einem Profikampf in Woodlawn nicht weiter der Gegner analysiert, indem beispielsweise Videoaufnahmen des Gegners betrachtet werden. Man nimmt sich stattdessen vor, einfach nach den Regeln der Kunst zu boxen.

Durkheims, das Milieu des Gyms als Bündel von physischen und moralischen Kräften, das den Boxer formt: das unauftrennbare System der materiellen und symbolischen Beziehungen zwischen den Mitgliedern, und der Arrangierung ihrer Körper in Raum und Zeit des Gyms.

Einen wichtigen Stellenwert im Aneignen von Schemata und Hexis nimmt das sogenannte „Sparring“ ein. Sparring ist das Anwenden der vorher im Einzeltraining eingeschliffenen Boxtechniken gegen einen (bis zu einem gewissen Grad kooperativen) Partner im Ring (vgl. Wacquant 2004: 77). Sparring dient dazu, die Bedingungen eines echten Boxkampfes zu simulieren und so die zuvor erlernten Techniken praktisch anzuwenden. Sparring steht zwischen (Solo-)Schattenboxen und dem echten Boxkampf und „[...] it demonstrates the *highly codified nature of pugilistic violence*“ (Wacquant 2004: 80). Wenngleich es vom zeitlichen Aufwand her nur einen geringen Teil des Trainings einnimmt, ist Sparring ein unersetzlicher Teil der Hervorbringung des faustkämpferischen Habitus, wie Wacquant herausstellt. Beim Sparring müssen die Partner zueinander passen (entweder sie weisen den gleichen Grad an körperlichen und technischen Voraussetzungen auf, oder ein Anfänger wird mit einem Fortgeschrittenen sparren, der sich verantwortungsvoll entsprechend zurückhalten kann), worauf der Trainer zu achten habe, wenngleich dies in manchen Gyms nicht so streng gehandhabt würde (vgl. Wacquant 2014: 80ff). Wacquant verweist darauf, dass das gegenseitige Knüpfen von Vertrauen zwischen den Sparringspartnern zu einem sozialen Kapital wird: wer dafür bekannt ist, ein Sparring nicht an seinen Partner anzupassen (und z.B. gegenüber Anfängern zu hart zuschlägt) verliert dieses soziale Kapital, und ist kein gern gesehener Sparringspartner. Damit beide einen Trainingserfolg aus dem Sparring ziehen, muss der Grad der Gewalt daher wechselseitig angepasst werden (Prinzip der Reziprozität; vgl. Wacquant 2004: 83-87). Im Falle eines eindeutig überlegenen, weil fortgeschrittenen Partners, kann dieser sich das Ziel setzen, möglichst schnell, aber nicht hart, zuzuschlagen. Manche Boxer brauchen länger, sich an das Prinzip der Reziprozität zu gewöhnen, widerspricht es doch dem vorherrschenden Prinzip der unbegrenzten Konkurrenz, das in der unterprivilegierten sozialen Umgebung des Gyms vorherrsche.

Sparring ist nach Wacquant ein sehr wichtiger Teil der Ausprägung eines faustkämpferischen Habitus und betrifft vor allem die Umwandlung der Wahrnehmungs-Schemata der Kämpfer: Es ist „[...] an education of the senses and notably of the visual faculties [...] a progressive reorganization of perceptual habits and abilities“ (vgl. Wacquant 2004: 87). Von Trainingseinheit zu Trainingseinheit gewöhnt sich der Boxer an die durch Handschuhe und Kopfschutz eingeschränkte Sicht, und bekommt „ein Auge“ für seinen Gegner, das ihm

erlaubt, dessen Bewegungen vorherzusehen (indem Anzeichen richtig gelesen werden, z.B. eine Drehung der gegnerischen Schulter). Daneben kann Sparring auch als eine Form von „emotionaler Arbeit“ betrachtet werden (vgl. Wacquant 2004: 91-94). Die Boxer lernen, ihre Emotionen in den Griff zu bekommen. Im Sparring wird der Verlust der emotionalen Kontrolle sofort sanktioniert. Kontrolle der Emotionen umfasst einerseits die Fähigkeit, Emotionen im Zaum zu halten oder zu unterdrücken, z.B. bei vielen Treffern durch den Gegner, bei verbalen Provokationen oder bei gegnerischem unfairem Verhalten sich nicht erzürnen oder frustrieren zu lassen. Andererseits umfasst es die Fähigkeit, Emotionen anzukurbeln (eine kontrollierte Wut aufzubauen). Diese Punkte betrafen den inneren Aspekt von Emotionen. Die Kontrolle nach außen hin dagegen besteht darin, keine Signale an den Gegner zu liefern, z.B. wenn ein Schlag sehr schmerzhaft war. Die Fähigkeit mit Angst und Schmerzen umzugehen, sind somit erworbene Fähigkeiten. Die Schmerzgrenze wird durch kontinuierliche Schmerzerfahrungen hinaufgesetzt, und der selbsterhaltende Drang (z.B. Zusammenzucken oder der Fluchtreflex) wird so gezähmt. Boxen zu lernen bedeutet somit nicht bloß, einzelne Boxtechniken zu üben, sondern „[t]o learn how to box is to imperceptibly modify one's bodily schema, one's relation to one's body and to the uses one usually puts it to, so as to internalize a set of dispositions that are inseparably mental and physical and that, in the long run, turn the body into a virtual punching machine, but *an intelligent and creative machine capable of selfregulation* while innovating within a fixed and relatively restricted panoply of moves as an instantaneous function of the actions of the opponent in time“ (Wacquant 2004: 95). Körperliche und mentale Dispositionen verschmelzen auf diese Weise, sodass sich Willenskraft, Absicht, Konzentration und emotionale Selbstkontrolle in verschiedenste Reflexe des Organismus einschreiben.¹³⁶ Ein exzellenter Boxer zeichnet sich somit dadurch aus, dass der Körper des Kämpfers automatisch urteilt und berechnet, ohne ein zwischengeschaltetes abstraktes Denken oder explizite strategische Berechnung, die einen teuren Zeitverlust bedeuten würden (vgl. Wacquant 2004: 97). Ein guter Boxer hat daher einen „kultivierten“ Instinkt, sein Körper wird zum „spontanen Strategen“: „[...] it knows, understands, judges, and reacts all at once“ (Wacquant 2004: 97). Anfänger lassen sich daher an ihren mechanischen Bewegungen und ihren schon vorab absehbaren Kombinationen erkennen. In einer typisch an Bourdieu erinnernden Diktion bezeichnet Wacquant die

¹³⁶ Wacquant verweist darauf, dass diese Verschmelzung von mentalem und körperlichem so stark sei, dass manche Boxer selbst dann noch weiterkämpfen können, wenn ihr Bewusstsein durch einen Schlag ausgeschaltet wurde. Während sie ein „Black Out“ haben, steht ihr Körper weiterhin im Ring und kämpft ohne mentales Eingreifen des Bewusstseins weiter (vgl. Wacquant 2004: 96).

Strategie des Boxers als das Ergebnis des Zusammentreffens des faustkämpferischen Habitus mit dem Feld, das diesen Habitus hervorgebracht hat. Die Strategie ist Teil einer verkörperten praktischen Vernunft, die auch nicht mehr der Logik einer individuellen Wahl unterliege. Die Urteile, die innerhalb eines Boxkampfes von den Teilnehmern vermittelt über den faustkämpferischen Habitus automatisiert getroffen werden, sind das Gegenteil von geplanten Entscheidungen des berechnenden Verstandes. Im Ring wird der Körper selbst zum Akteur von Handlungen, wird zum „Subjekt“ der faustkämpferischen Praxis.

Der praktische Sinn eines Boxers ermöglicht es ihm (im Idealfall) auch, sein körperliches Kapital („bodily capital“) auf eine Weise zu verwalten, dass es möglichst lange einsatzfähig ist (vgl. Wacquant 2004: 127ff). Verwaltung des Körperkapitals meint ein „[...] rigorous management of the body, a meticulous maintenance of each one of its parts (most notably the hands but also the face), an attention of every moment, in and out of the ring, to its proper functioning and protection“ (Wacquant 2004: 127). Der sorgsame Umgang mit dem Körper ist weniger das Ergebnis einer absichtsvollen, über alle Umstände aufgeklärten maximierenden Einstellung, sondern eher ein Ergebnis des faustkämpferischen praktischen Sinnes, der sich durch langanhaltenden Kontakt mit anderen Athleten, Coaches, nach vielen Trainingseinheiten und Kämpfen einstellt. Absichtlich kann diese Form des Umgangs mit dem Körper laut Wacquant gar nicht hergestellt werden, trotz Rationalisierungsbemühungen von Trainern, Boxern und dergleichen. Es ist ein praktisches Wissen über die Funktionsweise, die Grenzen, Stärken und Schwächen ihrer Körper, ihrer Ringtaktiken und des jeweils notwendigen Lebensstils außerhalb des Gyms. Wacquant beschreibt eine Reihe von Techniken, die dazu dienen sollen, den Körper zu erhalten, z.B. das Binden der Hände mit Boxbandagen, Atemtechniken, die Verwendung von Cremes, sowie exotischere Techniken wie das Abhärten der Haut an den Händen mit Salzlake. Gutes Kapitalmanagement zeichnet sich dadurch aus, dass ein Kompromiss gefunden wird zwischen zu viel Training (in diesem Fall verschwenden die Boxer Ressourcen und verkürzen ihre möglichen Karrieren) und zu wenig Training / Disziplin (dann sind sie nicht genug auf Kämpfe im Ring vorbereitet und riskieren Verletzungen).¹³⁷ Nicht zuletzt müssen Boxer (unterstützt durch ihre Coaches) dafür sorgen, dass ihr Gewicht nicht zu sehr von ihrem offiziellen Kampfgewicht abweicht: sind sie zu schwer, rutschen sie in die nächst höhere Gewichtsklasse hinauf, wo sie mit schwereren und ungewohnt kämpfenden Kontrahenten zu rechnen haben. Sind sie zu leicht, verschenken

¹³⁷ Anhand der Boxer Butch und Curtis zeigt Wacquant zwei Beispiele auf, die er als idealtypische Realisierung dieses Gegensatzes von zu wenig und zu viel Vorbereitung bezeichnet (vgl. Wacquant 2004: 130-138).

sie einen Gewichts-Vorteil (vgl. Wacquant 2004: 138ff). Nicht nur der Boxer selbst, auch der Coach trägt dafür Sorge, den Körper der Boxer vor zu viel Verschleiß zu bewahren, z.B. indem bei Sparringskämpfen die Gewalt sehr dosiert eingesetzt wird. Im Bereich des Körpermanagements kommt es auf die „practical mastery of time“ an: sowohl das physische als auch das emotionale Investment müssen vom Boxer und Preiskämpfer auf die Dauer des Feldes eingeteilt werden. Diese Investments und die Inkorporierung der pugilistischen Techniken und Prinzipien erfordern viel Zeit. Es dauert nach Wacquant zwei bis drei Jahre, die boxerischen Grundkenntnisse zu erlernen, und weitere drei Jahre, um es zum Können eines professionellen Boxers zu bringen. Fehlt einem Boxer die Geduld, kann ein Trainer zumindest zeitweilig die notwendigen Beschränkungen (z.B. kein Übertraining), die einen Verschleiß verhindern, von außen auferlegen. Übertraining führt dazu, dass der Körper der Boxer selbst die Bremse zieht: es erhöht die Chance für Verletzungen, wobei vor allem die dann häufigen kleinen Verletzungen das Trainingstempo reduzieren (wer sich z.B. die Knöchel der Hände anknackst, kann kein Sandsacktraining machen, und dergleichen). Der Prozess des Boxenlernens kann also nicht über Gebühr beschleunigt werden.

6.2.5 Die objektiven Strukturen – Das Gym in Symbiose und Opposition zur Straße

Das Woodlawn Gym ist verortet in einer „unterprivilegierten“ schwarzen Wohngegend. Weiter oben war bereits von den Funktionen des Gyms gesprochen worden, und dass es auch eine Schutzfunktion gegenüber der Nachbarschaft und des alltäglichen Lebens erfülle (vgl. Wacquant 2004: 14). Wacquant bezeichnet das Gym diesbezüglich als „Zuflucht“ vor dem Elend und den Verlockungen, die die Kultur und Wirtschaft der (unterprivilegierten) „Straße“ für junge Männer bereithält. Das Gym hat somit auch eine soziale Bedeutung, die sich aber erst zeigt, wenn man die Struktur der Lebenschancen in der Nachbarschaft des Gyms erfasst (vgl. Wacquant 2004: 17ff). Wacquant zeigt hierzu eine Reihe empirischer Indikatoren auf, die darstellen, wie sehr der Bezirk Woodlawn ökonomisch und sozial unterprivilegiert ist. Beispielsweise lebt ein Drittel der Familien unter der offiziellen bundesstaatlichen Armutslinie, die Arbeitslosigkeit ist mit 20% doppelt so hoch als der Chicago-Durchschnitt, es gibt auch keine High-School oder Bibliothek im Bezirk.¹³⁸ Die allgegenwärtige Kriminalität erzeuge ein Klima der dauerhaften Angst, das den Alltag und zwischenmenschliche Beziehungen beeinflusst. Das Gym selbst wirkt nach Wacquant ebenfalls wie eine Festung: vergitterte Fenster, Metalltüren und ein Alarmsystem, dazu

¹³⁸ Vgl. für die Indikatoren Wacquant 2004: 19-24.

Schlagwaffen im Eingangsbereich und im Büro des Gyms. Beinahe alle Mitglieder des Gyms haben entweder Morde als Zeugen miterlebt oder wurden selbst Opfer von Schüssen oder Messerangriffen. In ihrer Jugend mussten viele auf der Straße kämpfen, um ihre Kleidung oder ihr Essensgeld behalten zu können.

Innerhalb dieser Nachbarschaft erfüllt das Gym eine Schutzfunktion und bietet den Trainierenden Ordnung, Schutz und einen sicheren Bereich, um zwischenmenschliche Kontakte zu pflegen (vgl. Wacquant 2004: 26f).¹³⁹ Ein „unausgesprochener Code“ verpflichtet die Boxer, ihre Probleme von außen nicht ins Gym zu bringen (z.B. Familienprobleme, Verpflichtungen, Statusprobleme). Es werden in Gesprächen im Gym daher die Themen ausgespart, die diesen lockeren persönlichen Austausch, und damit diese besondere Form der männlichen Subkultur im Gym, stören können. Diesen hauptsächlich (aber nicht nur) am Boxsport ausgerichteten Gesprächen kommt nach Wacquant eine besondere, nicht gleich ersichtliche Rolle im Curriculum des Boxens zu: „[...] they convey in oral and osmotic fashion to the apprentice boxers the folk knowledge of the occupation. In the form of more or less apocryphal stories, gym gossip, fight anecdotes, and other street tales, these conversation [sic!] impregnate them with the values and categories of judgment in currency in the pugilistic universe“ (Wacquant 2004: 40). Diese Werte umfassen sowohl Gruppensolidarität als auch aufsässigen Individualismus, physische Härte und Mut („Herz“), einen Sinn für (männliche) Ehre sowie eine Betonung von persönlicher Leistung. Diese Aspekte sind nach Wacquant aber auch die Ankerwerte der „Ghettokultur“. Wacquant spricht davon, dass das Boxgym sich gegenüber dem Ghetto in einer „symbiotischen Opposition“ befindet: es rekrutiert Mitglieder aus der Jugend des Ghettos und baut auf der maskulinen Kultur körperlicher Härte, persönlicher Ehre und körperlicher Leistung auf, lenkt diese Qualitäten aber in spezielle Bahnen (vgl. Wacquant 2004: 56).

Der Großteil der Boxer kommt nach Wacquant zwar aus ärmeren Schichten, aber nicht aus den allerärmsten (vgl. Wacquant 2004: 42ff). Sie kommen aus den Segmenten der Arbeiterklasse, die an der Grenze zur sozioökonomischen Integration stehen. Der Grund hierfür ist, dass Boxer, um erfolgreich den faustkämpferischen Habitus annehmen zu können, schon einen Habitus mitbringen müssen, der bestimmte Dispositionen aufweist. Diese Dispositionen kommen bei den Ärmsten der Armen in der Regel nicht vor, so Wacquant. Die

¹³⁹ Das führt dann auch dazu, dass Mütter ihre Sprösslinge keineswegs davon abhalten, das/ein Boxgym zu besuchen (vgl. Wacquant 2004: 28f). Zeit im Gym ist schließlich eine Zeit, die nicht auf der Straße (und in Gangs) verbracht wird.

(Selbst-)Selektion der Boxer verläuft daher entlang von moralischen und körperlichen Dispositionen, und nicht etwa entsprechend direkter monetärer Faktoren. Welche Dispositionen sind hiermit gemeint? Nach Wacquant erfordert die faustkämpferische Praxis ein geordnetes Leben, einen Sinn für Disziplin, und einen physischen und mentalen Asketizismus, der nicht in sozioökonomischen Umständen gebildet werden kann, die von chronischer Instabilität und zeitlicher Unordnung geprägt sind.¹⁴⁰ Besondere Aggressivität und körperliche Überlegenheit können das Fehlen dieser Dispositionen zeitlich nur kurz ausgleichen, weil diese Kämpfer schnell „ausbrennen“ und selten ihr ganzes Potential ausschöpfen. Eine stabile Familie ist so ein notwendiges Kriterium für Jugendliche aus diesem gegen den Abstieg kämpfenden Segment der Arbeiterklasse (vgl. Wacquant 2004: 46). Diese Familienintegration muss genau ausgewogen sein: sie muss stark genug sein, um den Erwerb der Dispositionen zu ermöglichen, die den erfolgreichen Preisboxer ausmachen, aber nicht zu stark, als dass Arbeit und das Leben im Haushalt zu sehr mit den notwendigen Investitionen in das Boxen konkurrieren.¹⁴¹ Ob Jugendliche das Boxen im Gym aufnehmen, oder delinquente Straßenkämpfer werden, liegt jedoch nicht allein an den Dispositionen, sondern auch am Raum der zur Verfügung stehenden Aktivitäten: haben Jugendliche ein Gym in der Nähe, werden sie eher Boxen, als wenn die einzige Form von Aktivität und „Karrierechancen“ im Beitritt zu einer Gang besteht.

Grundsätzlich prägen das Ghetto und die Straßenkultur die Jugendlichen von Woodlawn aber auf eine Weise, dass sie Kämpfen als sinnvolle Tätigkeit wahrnehmen können, und so auch das Boxen aufnehmen können (vgl. Wacquant 2004: 55). Im Gym selbst wird die Straßenkultur durch eine Atmosphäre der Disziplin zum Teil ausgehebelt, zum Teil in andere Bahnen gelenkt. Es ist im Woodlawn Gym beispielsweise nicht gestattet, zu fluchen, zu rauchen, laut zu sprechen, und gegenüber Frauen, den Coaches oder den Kameraden „respektlos“ zu sein. Selbst Essen ist nicht erlaubt, und das Trinken oder Sprechen nur nach Beendigung eines jeweiligen Trainingsabschnitts. Die Ausrüstung darf nur auf „orthodoxe“ (übliche) Weise verwendet werden, und die vorgegebene Trainingsroutine muss streng eingehalten werden. Selbst die Sprache abseits des Fluchens wird reglementiert: Coach

¹⁴⁰ Für genauere ökonomische Informationen über die Familien, aus denen die im Sommer und Herbst 1992 in den Chicagoer Gyms befindlichen 27 Profi-Boxer stammen, vgl. Wacquant 2004: 44. Für weitere Informationen über die Boxer des Woodlawn Gyms vgl. Wacquant 2004: 48f.

¹⁴¹ „Stabile Familienverhältnisse“ impliziert auch, dass Frauen einen Großteil der Reproduktionsarbeit übernehmen (Haushalt, Kinder, emotionaler und sogar finanzielle Unterstützung; vgl. Wacquant 2004: 50). Ansonsten sind Frauen in den Box-Gyms die Wacquant beschreibt nur bei sehr zurückhaltendem Verhalten „geduldet“. Die Mitglieder in den Gyms waren zu Wacquants Zeiten ausnahmslos männlich.

DeeDee achtet darauf, dass nicht „to fight“ statt „to box“ oder „to spar“ gesagt wird. Diese Regeln machen das Gym zu einer quasi-totalen Institution, denn sie kontrollieren bei jedem Mitglied „[...] his use of time and space, the management of his body, his state of mind, and his most intimate desires“ (Wacquant 2004: 56). In Woodlawn sind diese Regeln hauptsächlich internalisiert und werden nur bei Verletzung sichtbar, in anderen Gyms in Chicago, in denen Mitglieder sozial ungleicher sind, werden sie oft explizit und gut sichtbar ausgehängt.

6.2.6 Kritische Würdigung

6.2.6.1 Stärken und Schwächen des Ansatzes

Welche Stärken und Schwächen liegen dem ethnographischen Ansatz Wacquants zu Grunde, und was bekommt er damit in den Blick? Was ist das Neue an Wacquants vorgehen? Sallaz und Zavisca betrachten den Beitrag von Wacquant zu Bourdieus Ansatz in einer neuartigen Anwendung des Habituskonzepts: „[W]e see the major contribution as that of deploying the concept of habitus as a methodological tool for producing field data“ (Sallaz/ Zavisca 2007: 36). Dieser Interpretation schließe ich mich an. Wacquant zeigt beispielhaft auf, wie die in einem langen Feldaufenthalt täglich angefertigten Feldnotizen anhand eines theoretischen Konzepts, in diesem Fall des Habituskonzepts, organisiert und ausgewertet werden können. Wie bereits schon angeführt, versteht Wacquant sein Vorgehen dezidiert als nicht vollkommen offenen Zugang, sondern als Ethnographie, die mit theoretischen und methodischen Begriffen bewaffnet ins Feld zieht, und reflektiert Entscheidungen über Forschungsschritte wie Ortswahl und InformantInnenrekrutierung trifft. Gleichzeitig wird bei „Body & Soul“ ersichtlich, dass das Habituskonzept sinnvollerweise im Zusammenhang mit anderen, wechselseitig darauf bezogenen Konzeptionen verwendet werden muss: Erstens mit Kapitalien (Wacquant betrachtete das soziale Kapital in Form von Sparringspartnern sowie das körperliche Kapital, welches in einem gut trainierten und funktionierenden Körper besteht, sowie das „boxerische Kapital“, welches in einer Art Könnerschaft besteht, und welches außerhalb des faustkämpferischen Feldes von wenig Wert sei), und zweitens dem Konzept des Feldes, wobei das boxerische Feld das Gym umfasst, sowie damit verbundene Organisationen (wie Boxveranstaltungen), und eine Reihe von Positionen im Feld kennt (das boxerische Feld wurde von Wacquant meines Wissens aber nicht systematisch ausgearbeitet). Der Versuch, mit Hilfe des Habituskonzepts „Sinn“ aus der Vielzahl singulärer Feldnotizen zu gewinnen, ist daher auch auf die Verwendung von „Kapital“ und „Feld“ verwiesen, zumindest zeigt Wacquant dies in sehr fruchtbarer Weise auf.

Wacquant bezeichnet seinen Zugang dezidiert nicht als „Autoethnographie“, da damit hauptsächlich eine Forschungsrichtung bezeichnet werde, die sich einer Art unkontrollierten Subjektivität bedient und die sich freudig in „[...] the bottomless well of subjectivism [...]“ stürze (vgl. Wacquant 2011: 88). Meines Erachtens entspricht sein Vorgehen, kontra Wacquants eigener Einschätzung, aber doch einer speziellen Art von Autoethnographie, wie sie Anderson als „analytische Autoethnographie“ vorstellt. Die Emotionen hervorrufende („evokative“) Autoethnographie - gegen die sich Wacquant meiner Ansicht nach abgrenzt und die durch ihre Prominenz andere Formen der Autoethnographie überschattet habe - zielt nach Anderson darauf ab, durch überzeugende Beschreibungen subjektiver emotionaler Zustände in den Lesern ebenfalls emotionale Resonanz hervorzurufen (vgl. Anderson 2006: 377). Dabei lehnen VertreterInnen evokativer Autoethnographie die Anteilnahme an einem größeren theoretischen Diskurs ab, auf Grund der postmodernen Repräsentationskrise der „Anderen“.¹⁴² Die von Anderson starkgemachte „analytische“ Autoethnographie dagegen besticht durch fünf Merkmale, die sie von der evokativen Autoethnographie unterscheidet (vgl. Anderson 2006: 378-388). Erstens sind die Forschenden vollständige Mitglieder der zu beforschenden sozialen Welt (Wacquant wurde dies im Laufe der Jahre seiner Mitgliedschaft im Gym, er wurde wie er selbst sagte, zu einem der „Boys“), zweitens eine analytische Reflexivität der Forschenden hinsichtlich ihres Einflusses auf das Feld und die dortigen Akteure, in Form einer bewussten Introspektion. Drittens müssen die ForscherInnen auch in den produzierten Texten sichtbar werden und ihre aktive Rolle während der Forschungsarbeit darstellen und erkenntlich machen. Das vierte Kennzeichen besteht im permanenten Austausch und Dialog mit den Akteuren des Feldes (um zu verhindern, dass die Forschenden sich auf ihre eigene Emotionalität und Subjektivität zurückziehen). Fünftens geht es darum, ein analytisches Projekt zu verfolgen, das heißt nicht bloß eigene Gefühle und Erfahrungen zu dokumentieren, sondern empirische Daten dazu nutzen, um Einsichten in einen größeren Bereich sozialer Phänomene zu bieten, über die bloßen nackten Daten hinaus (was Wacquant durch die systematische Einbeziehung der Konzepte des Habitus, des Kapitals und des Feldes meiner Meinung nach eingelöst hat). Meines Erachtens nach erfüllt Wacquants „Body &

¹⁴² Die Krise der Repräsentation besteht nach Flick in der Erkenntnis, dass sowohl Forschungsprozess, Forschungsergebnis als auch Forschungsdarstellung verschiedene Konstruktionen sind, die nicht Anspruch erheben können, eine objektive Wirklichkeit eindeutig zu repräsentieren (vgl. Flick 2012: 34). Die Konsequenz, die VertreterInnen der Autoethnographie daraus gezogen haben, besteht meiner Interpretation nach darin, kein konstruiertes Bild von anderen Akteuren liefern zu wollen, sondern sich stattdessen auf die unmittelbar gegebenen Sphären der eigenen Subjektivität und der eigenen Emotionen, die das Feld in einem wachruft, zu beschränken.

Soul“ sämtliche Punkte, die eine analytische Autoethnographie auszeichnen, was auch Andersons Ansicht entsprechen dürfte, verweist er im Rahmen seiner Darstellung doch auch auf Wacquants „Body & Soul“ als Beispiel geglückter Feldintegration.

Wacquants Studie scheint darüber hinaus die Charakteristika eines praxeologischen Zuganges aufzuweisen. Dies ist nicht weiter verwunderlich, stellt doch Reckwitz neben Anthony Giddens die Theorie Pierre Bourdieus als einen Ansatz der „Grand Theories“ vor, die den praxeologischen Theorien zugerechnet werden können (vgl. Reckwitz 2003: 282). Zwar steht für Wacquant weniger die soziale Ordnung innerhalb und außerhalb des Boxgyms im Vordergrund, die im Rahmen (des Minimalkonsens von) praxeologischer Ansätze auf Basis verfestigter sinnhafter Wissensordnungen oder symbolischer Ordnungen betrachtet wird (vgl. Reckwitz 2003: 287). Obwohl auch hier symbolische Ordnungen innerhalb des Gyms sichtbar wurden, beschreibt Wacquant eher sehr detailliert verschiedene Praktiken im Gym auf eine Weise, dass sie dem Praktik-Begriff praxeologischer Ansätze entsprechen, nämlich als Körperbewegungen und Umgang von Menschen mit Menschen und Dingen, die routinisiert werden und unabhängig von willentlichen Intentionen ausgeführt werden können (vgl. Reckwitz 2003: 290). Dass es in der Habitusanalyse auch auf eine Analyse der Praktiken ankommt, formuliert Wacquant eindeutig: „If you want to pry into habitus, then study the organized practices of inculcation through which it is layered [...]“ (Wacquant 2011: 86). Wacquant erläutert sehr eingängig und nachvollziehbar, wie Boxer im Laufe des Trainings zu einer „skillful performance“ befähigt werden. Eine „skillful performance“ besteht nach Reckwitz darin, dass Menschen lernen, den „[...] Körper auf bestimmte, regelmäßige und ‚gekonnte‘ Weise zu bewegen und zu aktivieren oder besser: auf eine bestimmte Art und Weise Körper zu ‚sein‘, da der Körper aus praxeologischer Perspektive kein ausführendes Instrument darstellt, das von einem ‚dahinter liegenden‘ Zentrum gesteuert würde“ (Reckwitz 2003: 290). Wacquants Blick auf die „skillful performance“ von Boxern entspricht daher auch einer Rekonstruktion von Praktiken. Teil einer praxeologischen Analyse ist nach Reckwitz auch die Analyse des „praktischen Wissens“, über das Akteure verfügen (vgl. Reckwitz 2003: 292). Dieses implizite Wissen, sei es über das richtige Maß des Trainings, über die Modalitäten der Ausführungen von Techniken oder des richtigen Agierens im Ring, hatte auch Wacquant im Rahmen seiner Studie rekonstruiert, und teilweise als nichtreflexives Körpergefühl, als „boxpraktischen Sinn“, herausgearbeitet. Wacquants Studie kann daher auch als Versuch einer praxeologischen Habitusanalyse auf ethnographischer Basis betrachtet werden. Ethnographie und „dichte Beschreibung“ gehören nach Reckwitz schließlich zu den bevorzugten Forschungsmethoden praxeologischer Ansätze.

Wacquants Ansatz einer ethnographischen Beobachtung von Praktiken steht dabei nicht alleine im Feld. Auch Bremer und Teiwes-Kügler verweisen darauf, dass Habitusanalyse häufig an ethnographischen Beobachtungen körperlicher Praktiken ansetzen (vgl. Bremer/Teiwes-Kügler 2013: 100). So betrachtet auch Alkemeyer, in ausdrücklicher Anlehnung an Wacquant (2004), wie innerhalb von Sport und Schule eine Inkorporation von Strukturen im Sinne von Bourdieu stattfindet, und jedes Lernen, bei dem subjektive Schemata des Wahrnehmens, Erkennens und Denkens verändert werden, auch mit einer Umwandlung des Körpers zusammenhängen (vgl. Alkemeyer 2009: 124). Forschungspraktische Folge, wenn man diese Sicht von Lernen ernstnähme, bestünde darin, statt Befragungen und Interviews zur Rekonstruktion von mentalen Konzepten, subjektiver Theorien und innerer Lernfortschritte eher ethnographische Verfahren der Beobachtung und Beschreibung einzusetzen, die etwas verbalisieren, das selbst nicht Sprache ist. Während Bourdieu selbst den körperlichen Habitus hauptsächlich als bereits verfestigte Form beschrieben habe (vgl. Schmidt 2004: 56), findet sich bei Wacquant detailliert nachgezeichnet, durch welche Praxen und Arrangements der Habitus gebildet und umgeformt werden kann, illustriert am Beispiel des „körperlichen Handwerks“ des Boxens.

Dass sportbezogene Habitusuntersuchungen bzw. praxeologische Sportforschung auch für den allgemeinen Bereich von sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragenstellungen Bedeutung haben, argumentiert Alkemeyer (2009: 125). Zwar ist der Sport eine Art Sonderwelt des Ausführens und Darstellens kodifizierter Bewegungsfigurationen, aber in dieser Sonderwelt trete die körperliche Seite sozialer Praktiken und der Habitusbildung besonders klar hervor, „bereinigt“ von sprachlichen Dimensionen. So würde besonders anhand von Praktiken des Sports sichtbar werden, dass die Fähigkeit, sich angemessen in einer sozialen Welt zu bewegen, vor allem in der Praxis und in Form von Praxis erworben werde, fern von theoretischer Reflexion, „[...] durch Berührungen, Nachmachen, Ausprobieren, Üben usw.“ (Alkemeyer 2009: 125). Den Stellenwert für ethnographische, praxisorientierte Untersuchungen der Körperlichkeit im Sinne Wacquants hebt Alkemeyer dann beispielsweise für den Bereich von Schule und Pädagogik hervor (vgl. Alkemeyer 2009: 133). Praxeologische Untersuchungen würden dafür sensibilisieren, wie SchülerInnen auf Basis ihrer mitgebrachten Dispositionen die Erwartungen und Vorgaben des schulischen Settings praktisch nutzen. So wie nur Boxer aus intakten Familien die notwendigen Dispositionen wie Selbstdisziplin mitbrächten um auch als Boxer erfolgreich zu sein, so wären auch im Schulbereich nicht alle Habustypen von SchülerInnen aus verschiedenen soziokulturellen Milieus mit den angebotenen Möglichkeiten zur aktiven Partizipation „kompatibel“. Die

Schule müsse Möglichkeiten finden, auch SchülerInnen mit anderen Habitustypen Anschlussmöglichkeiten zu bieten. Verallgemeinert man Alkemeyers auf Schulen bezogenen Befund, so lässt sich daraus der Schluss ziehen, dass praxeologische Untersuchungen allgemein dazu dienen können, das konkrete Zusammenspiel von mitgebrachtem Habitus und den Erfordernissen verschiedener Felder zu untersuchen, und dabei besonders dem Aspekt der Körperlichkeit und der Materialität des Sozialen Rechnung zu tragen.

Bisher wurden die Möglichkeiten und Erträge eines Wacquant'schen autoethnographisch-praxeologischen Ansatzes betrachtet. Welche Hindernisse und Beschränkungen gibt es in diesem Ansatz? Eine erste Beschränkung des Ansatzes ergibt sich daraus, dass Wacquants Vorgehen sehr voraussetzungsreich ist. Entgegen einer zeitlich sehr begrenzten teilnehmenden Beobachtung, bezeichnet Wacquant seine Variante auch als beobachtende Teilnahme. Es kommt bei diesem Ansatz darauf an, den eigenen Körper denjenigen habitusbildenden Einflüssen auszusetzen, denen auch diejenigen Akteure ausgesetzt sind, die im zu untersuchenden Feld aktiv sind. Im Falle von *Body & Soul* war dies ein immerhin mehr als drei Jahre andauernder Prozess, der sich nur durch die penibel von Wacquant angefertigten Feldnotizen nachvollziehen lässt, und der von Wacquant, wie oben schon angeführt, geradezu „schmerzlich langsam“ verlief. Feldnotizen dienen daher nicht einfach dazu, das Geschehen im Feld zu protokollieren, sondern vor allem auch, den Beobachter selbst und die Veränderungen die er durchlebt, aufzuzeichnen und überhaupt erkennbar zu machen. Ähnliches formuliert auch Anderson für die analytische Autoethnographie im Allgemeinen: „Most of us, most of the time, do not find our research interests as deeply intertwined with our personal lives as autoethnography requires. The bulk of analytic ethnography will always be based in some variation of the ‘professional stranger’ role [...]” (Anderson 2006: 390).

Eine zweite Beschränkung bzw. Schwierigkeit des Ansatzes, die es zu reflektieren gilt, ergibt sich daraus, dass der/die Forschende den eigenen Körper und auch den eigenen Habitus zum Instrument der Forschung macht. Der/die ForscherIn tritt bereits mit einem bestimmten Habitus, mit einem bereits ausgeprägten, in den Körper eingeschriebenen Set an Dispositionen, an das Feld heran. In der praxeologischen, auf ethnographischer Feldstrategie basierenden Forschungsweise wirken somit zum einen, wie in jeder Form der Sozialforschung, die mitgebrachten Wahrnehmungsschemata der ForscherInnen. Es ist zwar im Rahmen (v.a. qualitativer) Sozialforschung mittlerweile eine altbekannte Wahrheit, dass Wirklichkeit in einem Konstruktionsprozess hervorgebracht wird, der sowohl die Konstruktionen der beforschten Subjekte als auch der ForscherInnen beinhaltet (vgl. Flick

2012: 119), sowie dass ForscherInnen und ihre Positionierungen im Feld Einfluss auf das Beobachtete haben, sodass dieser Einfluss zu reflektieren ist (vgl. Flick 2012: 29). Mit anderen Worten: was beobachtet werden kann, wie es sich präsentiert und wie es wahrgenommen wird, hängt (auch) von den Eigenschaften der ForscherInnen ab. Im Rahmen einer ethnographischen Habitusanalyse präsentiert sich dieses Problem meiner Ansicht nach aber noch einmal in verschärfter Form, über Probleme der „Reaktivität“ und der Beobachterperspektivität hinausgehend. Denn die herauszuarbeitenden Einflüsse auf den Habitus hängen, so meine Interpretation, andererseits in ihrer Wirkung auch davon ab, welchen Habitus und welchen Dispositionen die ForscherInnen in die Forschungsarbeit bereits mitbringen. Je nach bereits vorgefundenem System von Dispositionen können sich Einflüsse aus dem Feld anders auswirken. Wie Wacquant dargelegt hatte, waren ja vor allem diejenigen Boxer im Gym erfolgreich und langfristig im Training, die ein bestimmtes Dispositionsset bereits mitgebracht hatten. Das Ergebnis der habitusformenden Einflüsse hängt also auch vom bereits mitgebrachten Habitus ab. Während beispielsweise im Zugang der Habitushermeneutik einer Beobachterabhängigkeit damit begegnet werden kann, dass Interpretationsgruppen möglichst heterogen zusammengesetzt werden, um verschiedenen Perspektiven und Erfahrungsräumen Rechnung zu tragen, bleibt im Falle der „fleischlichen Soziologie“ Wacquants der/die SoziologIn stärker auf sich selbst verwiesen. Bis zu einem gewissen Grad lässt sich diese Beschränkung mildern durch Interaktionen mit dem fraglichen Feld in Form von Beobachtung von und Dialog mit anderen Akteuren. Schließlich handelt es sich dabei meiner Interpretation nach um einen Sonderfall von „Selbst-Absorption“, der sich daraus ergibt, die eigene Subjektivität und den eigenen Habitus forschungspraktisch fruchtbar machen zu müssen (vgl. Anderson 2006: 385). Wacquant selbst hatte nach eigener Auskunft, wie oben dargestellt, ebenfalls über 100 Tiefeninterviews mit Akteuren des Feldes geführt, Boxliteratur konsultiert und Fotografien gemacht.

Weniger eine Beschränkung, als eher ein Charakteristik, besteht abschließend darin, dass man mit der ethnographischen Habitusanalyse von Wacquant nicht ein vollständiges Habitusyndrom erarbeitet, sondern dass Prozesse der Habitusausformung und Habitusumformung nachgezeichnet werden können. Hier entsteht folglich ein mikrosozialer Blick darauf, wie durch die Anforderungen spezifischer Strukturen, bei Wacquant war dies exemplarisch das boxerische Feld, in actu Dispositionen ausgeprägt und umgeformt werden. Dass sich diese Perspektive über den Spezialfall des Sportbereichs auch darüber hinaus verallgemeinern lässt, war mit Alkemeyer weiter oben ja bereits herausgestellt worden.

6.2.6.2 Reflexion des Ansatzes vor dem Hintergrund der Kritik am Habituskonzept

Welche Kritikpunkte am Habitus lassen sich im Rahmen des Wacquant'schen Ansatzes neu betrachten? Offen bleibt bei Wacquant meiner Ansicht nach die Frage der Einheitlichkeit des Habitus. Einerseits beschreibt Wacquant unter Verwendung von Begriffen wie Schemata, Dispositionen und boxpraktischem Sinn, wie in kontinuierlichem, Tag für Tag ablaufendem Training ein boxerischer Habitus ausgeprägt wird, der auf das boxerische Feld abgestimmt ist und den Akteuren dort zu bestehen hilft. Er verweist auch auf die „symbiotische Opposition“ zwischen Gym und „Ghetto“. Fähige Boxer werden diejenigen jungen Männer, deren Herkunft ein Mindestmaß an Stabilität aufweist, um Dispositionen auszuprägen wie Ehrgeiz und die Fähigkeit, langfristige Entbehrungen auf sich zu nehmen, und die doch diejenigen „Tugenden der Straße“ mitbringen, wie Härte und Kämpferherz, um das Boxen, wie das Kämpfen allgemein, als sinnvolle Tätigkeit überhaupt begreifen zu können. Was hat dies mit der Einheitlichkeit des Habitus zu tun? Bourdieu beschreibt den Habitus als eine Art Stil, der Einheit in der Vielheit herstellt und dazu beiträgt, dass auch auf verschiedenen Feldern Akteure analog handeln, wenngleich nicht „gleich“. Auch wenn Bourdieu wie oben dargestellt ebenfalls formulierte, der selbe Habitus könne auch auf dem selben Feld bei einer Veränderung des Feldes ganz andere Praktiken hervorbringen, so interpretiert Rehbein wie oben angeführt Bourdieu dahin, dass es nicht einen Habitus für jedes Feld gäbe, sondern der Habitus einer Person sich auf verschiedenen Feldern unterschiedlich aktualisiere. Wie passt dann Wacquants „faustkämpferischer Habitus“ in dieses Konzept eines einheitlichen, sich auf verschiedenen Feldern zeigenden Habitus? Streng genommen dürfte Wacquant dann ja nicht von einem faustkämpferischen Habitus sprechen, sondern müsste sich vorsichtiger ausdrücken und lediglich eine Beschreibung davon geben, wie Akteure faustkämpferische Schemata in ihren Habitus integrieren. Diese Problematik betrifft auf den ersten Blick zwar nur die Nomenklatur der Begriffe, verweist aber bei genauerem Hinsehen auf den Aspekt der „Einheitlichkeit“ des Habitus, wie sie weiter oben mit Lahires Kritik angesprochen worden war. Wacquants „Analyseinstrument“ hinsichtlich einer Habitusentwicklung im Feld des Boxens war sein eigener Körper, der sich auch dieser Entwicklung unterzogen hatte. Die Schemata, die beim Boxen-Lernen in den Körper eingepflegt werden, unterscheiden sich wohl in Wacquants Fall von den üblichen Hexis-Schemata, die Wacquant als „weißer“, französischer Mittelschicht-Gelehrter mitbringt. Lahire argumentiert ja wie oben angeführt, dass man nicht a priori von der Einheitlichkeit des Habitus ausgehen könne, und es sehr wohl im Falle von widerstreitenden Einflüssen in der Gesellschaft widerstreitende, je nach sozialem Kontext aktivierten Handlungs- und Gewohnheitsschemata bei Akteuren geben könne, im

Sinne eines „pluralen“ anstatt eines einheitlichen Akteurs. Wacquants Forschungen zum boxkämpferischen Habitus können meiner Interpretation nach in diese Richtung gelesen werden, sodass Lahires pluraler Akteur durch Wacquants Studie unterstützt wird. Schließlich scheint es unwahrscheinlich, dass die im Feld des Boxens ausgeprägten Wahrnehmungs- und Handlungsschemata, die dazu befähigen, auf gegnerische Faustschläge entsprechend zu reagieren, in anderen alltäglichen Bereichen Anwendung finden können. Allenfalls halte ich es für möglich, eine übersituative „Durchhaltefähigkeit“, die im Boxfeld eindeutig auf den Ring zugeschnitten ist, auch in andere Felder zu übertragen. Wacquant spricht schließlich nicht nur von einer äußeren, sondern auch von einer inneren, emotionalen Umwandlung. Diese Frage lässt sich aber allenfalls durch ein eigenes Forschungsprojekt, nicht auf Basis der Ausführungen Wacquants beantworten. Für beide Positionen (einheitlicher und pluraler Akteur) lassen sich Argumente finden und beide Sichtweisen prägen den theoretischen Blick auf empirische Phänomene, ohne jedoch selbst ohne Weiteres empirisch entschieden werden zu können, wie ich finde. Der Grund hierfür liegt in der, weiter oben bereits angesprochenen, Nicht-Falsifizierbarkeit des Habituskonzepts, die hier in spezifischer Form auftaucht: Wie soll festgestellt werden, ob es einen einheitlichen Habitus gibt, wenn sich dieser nur in verschiedenen Feldern zeigt, dort aber je nach Bedingungen des Feldes unterschiedliche Praktiken hervorbringt? Lässt sich diese Position eher untermauern, als Lahires Annahme, dass es auch situationsspezifische Verhaltensweisen gibt, die nicht derselben Habitus-Formel unterliegen? Bei beiden handelt es sich um Rahmenannahmen, die meiner Interpretation nach selbst nicht empirisch widerlegbar sind, sondern allenfalls anhand ihrer „Nützlichkeit“ als Werkzeug in spezifischen Kontexten für empirische Forschung bewertet werden können.

Zumindest wird implizit in Wacquants Vorgehen auch eine Umwandlung und Ausprägung des Habitus sichtbar, die sich abseits der frühkindlichen Sozialisation vollzieht. Gleichzeitig wird der Widerständigkeit des Habitus damit Rechnung getragen, dass (wie ich argumentiere) die Umformungsprozesse in ihrer Wirkung auch davon abhängen, welcher Habitus von den ForscherInnen mitgebracht wird.

Eine andere zentrale Kritik am Habituskonzept ist meiner Interpretation nach durch Wacquants „Body & Soul“ zwar nicht bereinigt, so aber doch wenigstens relativiert worden: dem Vorwurf dass es zu Bourdieus Habituskonzept keine Theorie der Habitualisierung gäbe. Wacquant zeigt sehr detailliert die sozialen Abläufe in einem Gym auf, und wie das Gym als „Milieu“ durch Trainingsroutinen, soziale Kontakte und Gespräche den faustkämpferischen Habitus herstellt. Schemata der Wahrnehmung, der Bewegung, aber auch der Denkweise

lassen sich als Ergebnis des Einflusses dieses Milieus verstehen, und indem Wacquant nicht nur abstrakt, sondern sehr detailliert das innere Geschehen des Gyms zeigt (und so die „Black Box“ aufmacht), lässt sich die Hervorbringung dieser Schemata auch nachvollziehen. Die Kritik an Bourdieu, keine Theorie der Habitualisierung vorgelegt zu haben, müsste daher zumindest umformuliert werden: eher müsste für jedes Feld gezeigt werden, wie es gegenüber dem Habitus sozialisierend wirkt, und andererseits auch wieder vom Habitus der Akteure rückbeeinflusst wird. Eine einheitliche Theorie der Habitualisierung zu fordern ist daher nicht sinnvoll, sondern wäre jeweils in ihren feldspezifischen Konsequenzen und Bezügen praxeologisch auszuarbeiten. Berührt dies die Kritik von Bouveresse, dass der Habitusbegriff nur Beschreibungen, aber keine Erklärungen zuließe, und so nur eine Pseudo-Erklärung von Verhaltensregelmäßigkeiten böte? Im Fall von Wacquants Boxerstudie möchte ich argumentieren, dass mit dem Öffnen der Black Box des Habitus, durch Aufzeigen wie Schemata ausgeprägt werden, der Habitusbegriff auch eine Erklärung von Verhalten bieten kann: das Verhalten im Ring und das Unterwerfen unter ein strenges Trainingsprogramm wird von Wacquant schließlich als Ergebnis sowohl von Trainingsroutinen als auch des Milieus des Gyms als objektiver Struktur dargelegt. Ein zusätzlicher Erkenntnisgewinn in der Erklärung von Verhalten scheint mir somit mit einer Erklärung über das Zustandekommen von Schemata des Habitus einherzugehen. Wacquants Studie macht auch vom Begriff der Dispositionen einen spezifisch situationsbezogenen und konkreten Gebrauch, sodass die von Lahire bemängelte Reifikation von Dispositionen hier nicht zutreffen dürfte: die Dispositionen, die Wacquant den trainierenden Boxern zuschreibt, aktualisieren sich in deren Praxis.

7 Zusammenführende Bewertung der Ansätze und Schlussfolgerungen

In der vorliegenden Masterarbeit wurde folgende Forschungsfrage verfolgt: **Welche Möglichkeiten der empirischen Fruchtbarmachung von Bourdieus Habituskonzept bestehen im Anschluss an Bourdieu? Was sind die Stärken und Schwächen dieser Ansätze? Inwiefern, wenn überhaupt, wird dabei Bourdieus Habituskonzept weiterentwickelt und ergänzt, bzw. von Charakteristika von Bourdieus Habituskonzept abgerückt? Inwiefern betrifft diese Weiterentwicklung die Kritik, die an Bourdieus Habituskonzept geäußert wurde?**

Zunächst war auf das Habituskonzept und dessen geistesgeschichtliche Wurzeln im Ansatz Bourdieus eingegangen worden. Anhand von Primärliteratur wurde der Habitus als (im

Normalfall) unbewusstes, generatives System dauerhafter Dispositionen herausgestellt, das von objektiven Strukturen geprägt als praktischer Sinn die Praxis der Akteure anleitet und Praktiken von Akteuren mit ähnlichen Habitusformen aufeinander abstimmt. Der Habitus ist ein System von Wahrnehmungs-, Denk-, und Handlungsschemata, die kollektiver Natur sind, wenn Akteure denselben bzw. ähnlichen objektiven Strukturen ausgesetzt sind. Zudem wurde eine allmähliche Verschiebung in Bourdieus Fokus vom Raumkonzept zum Konzept verschiedener, mit irreduzibler Eigenlogik versehener sozialer Felder herausgestellt. Habitus, so der späte Bourdieu, zeige sich ausschließlich in seinem Bezug auf Felder sozialer Praxis. Im Anschluss daran waren verschiedene, bei Bourdieu selbst angelegte Wege einer empirischen Nutzung des Habitus betrachtet worden: einerseits fotografiebezogene Habitusanalyse, zweitens Habituskonstruktionen auf Basis der korrespondenzanalytischen Betrachtung statistischer Daten (die allerdings ebenfalls mit qualitativen Methoden ergänzt worden war), und drittens ein qualitativ offener, die Perspektive der befragten Personen berücksichtigender Interviewansatz, den Bourdieu vor allem in „Das Elend der Welt“ exemplifizierte. Danach war auf eine Reihe wichtiger Kritikpunkte eingegangen worden, beispielsweise, dass der Habitus einen versteckten Determinismus beinhalte, dass keine Theorie der Habitualisierung vorliege oder zu sehr von einem einheitlichen, sich auf verschiedenen Feldern aber gleich unterschiedlich auswirkenden Habitus ausgegangen werde.

Danach waren exemplarisch eine Reihe ausgewählter Ansätze untersucht worden, daraufhin wie sie den Habitus theoretisch konzipieren, empirisch zu fassen versuchen und ob es eine theoretische Weiterentwicklung oder Erweiterung des Habituskonzept mit anderen Konzepten gibt, die womöglich auch die Kritikpunkte an Bourdieus Habituskonzept berühren.

Zunächst war hierzu die deutschsprachige Lebensstilforschung auf den Stellenwert des Habitus betrachtet worden. Dabei hatte sich gezeigt, dass Bourdieu als ein wichtiger Einfluss auf diesen „deutschsprachigen Sonderweg“ der Lebensstilforschung gilt. Aufgrund der Heterogenität dieser Forschungsrichtung gibt es aber keinen einheitlichen Stellenwert des Habituskonzepts: Während beispielsweise Stefan Hradil (2001) das Habituskonzept als mögliches Theorieelement für die Lebensstilforschung betrachtet, verweist Rössel (2012) auf die Schwächen, die es mit anderen Ansätzen sozialer Praktiken teile, nämlich dass ungeklärt bliebe, warum bestimmte Praktiken ausgeprägt würden bzw. wie sich der Habitus durch bestimmte routinehafte Praktiken ausbildet. Dass dies keineswegs eine inhärente Schwäche des Habituskonzepts ist, sondern eine Lücke, die durch empirische Forschung ausgefüllt

werden kann, wurde im späteren Verlauf der Arbeit durch Betrachtung von Wacquants ethnographisch-praxeologischem Ansatz herausgestellt.

Im Rahmen der deutschsprachigen Lebensstilforschung wurden auf Grund der Fülle der verschiedenen Ansätze exemplarisch zwei davon herausgegriffen, die genauer betrachtet worden waren. Der erste im Rahmen der deutschsprachigen Lebensstilforschung betrachtete konkrete Ansatz einer Habitusempirie war das von Gerhard Schulze im Rahmen seines Werks „Die Erlebnisgesellschaft“ konstruierte Konzept der Fundamentalsemantik. Dies scheint insofern ungewöhnlich, als „Die Erlebnisgesellschaft“ mitunter als Gegenentwurf zu Bourdieus „Die feinen Unterschiede“ gelesen wird, doch wurde u.a. mit Argumenten von Gebesmair (2001) auf eine enge konzeptuelle Nähe zwischen „Habitus“ und „Fundamentalsemantik“ argumentiert, weil beide Ansätze die Inkorporierung äußerer Strukturen beinhalten, und hauptsächlich die Erwerbsmodi unterschiedlich gewichten würden. „Fundamentalsemantik“ ist bei Schulze (2005a) ein Werkzeug und übergreifendes Deutungsmuster, mit dem Akteure verschiedene Bereiche der sozialen Wirklichkeit miteinander (klassifikatorisch) in Einklang bringen, und das mit sozialwissenschaftlichen Methoden rekonstruiert werden könne. Als latentes Muster ist es nicht direkt erfragbar, sondern muss rekonstruiert werden. Es zeigte sich, dass das dazu von Schulze verwendete Verfahren der polaren Interpretation für die empirische Habitusforschung insofern relevant ist, weil damit auf nachvollziehbare Weise, aufbauend auf Verfahren der Korrespondenzanalyse, Spannungen und Gegensätze von Praktiken, Geschmacksdimensionen und Interessen ermittelt werden können. Zudem liegen mit dem Ansatz von Schulzes milieubezogener Wissenssoziologie verschiedene stufenförmige Ebenen vor (nämlich Dispositionen zu Genuss, Distinktion und Lebensphilosophie), auf denen wiederum Ich-Welt-Bezug, primäre Perspektive und normale existentielle Problemdefinition aufbauen. Aus diesen Stufen lassen sich nach Schulze, als dritte Stufe, Muster der Fundamentalsemantik ermitteln. Schulze nutzte diese Stufen als schrittweise Etappen in einer „Hermeneutik von Massendaten“. Keine weiteren methodischen Hinweise fanden sich bei Schulze jedoch zur Frage, wie aus dem durch die polare Interpretation hervorgegangenem Polaritätstableau die oben angesprochenen Ebenen jeweils milieuspezifisch ermittelt und interpretiert wurden. Die von Schulze selbst ermittelte „psychophysische Fundamentalsemantik“ (als oberste Ebene dieses Ebenenmodells) ist eine Art zweidimensionaler Raum mit den Achsen von „Denkstil“ (mit den Polen Einfachheit und Komplexheit) und „Handlungsstil“ (mit den Polen Spontanität und Ordnung). Im Rahmen der „Hermeneutik von Massendaten“ kommen die Akteure selbst nicht zur Sprache, stattdessen wird hinsichtlich verschiedener psychischer Dispositionen der

Umweg über Indikatoren aus der Psychologie genommen, die aber übersituationale Dispositionen erfassen wollen, keinen konkreten Praxisbezug aufweisen und sich damit womöglich der Kritik einer Reifikation von Dispositionen aussetzen lassen müssen. Lahire hatte ja darauf verwiesen, Dispositionen müssten auf Basis der Beschreibung konkreter Praktiken erschlossen werden. Dieser Bezug auf konkrete Praktiken ist bei diesem Vorgehen nicht ersichtlich. Schulzes Ansatz ist insgesamt als Beispiel einer Habituskonstruktion interpretierbar, die von einer Habitusrekonstruktion zu unterscheiden ist (vgl. Abschnitt 2.4.2).

Als zweiter Ansatz im Rahmen der deutschsprachigen Lebensstilforschung war die von Gunnar Otte entworfene „konzeptionelle Lebensführungstypologie“ betrachtet worden (vgl. Otte 2008). Im Hintergrund dieser Typologie steht ein handlungstheoretisches Modell der Lebensführungsgenese, wobei Bourdieus Habituskonzept einen zentralen Aspekt der Lebensführung darstellt. Dieses handlungstheoretische Modell soll einerseits Einflussgrößen auf Habitus und Lebensführung erklären, andererseits auch (abstrakt) Bedingungen angeben können, unter denen Lebensführungsaspekte beibehalten oder verändert werden. Empirisch entwarf Otte auf Basis dieses Modells und der Durchsicht verschiedener Lebensführungstypologien eine konzeptionelle Lebensführungstypologie, deren Dimensionen und Ausprägungen a priori festgelegt worden waren, um Replizierbarkeit und aufeinander aufbauende Forschung zu ermöglichen. Die Dimensionen des Ausstattungsniveaus und der Modernität / biographischen Perspektive stellen dabei keine „objektiven“ Faktoren wie die Kapitalausstattung oder das Alter dar, sondern stellen dem Anspruch nach subjektive Verarbeitungen dieser objektiven Faktoren dar. Mit der Kurzversion des Erhebungsinstruments für diese Lebensführungstypologie hatte Otte auch ein sehr kompaktes Instrument entworfen, um Befragte innerhalb seiner neun Lebensführungstypen verorten zu können. Seine Typologie hatte Otte ausführlich hinsichtlich verschiedener, im Rahmen von eher quantitativ ausgerichteter Sozialforschung etablierten Qualitätskriterien (Reliabilität, Objektivität, verschiedene Arten der Validität) evaluiert. Sodann wurde die Frage reflektiert, ob und inwiefern Ottes Ansatz auch als Versuch einer Habitusoperationalisierung zu betrachten ist, da der Habitus ein zentraler Kernpunkt des Modells der Lebensführungsgenese ist. Das Fazit meiner diesbezüglichen Reflexionen war, dass zwar Ottes Typologie und das Kurzerhebungsinstrument dazu dienen können, Akteure in replizierbarer Weise in inhaltlich distinkte und lebensweltlich-nahe Typen verorten zu können. Ottes eigene Primärerhebung erfasst aber nicht diejenigen Merkmale, die notwendig wären, um nicht nur eine Lebensführungstypologie, sondern eine stärker habitusbezogene Typologie konstruieren zu

können. Der daraufhin skizzierte Vorschlag einer Anreicherung der betrachteten Merkmale orientierte sich am Vorgehen von Hennig/ Kohl (2011). Hennig/ Kohl erfassten durch 177 Items verschiedene allgemeine und gesellungsbezogene Dispositionen (wie Ich-Zentrierung, Politikverdrossenheit und Lebensvorstellung). Ottes Typologie könne nun dadurch erweitert werden, dass analog zu Hennig/ Kohl Dispositionen erfasst und als „passive Merkmale“ in die konzeptionelle Typologie nach Otte projiziert werden. In einem anschließenden Schritt müsste dann geprüft werden, ob sich für jeden Typus charakteristische Dispositionsmuster zeigen. Falls ja, ließe sich meiner Ansicht nach diese Typologie in variablensoziologischen Untersuchungen zusätzlich zu anderen Variablen, wie demographischen Variablen, anwenden. Dieses Vorgehen konnte allerdings nur grob skizziert werden, im Ablauf kann aber Ottes (2008) Konstruktion einer konzeptionellen Lebensführungstypologie zumindest als Vorbild dienen

Drittens wurde der Ansatz vorgestellt, der aus den Milieustudien der ForscherInnengruppe um Michael Vester hervorgegangen war und als „Habitushermeneutik“ bezeichnet wird. Bezüglich des habitushermeneutischen Ansatzes war gezeigt worden, wie „Habitus“ in Verbindung mit einem makrosoziologischen Milieu-Ansatz dazu genutzt werden kann, Habitustypen in einem differenzierten Gesellschaftsmodell zu verorten. Auf Basis eines hauptsächlich textinterpretativen Ansatzes werden die in den Akteuren wirkenden sozialen Spaltungen und Klassifikationsmuster herausgearbeitet, die dann als ein „Syndrom“ verschiedener Habituszüge zu Habitustypen verdichtet werden. Diese Typen können im Anschluss in das Milieumodell projiziert werden, obwohl im Rahmen meiner Untersuchung unklar geblieben war, wie dies von den HabitushermeneutikerInnen vorgenommen wird (eine Zuteilung auf Basis einer Einschätzung der Forschungsgruppe, oder durch Anwendung der für die Milieukonstruktion genutzten Fragebögen auf den betrachteten Einzelfall?). Das habitushermeneutische Vorgehen basiert zwar hauptsächlich auf einem sequenzanalytischen, textinterpretativen Vorgehen, weist aber vor allem im Rahmen der sogenannten „Gruppenwerkstätte“ auch Anschlussmöglichkeiten für Methoden wie die Collagentchnik oder Rollenspiele auf, um auch verborgene und körperliche Habitusmuster zu erschließen. Die Forschungsarbeit in diesem Ansatz steht dabei, anders als in der eher holistischen Perspektive Schulzes und Ottes, in einem engen Bezug zum Feldkonzept: Interviews, Gruppendiskussionen, oder Collagenarbeiten werden jeweils vor dem Hintergrund ausgewählter sozialer Felder durchgeführt, z.B. im Rahmen des beruflichen oder religiösen Feldes. In der Ermittlung von Habitusyndromen wird im habitushermeneutischen Ansatz ein Kategoriensystem von Elementarkategorien verwendet, die grundlegende (mentale)

Orientierungen darstellen, und im Rahmen jedes feldspezifischen Forschungsprojektes neu bestätigt/abgeändert werden müssen. Sie dienen als heuristische Hilfe. Die Stärke dieses Ansatzes besteht meiner Ansicht nach, darin, eine nachvollziehbare Methodologie zur qualitativ-interpretativen Ermittlung von Dispositionen zu bieten, die in eine Typenbildung von Habitustypen mündet. Die ermittelten Typen können dann in Anschlussuntersuchungen auch auf ihre gesamtgesellschaftliche Verbreitung untersucht werden, stehen aber jeweils in engem Konnex zum jeweils untersuchten gesellschaftlichen Feld. In der Erarbeitung der Habitusstruktur zeigen sich gleichzeitig, auf Grund des engen Feldbezuges, auch Dynamiken und Spaltungen innerhalb der fraglichen Felder, sodass Habitusforschung in diesem Kontext auch Theoriebildung und „Feld“-Forschung bedeutet. Trotz des Verweises auf die Möglichkeit von Rollenspielen, um auch körperliche Habitusmuster zu erschließen, wird im Ansatz der Habitushermeneutik Bourdieus Habitus im wesentlichen auf die „Mentalität“ im Sinne Theodor Geigers enggeführt. Die Habitushermeneutik befasst sich in erster Linie mit Dispositionen und Klassifikationen, so wie sie die Akteure ausgeprägt haben, betrachtet aber nicht in actu die Praxis innerhalb von Feldern.

Der vierte Ansatz war Wacquants autoethnographisch-praxeologische Zugangsweise in der Habitusanalyse. In diesem Ansatz wird durch (jahrelangen) Kontakt mit den habitusprägenden objektiven Strukturen und der Ausübung der im fraglichen Feld vorhandenen Praktiken der eigene Körper und der darin inkorporierte Habitus als Instrument und Methode der Forschung genutzt. Hierbei handelt es sich folglich um einen mikrosoziologischen Ansatz. Durch ausführliche Dokumentation des Feldkontakts (z.B. durch Feldnotizen) kann im Nachhinein die Wirkung auf den eigenen Körper / Habitus der ForscherInnen nachskizziert werden. Die relationale Verwendung der Konzepte von Habitus, Feld und Kapital dienen dazu, diese Prozesse nachzuvollziehen und in einen breiten theoretischen Diskurs verorten zu können. Wacquant hatte dieses Vorgehen exemplarisch anhand des boxerischen Feldes ausgeführt, dem er fast vier Jahre lang als Trainierender in einem Boxgym eines strukturell unterprivilegierten Stadtteils von Chicago angehört hatte.

Entsprechend der obigen vorgestellten Ansätze kommt das Aufdecken von Habitusmustern einer Spurensuche gleich, zu der es verschiedene Zugänge gibt. Der Einbezug von statistischen Daten, wie er bei Schulze, Otte und auch Bourdieu praktiziert wird, kann aufschlussreich sein, um gemeinsame Elemente im Stil vieler Menschen zu erhalten: „Der steinige Weg standardisierter Repräsentativumfragen ist nicht zu umgehen, wenn man allgemeine ästhetische Muster erkennen will“ (Schulze 2005a: 141). Der Habitus von

Akteuren zeigt sich in verschiedenen Praxisbereichen, so auch im (gemeinsamen) Stil von Akteuren. Aussagen darüber lassen sich beispielsweise mit der Korrespondenzanalyse, die Schulze zu einem Verfahren der polaren Interpretation erweitert hatte, gewinnen. Bourdieu verweist allerdings auf grundsätzliche Beschränkungen, die mit standardisierten Erhebungsmethoden verbunden sind: Wie schon oben in Abschnitt 2.4.2 dargestellt, lassen sich mit statistischen Methoden zwar Aussagen über große Populationen erhalten (z.B. über die Verteilung von Praktiken), Informationen über die Modalitäten von Praktiken (z.B. wie genau Akteure sich mit etwas beschäftigen und warum) lassen sich damit nicht erfassen. Diese Modalitäten und „feinen Unterschiede“ können aber nach Bourdieu im Rahmen alltäglicher Praktiken „den ganzen Unterschied“ ausmachen (vgl. Bourdieu 1987: 787). Mit offeneren Zugängen, wie beispielsweise dem autoethnographischen Ansatz Wacquants, können auf lokaler Ebene Praktiken, die Modalitäten dieser Praktiken, sowie die Art und Weise, wie sich Habituszüge ausformen, untersucht werden. Der Ansatz der Habitushermeneutik erlaubt, durch die Verwendung von offeneren Methoden wie lebensgeschichtlichen oder themenzentrierten Interviews oder projektiver Methoden wie der Collagentechnik, den Akteuren ihre Sichtweise in größerem Maße innerhalb ihrer eigenen Ausdrucksmodalitäten zu formulieren. Das erleichtert meiner Ansicht nach auch den forschenden Blick auf die Spezifika der Genese von Habitusmustern in Abhängigkeit von bestimmten sozialen Strukturen. Einerseits werden damit Habitusspuren greifbar, die bei standardisierten Befragungsmethoden nicht in den Blick kommen (z.B. Modalitäten des Ausdrucks und Aspekte der Hexis der Akteure), andererseits ist gegenüber den eher holistischen Ansätzen von Schulze und Otte der Ansatz der Habitushermeneutik stärker mit einem Feldbezug ausgestattet und thematisiert so, wie unterschiedliche Habustypen sich innerhalb bestimmter Feldstrukturen aktualisieren.

Was lässt sich am Ende zu den betrachteten Kritikpunkten zum Habituskonzept feststellen, die in Kapitel 3 dargestellt worden waren? Das Konzept ist, wie Engler hervorhebt, ein Denkwerkzeug (vgl. Engler 2013: 247). Dieses Werkzeug kann auch als Methode dienen, und den Blick von ForscherInnen auf Aspekte lenken, die ansonsten unsichtbar geblieben wären: „Habitus is a way of looking at data which renders the 'taken-for-granted' problematic. It suggests a whole range of questions not necessarily addressed in empirical research; How well adapted is the individual to the context they find themselves in? How does personal history shape their responses to the contemporary setting? What subjective vocations do they bring to the present and how are they manifested? Are structural effects visible within small scale interactions? What is the meaning of non-verbal behavior as well as individuals' use of

language? These questions clearly raise issues of gender and 'race' alongside those of social class“ (Reay 1995: 369, zitiert nach Reay 2004: 437).

Bourdieu's Status als Klassiker verleitet allerdings dazu, eine „richtige“ Interpretation festzulegen, und so zu „[...] Streitigkeiten über die Auslegung jedes *iota* [...]“ (Fröhlich/Rehbein 2009c: 383).¹⁴³ Viele Kritikpunkte am Habituskonzept berühren es meiner Einschätzung nach als sozialphilosophisches Konzept, das dekontextualisiert gedacht wird. Calhoun merkt beispielsweise wie oben unter „3.5 Unklarer Gesellschaftsbezug des Habitus“ angeführt an, dass Bourdieu nicht den (historischen) Typ von Gesellschaft beschrieben hätte, auf den sein Habituskonzept zutrifft. Ich möchte argumentieren, wenn „Habitus“ statt als sozialphilosophisches Konzept stärker als Denkwerkzeug für empirische Forschungen betrachtet würde, das je nach Forschungskontext adaptiert werden kann, würden Kritikpunkte dieser Art obsolet. Betrachtet man beispielsweise die verschiedenen Gesellschaften, in denen „Habitus“ fruchtbar als zentrales Konzept eingesetzt wurde, dann zeigt sich, dass es sowohl in stark gegenwartsbezogenen Forschungen als Werkzeug benutzt werden (Vesters Milieustudien und Wacquants Boxerstudie wären Beispiele dafür), wie auch für historische Studien geeignet ist, die zahlreiche Generationen zurückreichen (vgl. Lange-Vester 2013).

Zahlreiche der in Kapitel 3 vorgestellten Kritikpunkte waren meiner Ansicht nach ähnlich sozialtheoretischer Natur wie der skizzierte Einwand von Calhoun, andere scheinen eher auf ein Missverständnis in der Rezeption von Bourdieu zu verweisen. Die Kritik eines im Habituskonzept implizierten Determinismus beispielsweise lässt sich auch unabhängig von konkreten Ansätzen der Habitusempirie zurückweisen (vgl. Alkemeyer 2009: 139). Nach Alkemeyer habe Bourdieu u.a. bereits in der „Theorie der Praxis“ (Bourdieu 2009a; im französischen Original erstmals erschienen 1972) auf Bedingungen verwiesen, unter denen der Habitus der Akteure veränderbar sei. Sozialtheoretische Überlegungen können aber hilfreich sein, tatsächlichen Widersprüchen in Bourdieus Ausführungen auf die Spur zu kommen, wie es unter Abschnitt „3.8 Widersprüchlichkeit des Habitusbegriffs“ unter Verweis auf Lahire dargestellt worden war. Dies mag auch die Lektüre von Bourdieus Ausführungen einfacher gestalten, wenn auf unklare Konzeptionen verwiesen wird.

¹⁴³ An dieser Stelle sei mir der Hinweis erlaubt, dass zu Beginn der Arbeit ich ebenfalls mit der Einstellung ans Werk gegangen bin, dass es eine „richtige“ („orthodoxe“) Habitus-Verwendung gibt, von der in negativer Weise abweichende Verwendungen zu unterscheiden seien. Im Laufe der Auseinandersetzung mit dem Habituskonzept habe ich meine Meinung revidiert, und halte auch „originellere“ Anwendungen dann für legitim, wenn sie forschungspraktisch begründet werden und Übereinstimmung und Abweichung mit Bourdieus Habituskonzept klargestellt werden, zumindest wenn überhaupt ein expliziter Bezug darauf hergestellt wird.

Der Kritikpunkt, wonach es für den Habitus keine Theorie der Habitualisierung oder der lokalen Wirkungsweise gäbe, ist meiner Ansicht nach ein Punkt, der sich durch empirische Forschung bereinigen lässt und zum Teil bereinigt wurde. Hier kann kein erschöpfender Überblick über die Forschungsarbeiten gegeben werden, die das Habituskonzept nutzen, um z.B. im Rahmen erziehungswissenschaftlicher Untersuchungen die Vermittlung und Weitergabe von Dispositionen analysieren (vgl. für einen Überblick Höhne 2013: 263f). Aber bereits das Beispiel der Untersuchung von Wacquant (2004) illustriert, dass es nicht eine theoretische, sondern eine empirische Frage ist, auf welche Weise der Einfluss objektiver Strukturen inkorporiert wird. Wenngleich in ihrer Arbeit auch nicht die lokale Mikroebene betrachtet wird, so kann doch auch die von Vester et al 2001 bestätigte Hypothese einer Habitusmetamorphose als Beitrag zur Theorie der Habitualisierung betrachtet werden, nach welcher der Habitus der Kindergeneration eine Variation des Habitus der Elterngeneration ist. Mit dem Modell der Lebensführungsgenese von Otte, das stark auf das jeweilige soziale Netzwerk von Akteuren abzielt, liegt zudem eine stärkere Betonung der sozialisierenden Wirkung von sozialen Kontakten abseits der primären Sozialisation vor.

Die Spannung zwischen dem von Bourdieu angenommenen einheitlichen Habitus, und dem von Lahire 2011 stark gemachten „pluralen Akteur“, der kontextspezifisch Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata ausprägt, zeigte sich auch in der Interpretation von Wacquants Ergebnissen, ohne jedoch aufgelöst worden zu sein.

Andere bemängelte Kritikpunkte, wie eine Überschätzung der Anpasstheit des Habitus, eine innere Widersprüchlichkeit des Habitus (hinsichtlich bewusster und unbewusster Praktiken) sowie die fehlende Falsifizierbarkeit des Habitusbegriffs bleiben meiner Ansicht nach durch die exemplarisch betrachteten Forschungsrichtungen unberührt.

Wichtiger und ergiebiger als die von konkreten empirischen Fragestellungen abgehobene (sozialtheoretische) Kritik am Habitusbegriff, so mein reflexives Fazit zu dieser Arbeit, scheint mir die Betrachtung und Reflexion von Stärken und Schwächen des Konzepts innerhalb expliziter Forschungsbezüge zu sein. Diese auf das jeweilige Anwendungsproblem und den theoretischen und methodischen Kontext einer Fachrichtung bezogene Kritik konnte aber in dieser Form nicht innerhalb der allgemeinen Betrachtungen der vorliegenden Arbeit erfolgen.

Anhang

Anhang A: Polaritätenprofil der „Erlebnisgesellschaft“

Feld H	Feld A	Feld B
Jazz Ost-West/»taz«/Stadt- magazin/Kulturzirkus/Selbst- erfahrungsgruppen/psychologi- sches Interesse/Stiltypus des Selbstverwirklichungsmilieus/ (Hochkultur- und Spannungs- schema; Distanz zum Trivial- schema)/psychosoziale Hyper- dimension »Vertrauen«/in Aus- bildung/alleinlebend nach Ablösung vom Elternhaus/ Arbeit am Bildschirm	Kunsthalle/Lektüre von über- regionalen Tageszeitungen/Zeit/ Spiegel/Sprachen lernen/Lektüre von »gehobener Literatur«/etwas schreiben/moderne E-Musik/ein Buch lesen/Fortbildung/Bücher über gesellschaftliche und poli- tische Probleme/öffentliches Interesse/Reflexivität/Dominanz- streben/Selbstzurechnung zur »oberen Mittelschicht« oder »Oberschicht«/Hochsprache/ pflegende, helfende, pädagogi- sche Berufe/gehobener Schul- abschluß (auch bei Partner und Eltern)/Kopfarbeit	Internationale Orgelwoche/ Theater im Fernsehen/Stadt- museum/Oper/klassische Musik/Germanisches Museum/ Kulturteil der Tageszeitung/ Stiltypus des Niveaumilieus (Hochkulturschema; Distanz zu Trivial- und Spannungs- schema)/gehobene Berufs- gruppen/gehobener Wohn- komfort
Feld G		Feld C
Disco/Rockfestival/Reggae/ Kino/Pop- und Rockmusik/ Nachtlokale/Soul/Sportorien- tierung/Identifikation mit Grünen, Alternativbewegung, Friedensbewegung/Offenheit/ Suche nach Abwechslung/kinder- lose Paare/Wohngemeinschaft/ ledig	Hauptpolaritäten: A-E G-C Parallelpolaritäten zu Dimension I: H-F B-D Parallelpolaritäten zu Dimension II: H-B F-D Doppelpolaritäten: H-D F-B	Gartenarbeiten/Verkehrs- museum/zu Hause bleiben/ Spaziergehen in der Wohn- umgebung/Volkslieder/lokale Sendungen im Fernsehen/poli- tische Diskussionen im Fer- sehen/Stiltypus des Integra- tionsmilieus (Hochkultur- und Trivialschema; Distanz zum Spannungsschema)/Identifika- tion mit CDU-CSU/nachelter- liche Phase/in Rente, Pension/ verwitwet/gesundheitliche Pro- bleme: Herz, Kreislauf, Durch- blutung, Gelenke/verheiratet
Feld F	Feld E	Feld D
amerikanische Krimis/flippem, Automatenspiele/Science-fiction/ Video sehen/Zeichentrickfilme/ Zigaretten rauchen/Norisring- rennen/Stiltypus des Unter- haltungsmilieus (Spannungs- schema; Distanz zu Hochkultur- und Trivialschema	Goldenes Blatt, Frau im Spiegel u.ä./Bildzeitung/Abendzeitung/ Sportzeitschriften/Auto oder Motorrad pflegen/Selbstzurech- nung zur »Arbeiterschicht« oder »unteren Mittelschicht«/niedri- ger Schulabschluß (auch von Partner und Eltern)/Arbeits- situation: Schmutzarbeit, Hand- arbeit, schlechte Luft, Maschi- nenarbeit, körperlich anstren- gende Arbeit, Unfallrisiko/ untergeordnete Position/ niedrige Berufsgruppen/Dialekt	Heimatfilme/Volkstheater/ Blasmusik/Bayerische Volks- musik/Fernsehsows, Quiz/ deutsche Schlager/Werbung/ saubermachen/etwas Gutes kochen/leichte Unterhaltungs- musik/Trivialliteratur/Sachen in Ordnung bringen/Stiltypus des Harmoniemilieus (Trivial- schema; Distanz zum Hochkul- turschema)/Fatalismus/Rigidi- tät/Anomie/politische Unter- ordnung/Übergewicht

Quelle: Schulze 2005b: 689.

Anhang B: Fragebogen zum Thema Lebensführung

Im Folgenden findet sich zu Anschauungszwecken der von Otte (2008: 395-398) verwendete Fragebogen, sowie eine Tabelle mit den Zuordnungen der verschiedenen Items zu den Variablen und Dimensionen (Otte 2008: 142), die aber noch nicht zwischen Lang- und Kurzversion des Erhebungsinstruments diskriminiert.

1. Selbsteinschätzung der Lebensführung					
Als nächstes würden wir Ihnen gern ein paar Fragen zu Ihrem Lebensstil stellen. Ich habe hier eine Liste mit Beschreibungen, wie man seinen Alltag gestalten kann. Bitte sagen Sie mir für jede Beschreibung, ob sie <u>für Ihre persönliche Lebensführung</u> voll und ganz zutrifft, eher zutrifft, eher nicht zutrifft oder überhaupt nicht zutrifft. [Int.: Wenn Befragter lange überlegt: Bitte antworten Sie, ohne lange nachzudenken!]					
	Trifft voll und ganz zu	Trifft eher zu	Trifft eher nicht zu	Trifft überhaupt nicht zu	w.n./verw.
A Ich führe ein einfaches, schlichtes Leben.	25.1	31.5	30.3	12.3	0.9
B Ich bin ein Mensch, der viel nachdenkt und versucht, allen Dingen auf den Grund zu kommen.	36.4	41.6	18.4	3.2	0.4
C Mein Alltag ist stark durch die alten Werte Sparsamkeit, Sauberkeit und Ordnung geprägt.	27.8	30.1	32.0	9.9	0.2
D Ich pflege einen gehobenen Lebensstandard.	10.0	39.1	38.9	11.1	0.9
E Der Sinn des Lebens besteht für mich darin, Spaß zu haben und mir leisten zu können, was mir gefällt.	24.9	36.9	29.6	7.9	0.7
F Ich gehe viel aus.	12.2	23.8	44.8	19.1	0.1
G Ich lebe nach religiösen Prinzipien.	9.2	22.4	25.9	42.5	0.0
H Es ist mir wichtig, phantasievoll und schöpferisch zu sein.	30.5	41.5	20.0	7.2	0.9
J Ich genieße das Leben in vollen Zügen.	22.9	40.2	27.7	8.6	0.5
K Abends passiert es mir häufig, dass ich vor dem Fernseher sitze und mich berieseln lasse.	12.6	24.9	39.9	22.4	0.2
L Ich habe mir bislang alles in meinem Leben hart erarbeiten müssen.	43.4	29.2	23.2	3.8	0.3
M Mit dieser neumodischen elektronischen Disco-Musik kann ich nichts anfangen.	40.7	15.5	25.5	18.1	0.2
N Ich interessiere mich für Psychologie und Selbsterfahrung.	18.3	33.3	29.1	18.8	0.4
O Ich halte an alten Traditionen meiner Familie fest.	22.5	29.7	31.7	15.7	0.4
P In meinem Leben ist es mir wichtig, eine Führungsposition – im Beruf, in einer Organisation, einem Verein oder ähnlichem – zu übernehmen.	16.1	24.8	35.4	22.9	0.8
Q Ich umgebe mich gern mit einem gewissen Luxus.	9.7	36.7	36.7	16.5	0.5
R In meiner Freizeit bleibe ich am liebsten gemütlich zu Hause.	14.0	25.0	46.4	14.2	0.4
S Ich will immer wieder neue Erfahrungen machen und mich weiterentwickeln.	48.6	38.3	8.9	3.7	0.4
T Über kaum etwas mache ich mir so viele Gedanken wie über die Erhaltung meiner Gesundheit.	28.2	27.5	38.0	6.1	0.1
U Ich mache häufig Bildungsreisen.	6.4	17.6	32.6	43.0	0.3
V Ich besitze Dinge, die nicht jeder hat – etwa ein Wochenendhaus, eine Yacht, Kunstwerke oder Antiquitäten, oder ähnliches.	4.9	9.7	17.7	67.4	0.3
W Ich interessiere mich für technische Neuerungen.	26.1	36.2	23.2	14.1	0.4
X Mein Leben gefällt mir dann besonders gut, wenn ständig etwas los ist.	22.0	34.6	34.4	8.7	0.3

2. Freizeitaktivitäten I

Bitte sagen Sie mir nun, wie häufig Sie die folgenden Veranstaltungen oder Einrichtungen besuchen. Besuchen Sie sie oft, manchmal, selten oder nie?

	oft	manchmal	selten	nie	w.n./ verw.
A Kunstaussstellungen, Galerien	12.5	27.2	36.0	24.3	0.0
B Kino	23.0	26.2	30.6	20.2	0.0
C Diskotheken	7.9	13.3	22.5	56.3	0.0
D Gottesdienste	12.0	17.5	31.9	38.6	0.0
E Klassische Konzerte, Opern	12.6	23.1	27.1	37.1	0.1
F Kneipen	24.0	24.7	23.1	28.1	0.0
G Restaurants	29.8	44.7	20.6	4.9	0.0
H Spielhallen	0.2	2.0	5.9	92.0	0.0

3. Freizeitaktivitäten II

Im folgenden nenne ich Ihnen einige Tätigkeiten, die man in seiner Freizeit ausüben kann. Sagen Sie mir bitte bei jeder Tätigkeit, ob Sie das oft, manchmal, selten oder nie machen.

	oft	manchmal	selten	nie	w.n./ verw.
A Mit Freunden zusammen sein	70.0	20.5	7.3	2.2	0.1
B Kurse besuchen, mich privat weiterbilden	10.8	25.7	33.7	29.7	0.1
C Fernsehen	43.6	29.4	23.0	3.9	0.0
D im Garten arbeiten	19.5	13.9	15.3	51.3	0.0
E Aktivsport treiben	33.0	20.3	22.0	24.6	0.1
F Bücher lesen	51.2	25.6	18.3	4.9	0.0
G Heimwerken, Basteln, Handarbeiten	29.2	24.5	23.4	22.8	0.0
H mich mit Kindern beschäftigen	44.4	16.2	19.2	20.2	0.0
J Faulenzen, einfach nichts tun	20.7	34.5	32.4	12.4	0.1
K mich mit dem Computer beschäftigen	26.6	18.5	15.4	39.4	0.1
L das Internet nutzen	12.2	9.9	11.0	66.9	0.2
M Ausflüge und Tagestouren machen	29.8	39.0	21.4	9.7	0.1

4. Musikgeschmack

Als nächstes kommen wir zu Ihrem Musikgeschmack. Sagen Sie mir bitte, wie Ihnen die folgenden Arten von Musik gefallen. Gefallen sie Ihnen sehr, ziemlich, weniger oder überhaupt nicht?

	sehr	ziemlich	weniger	überh. nicht	unbek./ verw.
A Deutsche Volksmusik	10.5	13.3	24.3	51.7	0.2
B Pop-Musik	26.0	34.7	21.4	17.4	0.6
C Klassische Musik	32.4	29.8	27.4	10.3	0.2
D Rock-Musik	22.3	27.9	26.2	23.1	0.5
E Musical	25.8	33.1	27.6	13.3	0.1
F Deutsche Schlager	12.9	18.9	32.9	34.8	0.4
G Jazz	15.1	23.3	32.4	28.7	0.5
H Reggae, Soul, Funk	16.3	25.5	25.3	28.5	4.4
J Internationale Folklore	10.5	20.8	38.7	29.1	0.9
K Oper	21.1	21.0	31.1	26.6	0.3
L Techno, House, Drum'n'Bass	8.9	12.2	21.4	53.4	4.1
M Hip Hop	9.5	16.8	22.5	45.2	6.0
N Independent, Punk	3.0	7.0	20.5	58.0	11.5

5. Fernsehinteressen

Wenn Sie an das Fernsehangebot denken, wie sehr gefallen Ihnen die folgenden Arten von Sendungen? Gefallen sie Ihnen sehr, ziemlich, weniger oder überhaupt nicht?

1.5 sehe überhaupt kein Fernsehen

	sehr	ziemlich	weniger	überh. nicht	unbek./verw.
A Fernsehshows und Quizsendungen	11.1	19.3	42.6	25.3	0.2
B Unterhaltungsserien	16.3	26.0	38.3	17.5	0.4
C Politische Magazine	28.5	37.7	24.0	7.8	0.4
D Musiksender wie MTV oder VIVA	13.0	24.6	27.5	29.5	3.8
E Actionfilme	15.7	24.3	30.3	27.8	0.4
F Dokumentationen zur Zeitgeschichte	39.3	37.0	17.3	4.7	0.3
G Volkstheater	9.5	12.4	32.3	44.2	0.2
H Heimatfilme	10.3	10.5	29.6	48.0	0.1
J Science Fiction, Fantasy	17.3	20.8	24.2	35.1	1.2
K Kultursendungen	30.7	36.3	25.5	5.7	0.4
L Werbespots	2.5	7.0	26.1	62.7	0.2

6. Zeitungslektüre

Wie häufig lesen Sie folgende Arten von Tageszeitungen? Lesen Sie sie oft, manchmal, selten oder nie?

	oft	manchmal	selten	nie	w.n./verw.
A Eine Boulevardzeitung, z.B. die <i>Bild</i>	9.1	8.2	21.8	60.8	0.1
B Eine überregionale Tageszeitung, z.B. die <i>FAZ</i>	18.3	20.6	26.5	34.5	0.1
C Eine Lokalzeitung, z.B. den <i>Mannheimer Morgen</i>	65.2	15.0	11.1	8.6	0.1

7. Orte des Bekleidungskaufs

Denken Sie einmal daran, wo Sie Ihre Bekleidung kaufen. Wie häufig kaufen Sie in den folgenden Geschäften ein? Oft, manchmal, selten oder nie?

	oft	manchmal	selten	nie	w.n./verw.
A im Kaufhaus, z.B. bei <i>Kaufhof</i> oder <i>Karstadt</i>	29.0	26.1	31.7	13.1	0.1
B in exklusiven Boutiquen	6.8	13.6	36.1	43.4	0.1
C bei Versandhäusern	9.7	14.6	22.6	52.8	0.2
D in Secondhand-Shops	3.8	6.4	12.0	77.5	0.3
E in Läden mit junger Mode, z.B. bei <i>H&M</i>	22.3	24.6	17.3	35.3	0.6

8. Maximale Ausgaben im Restaurant

Wenn Sie einmal in ein Restaurant richtig gut Essen gehen, wie viel D-Mark geben Sie dann maximal pro Person – inklusive Getränke – aus?

[Int.: Bitte nur ganze Zahlen angeben!]

DM

2.5	gehe nie ins Restaurant
1.2	werde immer eingeladen
0.8	weiß nicht
0.3	Antwort verweigert

9. Subjektive Schichteinstufung

Es wird heute wieder viel über Bevölkerungsschichten gesprochen. Welcher Schicht rechnen Sie sich selbst am ehesten zu? Der...

0.9	Oberschicht
16.9	oberen Mittelschicht
64.1	Mittelschicht
15.2	Arbeiterschicht
1.1	Unterschicht?
0.6	keiner dieser Schichten
0.9	weiß nicht
0.4	Antwort verweigert

10. Einrichtungsnutzung in Mannheim

In Mannheim kann man ja einiges unternehmen. Wie oft nutzen Sie die folgenden Einrichtungen und Angebote? Oft, manchmal, selten oder nie?

	oft	manch- mal	selten	nie	w.n./ verw.
A Kurse der Volkshochschule	5.4	14.4	23.2	57.0	0.0
B Kunsthalle, Kunstverein	10.9	21.7	30.0	37.5	0.0
C Nationaltheater	14.6	26.1	30.8	28.5	0.0
D Angebote der alternativen Kulturszene, z.B. TiG7, Kleinkunst, Kabarett	5.4	19.8	27.9	46.9	0.0
E Landesmuseum für Technik und Arbeit, Reißmuseum	11.7	34.5	33.9	19.9	0.0
F Fitness-Center	13.0	7.5	12.3	67.2	0.0
G Luisenpark, Herzogenriedpark [Int.: im Sommer]	42.5	32.8	17.5	7.1	0.0
H Einkaufsbummel in der City von Mannheim	41.5	30.1	22.3	6.2	0.0
J Volksfeste in der Innenstadt, z.B. Blumenpeterfest, Weihnachtsmarkt	29.2	28.2	26.4	16.2	0.0
K Stadtteilstefte, Straßenfeste	25.4	25.0	26.8	22.8	0.0
L öffentliche Vorträge, Lesungen, Podiumsdiskussionen	2.6	14.3	29.6	53.4	0.0
M Galas und Bälle im Rosengarten	3.5	8.5	24.5	63.3	0.1
N Seniorentreffs	2.6	2.9	5.6	88.7	0.1
O Kaffeeklatsch in einer Konditorei	3.9	10.5	15.1	70.5	0.0
P Besuch von Sportveranstaltungen	13.8	18.4	28.3	39.4	0.0
Q internationale Gemeinschafts- und Begegnungszentren	1.4	7.8	17.6	73.1	0.0
R Rheinpromenade, Waldpark	24.3	28.0	21.4	26.1	0.2

DIMENSION DES AUSSTATTUNGSNIVEAUS		DIMENSION DER MODERNITÄT / BIOGRAPH. PERSPEKTIVE	
ROUTE ÖKONOM. KAPITALS	ROUTE KULT. KAPITALS	MODERNITÄT	BIOGRAPH. PERSPEKTIVE
+ LF: gehobener Lebensstandard	+ LF: viel nachdenken	M LF: Leben genießen	O LF: viel ausgehen
+ LF: mit Luxus umgeben	+ LF: phantasievoll u. schöpferisch	M LF: Spaß haben, mir etwas leisten	O LF: neue Erfahrungen machen
+ LF: Luxusobjekte: Kunstw., usw.	+ LF: Bildungsreisen	M (LF: technische Neuerungen)	O LF: ständig etwas los im Leben
+ LF: Führungsposition	+ LF: Psychologie / Selbsterfahrung	T LF: religiöse Prinzipien	G LF: gemütlich zu Hause bleiben
- LF: einfaches, schlichtes Leben	- LF: vom Fernseher berieseln	T LF: alte Werte Sparsamkeit, usw.	G LF: alles im Leben hart erarbeitet
+ (FZ: Restaurants)	+ FZ: Kunstausstellungen	T LF: Traditionen der Familie	G LF: Erhaltung der Gesundheit
- KL: exklusive Boutiquen	+ FZ: klassische Konzerte	T LF: keine elektron. Disco-Musik	O FZ: Kino
- KL: Kaufhäuser	+ FZ: Bücher lesen	T FZ: Gottesdienste	O FZ: Diskotheken
- (KL: Versandhäuser)	+ FZ: Kurse besuchen, Weiterbild.	M (FZ: faulenzen, nichts tun)	O FZ: Kneipen
+/- Ausgaben im Restaurant	- FZ: Fernsehen	M (FZ: Computer)	O FZ: mit Freunden zusammen sein
+/- subjektive Schichteinstufung	+ MU: Klassik	M (FZ: Internet)	O FZ: Aktivsport
	+ MU: Oper	M MU: Pop-Musik	G FZ: Gartenarbeit
	+ (MU: Jazz)	M MU: Rock-Musik	G FZ: Heimwerken, Basteln
	+ TV: politische Magazine	M MU: Reggae, Soul, Funk	O (KL: Secondhand-Shops)
	+ TV: Dokument. z. Zeitgeschichte	M MU: Techno, House, D'n'B	
	+ TV: Kultursendungen	M MU: Hip Hop	
	- TV: Unterhaltungsserien	M MU: Independent, Punk	
	- TV: Shows und Quizsendungen	M TV: MTV, VIVA	
	+ ZT: überregionale Tageszeitung	M TV: Actionfilme	
	- ZT: Boulevardzeitung	M TV: Science Fiction, Fantasy	
		M TV: Werbespots	
		M KL: Läden mit junger Mode	

Anmerkungen: Polare Ausrichtung: + gehobenes Ausstattungsniveau, - niedriges Ausstattungsniveau, M Modernität, T Traditionalität, O offene biographische Perspektive, G geschlossene biographische Perspektive; Itembatterien: LF Selbsteinschätzung der Lebensführung, FZ Freizeitaktivitäten, MU Musikgeschmack, TV Fernsehinteressen, ZT Zeitungslektüre, KL Orte des Bekleidungskaufs. Eingeklammerte Indikatoren sind aus verschiedenen Gründen nicht zur Operationalisierung vorgesehen.

Anhang C: Deskription der Lebensführungstypen bei Otte

Im Folgenden finden sich die bei Otte erstellten Milieutypen, samt den sie charakterisierenden Merkmalen (vgl. Otte 2008: 173-176). Die Typenbeschreibungen basieren auf der Kurzversion der Typologie und der Datengrundlage von 1999. Sie zeigen Vorlieben und Distanzierungen auf der Basis aller Lebensführungsindikatoren, die über eine z-Transformation standardisiert worden waren. In Klammern finden sich die typenspezifischen Mittelwerte. Durch die Standardisierung liegt der Gesamtmittelwert über alle Typen hinweg bei Null, sodass Werte über 0 überdurchschnittlich hoch sind, Werte unter 0 niedriger als der Durchschnitt, d.h. eine Distanz im Typus zum Merkmal vorliegt. Aufgelistet werden hauptsächlich Abweichungen von mindestens plus/minus 0.4 vom Mittelwert (ausgenommen der typenbildenden Merkmale). Die aktiven Merkmale, die die Typenbildung beeinflusst haben, sind unterstrichen, die übrigen Merkmale sind lediglich illustrative Merkmale. Bei dem Typus, bei dem ein Merkmal die stärkste positive Ausprägung aufweist, wurde es fett gedruckt aufgelistet.

1. KONSERVATIV GEHOBENE

LF: Traditionen der Familie (1.01), religiöse Prinzipien (.92), Bildungsreisen (.55), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (.49), gehobener Lebensstandard (.41); *Distanzen:* Leben in vollen Zügen genießen (-.83), ständig etwas los im Leben (-.71), viel ausgehen (-.67).

FZ/MA: Kunstaussstellungen (.86), Gottesdienste (.78), klassische Konzerte (.73), Bücher lesen (.68), Kunsthalle/-verein (.67), Nationaltheater (.63), Vorträge/Lesungen (.59), Landesmuseum für Technik/Arbeit, Reißmuseum (.54); *Distanzen:* Discos (-.69), Kino (-.60), Kneipen (-.57).

MU: Oper (.72), klassische Musik (.66), dt. Volksmusik (.49); *Distanzen:* Pop (-.58), Reggae/Soul/Funk (-.50), Hip Hop (-.48).

TV: Kultursendungen (.55), Dokumentationen zur Zeitgeschichte (.48), politische Magazine (.46); *Distanzen:* MTV/VIVA (-.49).

ZT: überregionale Tageszeitung (.93), Lokalzeitung (.46).

KL: exklusive Boutiquen (.52); *Distanzen:* Läden mit junger Mode (-.40).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 82 DM.

Schichteinstufung: Unter- 0%, Arbeiter- 3%, Mittel- 59%, obere Mittel- 34%, Ober- 3%.

2. KONVENTIONALISTEN

LF: religiöse Prinzipien (1.01), Traditionen der Familie (.90), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (.49), viel nachdenken (.33); *Distanzen:* Leben in vollen Zügen genießen (-.92), ständig etwas los im Leben (-.90), viel ausgehen (-.69), gehobener Lebensstandard (-.02).

FZ/MA: Gottesdienste (1.04), Seniorentreffs (.54), Bücher lesen (.21), Luisenpark/Herzogenriedpark (.20); *Distanzen:* Kneipen (-.76), Kino (-.68), Discos (-.55), Internet (-.53), Computer (-.49), mit Freunden zusammen sein (-.48), Restaurants (-.47), Kunstaussstellungen (-.03).

MU: dt. Volksmusik (.68), dt. Schlager (.53), internat. Folklore (.45), Oper (.43); *Distanzen:* Reggae/Soul/Funk (-.58), Rock (-.51), Pop (-.50), Techno/House/D'n'B (-.45), Hip Hop (-.41), Independent/Punk (-.40).

TV: Heimatfilme (.48), Volkstheater (.43); *Distanzen:* Actionfilme (-.54), Sci-Fi/Fantasy (-.54).

ZT: Lokalzeitung (.35); *Distanzen:* überregionale Tageszeitung (-.21).

KL: *Distanzen:* Läden mit junger Mode (-.38).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 52 DM.

Schichteinstufung: Unter- 0%, Arbeiter- 17%, Mittel- 71%, obere Mittel- 12%, Ober- 0%.

3. TRADITIONELLE ARBEITER

LF: Traditionen der Familie (1.02), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (.84), religiöse Prinzipien (.77), einfaches, schlichtes Leben (.75), gemütlich zu Hause bleiben (.70), Erhaltung der Gesundheit (.49); *Distanzen:* Leben in vollen Zügen genießen (-1.10), viel ausgehen (-1.04), ständig etwas los im Leben (-.92), neue Erfahrungen machen (-.87), mit Luxus umgeben (-.78), gehobener Lebensstandard (-.67), Führungsposition (-.67), Bildungsreisen (-.58), technische Neuerungen (-.57), phantasievoll und schöpferisch (-.49).

FZ/MA: Seniorentreffs (.54), Gottesdienste (.38), Fernsehen (.25); *Distanzen (u.a.):* mit Freunden zusammen sein (-.91), Kunstaussstellungen (-.89), Kino (-.89), Restaurants (-.87), Aktivsport (-.87), Ausflüge, Tagestouren (-.87), Nationaltheater (-.81), Kneipen (-.79), Kurse besuchen, Weiterbildung (-.75), Computer (-.73), alternative Kulturszene (-.70), klassische Konzerte (-.67), Bücher lesen (-.67), Landesmuseum/Reißmuseum (-.65), Diskotheken (-.61), Volksfeste (-.60), Internet (-.50), Rheinpromenade/Waldpark (-.43).

MU: dt. Volksmusik (.83), dt. Schlager (.56); *Distanzen:* Pop (-1.00), Rock (-.80), Reggae/Soul/Funk (-.78), Hip Hop (-.62), Jazz (-.57), Indie/Punk (-.51), Techno/House/D'n'B (-.49).

TV: Heimatfilme (.92), Volkstheater (.87), Unterhaltungsserien (.67), Shows/Quizsendungen (.66); *Distanzen:* Science Fiction/Fantasy (-.50), MTV/VIVA (-.48), polit. Magazine (-.39).

ZT: Boulevardzeitung (.17); *Distanzen:* überregionale Tageszeitung (-.85).

KL: *Distanzen:* Läden mit junger Mode (-.59), exklusive Boutiquen (-.58).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 32 DM.

Schichteinstufung: Unter- 1%, Arbeiter- 38%, Mittel- 55%, obere Mittel- 6%, Ober- 0%.

4. LIBERAL GEHOBENE

LF: Bildungsreisen (.59), gehobener Lebensstandard (.53), Luxusobjekte: Kunstwerke, usw. (.41), phantasievoll und schöpferisch (.32), Psychologie und Selbsterfahrung (.27), religiöse Prinzipien (.27), Traditionen der Familie (.15), Leben in vollen Zügen genießen (.05); *Distanzen*: ständig etwas los im Leben (-.27), viel ausgehen (-.04).

FZ/MA: Kunstaussstellungen (1.01), klassische Konzerte (.88), Kunsthalle/Kunstverein (.84), Nationaltheater (.72), Vorträge/Lesungen (.69), Bücher lesen (.57), alternative Kulturszene (.54), Kurse besuchen, Weiterbildung (.53), Volkshochschulkurse (.51), Landesmuseum/Reißmuseum (.47), Ausflüge und Tagestouren (.30), internat. Gemeinschafts- und Begegnungszentren (.24).

MU: klassische Musik (.60), Oper (.50), Jazz (.47), Musical (.32).

TV: Kultursendungen (.44), Politische Magazine (.39); *Distanzen*: Unterhaltungsserien (-.41).

ZT: überregionale Tageszeitung (.78).

KL: exklusive Boutiquen (.33).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 94 DM.

Schichtestufung: Unter- 0%, Arbeiter- 2%, Mittel- 65%, obere Mittel- 33%, Ober- 0%.

5. AUFSTIEGSORIENTIERTE

LF: religiöse Prinzipien (.08); *Distanzen*: Leben in vollen Zügen genießen (-.19), viel ausgehen (-.13), ständig etwas los im Leben (-.11), gehobener Lebensstandard (-.04), Traditionen der Familie (-.01).

FZ/MA: Gartenarbeit (.24), Heimwerken, Basteln, Handarbeiten (.20), Bücher lesen (.15); *Distanzen*: Diskotheken (-.27), Kunstaussstellungen (-.07).

MU: internat. Folklore (.14); *Distanzen*: Hip Hop (-.17).

ZT: Lokalzeitung (.13); *Distanzen*: überregionale Tageszeitung (-.13).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 61 DM.

Schichtestufung: Unter- 0%, Arbeiter- 12%, Mittel- 74%, obere Mittel- 11%, Ober- 2%.

6. HEIMZENTRIERTE

LF: einfaches, schlichtes Leben (.63), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (.43), gemütlich zu Hause bleiben (.39), alles im Leben hart erarbeitet (.35), vom Fernseher berieseln lassen (.25), Traditionen der Familie (.18). *Distanzen*: gehobener Lebensstandard (-.57), Bildungsreisen (-.51), viel ausgehen (-.45), Leben in vollen Zügen genießen (-.15), religiöse Prinzipien (-.04), ständig etwas los im Leben (-.03).

FZ/MA: Fernsehen (.35), mit Kindern beschäftigen (.24); *Distanzen*: Bücher lesen (-.88), Kunstaussstellungen (-.71), Kunsthalle/Kunstverein (-.53), Kurse besuchen, Weiterbildung (-.52), Nationaltheater (-.52), klassische Konzerte (-.51), alternative Kulturszene (-.46), Vorträge/Lesungen (-.46), Ausflüge, Tagestouren (-.43), Kneipen (-.40), Landesmuseum/Reißmuseum (-.40), Aktivsport (-.39).

MU: dt. Schlager (.26), dt. Volksmusik (.22); *Distanzen*: klassische Musik (-.44), Oper (-.40).

TV: Unterhaltungsserien (.32), Volkstheater (.28).

ZT: Boulevardzeitung (.27); *Distanzen*: überregionale Tageszeitung (-.88).

KL: Versandhäuser (.25).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 40 DM.

Schichtestufung: Unter- 4%, Arbeiter- 33%, Mittel- 58%, obere Mittel- 4%, Ober- 1%.

7. REFLEXIVE

LF: viel ausgehen (.70), Leben in vollen Zügen genießen (.64), ständig etwas los im Leben (.56), gehobener Lebensstandard (.55), Bildungsreisen (.52), neue Erfahrungen machen (.45), mit Luxus umgeben (.43); *Distanzen*: religiöse Prinzipien (-.60), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (-.60), Traditionen der Familie (-.54), einfaches, schlichtes Leben (-.50).

FZ/MA: Kunstaussstellungen (.71), Kunsthalle/Kunstverein (.68), Kneipen (.68), Nationaltheater (.60), Internet (.59), alternative Kulturszene (.58), Kino (.53), klassische Konzerte (.47), Bücher lesen (.46), Diskotheken (.45), Restaurants (.44), Computer (.43), mit Freunden zusammen sein (.35), Rheinpromenade/Waldpark (.35), Einkaufsbummel City (.27); *Distanzen*: Gottesdienste (-.59).

MU: Jazz (.56), Reggae/Soul/Funk (.46), Rock (.43), Pop (.38); *Distanzen*: dt. Volksmusik (-.53), dt. Schlager (-.46).

TV: politische Magazine (.22), MTV/VIVA (.19); *Distanzen*: Heimatfilme (-.47), Unterhaltungsserien (-.44).

ZT: überregionale Tageszeitung (.91).

KL: exklusive Boutiquen (.35), Secondhand-Shops (.27).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 108 DM.

Schichtestufung: Unter- 1%, Arbeiter- 6%, Mittel- 62%, obere Mittel- 30%, Ober- 2%.

8. HEDONISTEN

LF: viel ausgehen (.76), ständig etwas los im Leben (.68), Leben in vollen Zügen genießen (.67), gehobener Lebensstandard (.01); *Distanzen*: religiöse Prinzipien (-.66), Traditionen der Familie (-.59), Sparsamkeit, Sauberkeit, Ordnung (-.43).

FZ/MA: Diskotheken (.88), Kneipen (.68), Kino (.61), Fitness-Center (.38), Aktivsport (.33), Volksfeste Innenstadt (.31); *Distanzen*: Gottesdienste (-.48), Kunstaussstellungen (-.18), Bücher lesen (-.01).

MU: Hip Hop (.69), Techno/House/D'n'B (.51), Independent/Punk (.51), Reggae/Soul/Funk (.42); *Distanzen*: internat. Folklore (-.43).

TV: MTV/VIVA (.44), Science Fiction/Fantasy (.41); *Distanzen*: Kultursendungen (-.39).

ZT: Boulevardzeitung (.15); *Distanzen*: überregionale Tageszeitung (-.02).

KL: Läden mit junger Mode (.47).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 66 DM.

Schichtestufung: Unter- 1%, Arbeiter- 14%, Mittel- 64%, obere Mittel- 21%, Ober- 1%.

9. UNTERHALTUNGSSUCHENDE

LF: ständig etwas los im Leben (.72), Leben in vollen Zügen genießen (.67), Spaß haben und sich etwas leisten (.58), viel ausgehen (.54), Führungsposition wichtig (.27), Spielhallen (.23); *Distanzen*: Traditionen der Familie (-.75), Bildungsreisen (-.58), religiöse Prinzipien (-.51), gehobener Lebensstandard (-.49), Luxusobjekte: Kunstwerke, usw. (-.43).

FZ/MA: Diskotheken (.58), Stadtteil-/Straßenfeste (.39), Faulenzen (.33), Besuch von Sportveranstaltungen (.22); *Distanzen*: Kunstaussstellungen (-.95), klassische Konzerte (-.91), Bücher lesen (-.81), Kunsthalle/Kunstverein (-.72), Nationaltheater (-.69), Landesmuseum/Reißmuseum (-.61), Vorträge/Lesungen (-.56), alternative Kulturszene (-.56), Gottesdienste (-.55), Kurse besuchen, Weiterbildung (-.42).

MU: Techno/House/D'n'B (.46), Hip Hop (.41); *Distanzen*: klassische Musik (-.81), Oper (-.78), Jazz (-.53).

TV: Actionfilme (.61), MTV/VIVA (.52), Science Fiction/Fantasy (.41); *Distanzen*: politische Magazine (-.65), Kultursendungen (-.65), Dokumentationen zur Zeitgeschichte (-.56).

ZT: Boulevardzeitung (.30); *Distanzen*: überregionale Tageszeitung (-.64), Lokalzeitung (-.39).

KL: Läden mit junger Mode (.41), Versandhäuser (.27).

Maximalausgaben im Restaurant: Ø 44 DM.

Schichtestufung: Unter- 3%, Arbeiter- 26%, Mittel- 67%, obere Mittel- 4%, Ober- 0%.

Anhang D: Abstract

Deutsch

Die vorliegende Masterarbeit beschäftigt sich mit dem Habituskonzept des französischen Soziologen und Ethnologen Pierre Bourdieu. Im Vordergrund steht dabei die Beantwortung der Fragen, welche Ansätze zu einer empirischen Fruchtbarmachung des Habituskonzepts es in der Nachfolge von Bourdieu gibt, welche Stärken und Schwächen diese Ansätze haben, inwiefern das Habituskonzept dabei weiterentwickelt wurde, und inwiefern diese Weiterentwicklung die Kritik am Habituskonzept berührt, die gegen das Konzept vorgebracht worden war. Trotz des zentralen Stellenwerts des Habituskonzepts für die Arbeiten Bourdieus, hatte Bourdieu keine einheitliche Methode zur Habituserschaffung ausgearbeitet.

Hierzu wird einerseits eine Charakterisierung von Bourdieus Habituskonzept erarbeitet, sowie in einem nächsten Schritt ein Überblick über verschiedene wichtige Kritikpunkte am Habituskonzept geliefert. Daran anschließend werden verschiedene, exemplarisch ausgewählte Ansätze einer empirischen Habitusanalyse beleuchtet, auf ihr methodisches Vorgehen betrachtet und einer kritischen Würdigung unterzogen: im Rahmen der deutschsprachigen Lebensstilsoziologie sind dies die Analysen Gerhard Schulzes zur Fundamentalsemantik sowie die konzeptionelle Lebensstiltypologie Gunnar Ottens; der habitushermeneutische Ansatz im Rahmen der Milieusoziologie, die aus den Arbeiten um eine Forschungsgruppe um Michael Vester hervorgegangen war; sowie der autoethnographische Ansatz einer Habitusanalyse von Loic Wacquant. Abschließend erfolgt noch einmal eine zusammenfassende Darstellung und Bewertung der Ansätze.

English

The master thesis at hand addresses the concept of habitus of French sociologist and ethnologist Pierre Bourdieu. Predominantly it aims at answering the questions of which approaches there are of making empirical use of the concept of habitus in the succession of Bourdieu, what the strengths and weaknesses are of these approaches, whether and to which extent the concept of habitus has been developed further within these approaches, and to which extent these developments concern several points of criticism that have been brought forward against the concept of habitus. Despite the significance of the concept of habitus for the general works of Bourdieu, Bourdieu himself had not developed a unified method of analyzing habitus.

In order to tackle these questions, first a characterization of the concept of habitus will be given. Following this an overview over several important points of criticism against this concept will be delivered. Then several exemplary approaches towards an empirical analysis of the habitus will be assessed, concerning their methodological proceedings. A critical acclaim of these approaches will be given as well. Those approaches are: in the context of German lifestyle research Gerhard Schulzes analysis of the “Fundamentalsemantik” as well as Gunnar Ottens conceptional lifestyle typology; the habitus-hermeneutics approach in the context of the sociology of milieus that originated from a research group that had gathered around Michael Vester; as well as Loic Wacquants autoethnographic approach of an analysis of habitus. Concluding this work a summarizing representation and evaluation of these approaches will be given.

Anhang E: Lebenslauf

Persönliche Daten:

Name: Christoph Hochwarter, BA BA
Geburtsdaten: 30.05.1987 in Oberwart

Bildungsweg:

03/2013 – dato	Masterstudium Soziologie an der Hauptuniversität Wien
10/2010 – 5/2013	Fortsetzung des Soziologie-Studiums an der Hauptuniversität Wien (Abschluss mit BA)
03/2009 – 07/2011	Fortsetzung des Philosophie-Studiums an der Hauptuniversität Wien (Abschluss mit BA)
02/2007 – 02/2009	Beginn des Studiums der Soziologie, BWL und Philosophie an der Karl-Franzens-Universität in Graz (dann Studienortwechsel nach Wien)
09/2001 – 06/2006	Höhere Lehranstalt für Elektronische Datenverarbeitung und Organisation in Pinkafeld (Abschluss mit Matura)
09/1997 – 06/2001	AHS Unterstufe im Gymnasium Oberschützen
09/1993 – 06/1997	Volksschule Kemetten

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor Wiesengrund, 1973: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Alkemeyer, Thomas, 2009: Lernen und seine Körper. Habitusformungen und –umformungen in Bildungspraktiken. In: Friebertshäuser, Barbara; Rieger-Ladich, Markus; Wigger, Lothar (Hg.), Reflexive Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 119-140.

Anderson, Leon, 2006: Analytic Autoethnography. Journal of Contemporary Ethnography, 2006, Jg. 35, Heft 4, 373-395.

Bennett, Tony; Savage, Mike; Silva, Elizabeth; Warde, Alan; Gayo-Cal, Modesto; Wright, David, 2009: Culture, Class, Distinction. New York: Routledge.

Blasius, Jörg, 2001: Korrespondenzanalyse. München-Wien-Oldenbourg: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.

Blasius, Jörg; Friedrichs, Jürgen, 2012: Die Bedeutung von Lebensstilen für die Erklärung von sozial-räumlichen Prozessen. In: Rössel, Jörg; Otte, Gunnar (Hg.), Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 399-423.

Blasius, Jörg; Schmitz, Andreas, 2013: Sozialraum- und Habituskonstruktion – Die Korrespondenzanalyse in Pierre Bourdieus Forschungsprogramm. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 201-220.

Blasius, Jörg; Winkler, Joachim, 1989: Gibt es die „feinen Unterschiede“? Eine empirische Überprüfung der Bourdieuschen Theorie. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1989, Jg. 41, Heft 1, 72-94.

Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.), 2013: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS.

Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael, 2013: Einleitung: Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl, Arnd-Michael (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS, 9-32.

Bourdieu, Pierre 1985: Sozialer Raum und >>Klassen<<. Leçon sur la leçon. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1987: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1989: Antworten auf einige Einwände. In: Eder, Klaus (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 395-410.

Bourdieu, Pierre, 1993: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1997a: Der Tote packt den Lebenden. Schriften zu Politik & Kultur 2. Hamburg: VSA-Verlag.

Bourdieu, Pierre, 1997b: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 1997c: An den Leser. In: Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain; Balazs, Gabrielle; Beaud, Stéphane; Bourdieu, Emmanuel; Broccolichi, Sylvain; Champagne, Patrick; Christin, Rosine; Fague, Jean-Pierre; Garcia, Sandrine; Lenoir, Remi; OEvrard, Francoise; Pialoux, Michel; Pinto, Louis; Podalydès, Denis; Sayad, Abdelmalek; Soulié, Charles; Wacquant, Loic J.D., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 13-14.

Bourdieu, Pierre, 1997d: Verstehen. In: Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain; Balazs, Gabrielle; Beaud, Stéphane; Bourdieu, Emmanuel; Broccolichi, Sylvain; Champagne, Patrick; Christin, Rosine; Fague, Jean-Pierre; Garcia, Sandrine; Lenoir, Remi; OEvrard, Francoise; Pialoux, Michel; Pinto, Louis; Podalydès, Denis; Sayad, Abdelmalek; Soulié, Charles; Wacquant, Loic J.D., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 779-802.

Bourdieu, Pierre, 1997e: Widersprüche des Erbes. In: Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain; Balazs, Gabrielle; Beaud, Stéphane; Bourdieu, Emmanuel; Broccolichi, Sylvain; Champagne, Patrick; Christin, Rosine; Fague, Jean-Pierre; Garcia, Sandrine; Lenoir, Remi; OEvrard, Francoise; Pialoux, Michel; Pinto, Louis; Podalydès, Denis; Sayad, Abdelmalek; Soulié,

Charles; Wacquant, Loic J.D., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz, 651-658.

Bourdieu, Pierre, 2001: Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Bourdieu, Pierre, 2006a: Sozialer Raum, symbolischer Raum. In: Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 354-368.

Bourdieu, Pierre 2006b: Einleitung. In: Bourdieu, Pierre; Boltanski, Luc; Castel, Robert; Chamboredon, Jean-Claude; Lagneau, Gérard; Schnapper, Dominique (Hg.), Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 11-21.

Bourdieu, Pierre 2006c: Die gesellschaftliche Definition der Photographie. In: Bourdieu, Pierre; Boltanski, Luc; Castel, Robert; Chamboredon, Jean-Claude; Lagneau, Gérard; Schnapper, Dominique (Hg.), Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 85-109.

Bourdieu, Pierre, 2006d: Die Praxis der reflexiven Anthropologie. Einleitung zum Seminar an der École des hautes études en sciences sociales, Paris, Oktober 1987. In: Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic J.D., Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 251-294.

Bourdieu, Pierre, 2009a: Entwurf einer Theorie der Praxis. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre, 2009b: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Solga, Heike; Powell, Justin; Berger, Peter A. (Hg.), Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main: Campus, 111-125.

Bourdieu, Pierre; Accardo, Alain; Balazs, Gabrielle; Beaud, Stéphane; Bourdieu, Emmanuel; Broccolichi, Sylvain; Champagne, Patrick; Christin, Rosine; Fague, Jean-Pierre; Garcia, Sandrine; Lenoir, Remi; OEvrard, Francoise; Pialoux, Michel; Pinto, Louis; Podalydès, Denis; Sayad, Abdelmalek; Soulié, Charles; Wacquant, Loic J.D., 1997: Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.

Bourdieu, Pierre; Boltanski, Luc; Castel, Robert; Chamboredon, Jean-Claude; Lagneau, Gérard; Schnapper, Dominique (Hg.), 2006: Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Fotografie. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loic J.D., 2006: Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bouveresse, Jacques, 1993: Was ist eine Regel? In: Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.), Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 41-56.

Brake, Anna; Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea (Hg.), 2013: Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Weinheim und Basel: Juventa.

Bremer, Helmut, 2002: ‚Gesamtbild‘ und ‚Nahaufnahme‘: Anlage und Forschungsmethoden der Studie ‚Kirche und Milieu‘. In: Vögele, Wolfgang; Bremer, Helmut; Vester, Michael (Hg.), Soziale Milieus und Kirche. Würzburg: Ergon Verlag, 135-148.

Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea; Vester, Michael, 2009: Die Feinen Unterschiede. In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler Verlag, 289-312.

Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel, 2003: Die Gruppenwerkstatt. Ein mehrstufiges Verfahren zur vertiefenden Exploration von Mentalitäten und Milieus. In: Geiling, Heiko (Hg.), Probleme sozialer Integration. Münster – Hamburg – London: LIT Verlag, 207-236.

Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel, 2010: Typenbildung in der Habitus- und Milieuforschung. In: Ecarius, Jutta; Schäffer, Burkhard (Hg.), Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, 251-276.

Bremer, Helmut; Teiwes-Kügler, Christel, 2013: Zur Theorie und Praxis der „Habitus-Hermeneutik“. In: Brake, Anna; Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea (Hg.), Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Weinheim und Basel: Juventa, 90-129.

Buchholz, Larissa, 2009: Die Rezeption Bourdieus im angelsächsischen Raum. In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler Verlag, 387-400.

Calhoun, Craig, 1993: Habitus, Field, and Capital: The Question of Historical Specificity. In: Calhoun, Craig; LiPuma, Edward; Postone, Moishe (Hg.), Bourdieu. Critical Perspectives. Chicago: University of Chicago Press, 61-88.

Calhoun, Craig; LiPuma, Edward; Postone, Moishe (Hg.), 1993: Bourdieu. Critical Perspectives. Chicago: University of Chicago.

Couldry, Nick, 2005: The Individual Point of View: Learning From Bourdieu's The Weight of the World. Cultural Studies Critical Methodologies, Jg. 5, Heft 3, 354-372.

Cicourel, Aaron V., 1993: Aspects of Structural and Processual Theories of Knowledge. In: Calhoun, Craig; LiPuma, Edward; Postone, Moishe (Hg.), Bourdieu. Critical Perspectives. Chicago: University of Chicago Press, 89-115.

Diaz-Bone, Rainer, 2004: Milieumodelle und Milieustrumente in der Marktforschung. Forum Qualitative Sozialforschung, 2004, Jg. 5, Heft 2, Artikel 28.

Diekmann, Andreas, 2011: Empirische Sozialforschung. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Dirksmeier, Peter, 2007: Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie. ACME: An International E-Journal for Critical Geographies, 2007, Jg. 6, Heft 1, 73-97.

Dünne, Jörg; Günzel, Stephan (Hg.), 2006: Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main.

Ebrecht, Jörg, 2004: Die Kreativität der Praxis. Überlegungen zum Wandel von Habitusformationen. In: Ebrecht, Jörg; Hillebrandt, Frank (Hg.), Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft. Anwendung. Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 225-241.

Ebrecht, Jörg; Hillebrandt, Frank (Hg.), 2004: Bourdieus Theorie der Praxis. Erklärungskraft. Anwendung. Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ecarius, Jutta; Schäffer, Burkhard (Hg.), 2010: Typenbildung und Theoriegenerierung. Methoden und Methodologien qualitativer Bildungs- und Biographieforschung. Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

Eckert, Roland; Jacob, Rüdiger, 1994: Kultur- oder Freizeitsoziologie? Fragen an Gerhard Schulze. *Soziologische Revue*, 1994, Jg. 17, Heft 2, 131-138.

Eder, Klaus, 1989 (Hg.): *Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Eder, Klaus, 2013: Der Klassenhabitus in Abgrenzung zum Klassenbewusstsein bei Karl Marx. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 57-73.

El-Mafaalani, Aladin, 2012: *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus. Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Wiesbaden: Springer VS.

Engler, Steffani; Kahlert, Heike; Kraus, Beate; Wiggins, Matthias (Hg.), 2004: *Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus*. Weinheim und München: Juventa Verlag.

Engler, Steffani, 2013: Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 247-260.

Flick, Uwe, 2012: *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Friebertshäuser, Barbara; Rieger-Ladich, Markus; Wigger, Lothar (Hg.), 2009: *Reflexive Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike, 2009a: Einleitung. In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler Verlag, IX-XI.

Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), 2009b: *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler Verlag.

Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike, 2009c: Die Rezeption Bourdieus im deutschsprachigen Raum. In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler Verlag, 381-386.

Gebauer, Gunter; Wulf, Christoph (Hg.), 1993: Praxis und Ästhetik. Neue Perspektiven im Denken Pierre Bourdieus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Gebesmair, Andreas, 2001: Grundzüge einer Soziologie des Musikgeschmacks. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Gebesmair, Andreas, 2005: Gunnar Otte: Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2005, Jg. 57, Heft 2, 347-348.

Geiling, Heiko (Hg.), 2003: Probleme sozialer Integration. Münster – Hamburg – London: LIT Verlag.

Hartmann, Peter H., 1999: Lebensstilforschung. Darstellung, Kritik und Weiterentwicklung. Opladen: Leske + Budrich.

Hartmann, Peter H., 2012: Methodische und methodologische Probleme der Lebensstilforschung. In: Rössel, Jörg; Otte, Gunnar (Hg.), Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 62-85.

Heilweck-Backes, Inge, 2011: Lebensstilspezifische Wohnwünsche der Stuttgarter Bevölkerung. Ergebnisse aus der Befragung „Lebensstile in Stuttgart 2008“. Statistik und Informationsmanagement, 2011, Monatsheft 6, 184-222.

Hennig, Marina; Kohl, Steffen, 2011: Rahmen und Spielräume sozialer Beziehungen. Zum Einfluss des Habitus auf die Herausbildung von Netzwerkstrukturen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Hermann, Dieter, 2004: Bilanz der empirischen Lebensstilforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2004, Jg. 56, Heft 1, 153-179.

Hillmann, Karl-Heinz, 2007: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag.

Höher, Armin, 1989: Auf dem Wege zu einer Rezeption der Soziologie Pierre Bourdieus? Replik zu dem Artikel von Jörg Blasius und Joachim Winkler „Gibt es die <<feinen Unterschiede>>?“. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1989, Jg. 41, Heft 4, 729-736.

Höhne, Thomas, 2013: Der Habitusbegriff in Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus

Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 261-284.

Hradil, Stefan, 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Opladen: Leske + Budrich.

Hradil, Stefan, 1999: Soziale Ungleichheit in Deutschland. Opladen: Leske + Budrich.

Hradil, Stefan, 2001: Eine Alternative? Einige Anmerkungen zu Thomas Meyers Aufsatz „Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung“. Soziale Welt, 2001, Jg. 52, Heft 3, 273-282.

Janning, Frank, 1991: Pierre Bourdieus Theorie der Praxis. Analyse und Kritik der konzeptionellen Grundlegung einer praxeologischen Soziologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Jenkins, Richard, 1992: Pierre Bourdieu. London: Routledge.

Jurt, Joseph, 2010: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie, 2010, Heft 3, 5-17.

Klocke, Andreas; Spellerberg, Anette; Lück, Detlev, 2002: Lebensstile im Haushalts- und Familienkontext. Zeitschrift für Familienforschung, 2002, Jg. 14, Heft 1, 70-87.

Krais, Beate, 1989: Soziales Feld, Macht und kulturelle Praxis. Die Untersuchungen Bourdieus über die verschiedenen Fraktionen der >>herrschenden Klasse<< in Frankreich. In: Eder, Klaus (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 47-70.

Krais, Beate; Gebauer, Gunter, 2002: Habitus. Bielefeld: transcript Verlag.

Kraut, Richard, 2010: Aristotle's Ethics.

<http://plato.stanford.edu/archives/spr2014/entries/aristotle-ethics/#EthVirDis>, 19.5.2014.

Lahire, Bernard, 2011: The Plural Actor. Cambridge: Polity Press.

Lange-Vester, Andrea, 2013: Empirisch arbeiten mit Bourdieu: Historische Habitusforschung am Beispiel einer Familiengeschichte. In: Brake, Anna; Bremer, Helmut; Lange-Vester, Andrea (Hg.), Empirisch arbeiten mit Bourdieu. Weinheim und Basel: Juventa, 196-227.

Lange-Vester, Andrea; Teiwes-Kügler, Christel, 2013: Das Konzept der Habitushermeneutik in der Milieuforschung. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 149-174.

Lenger, Alexander; Priebe, Stefan, 2013: Demonstrativer Konsum und die Theorie der feinen Leute: Geschmack, Distinktion und Habitus bei Thorstein Veblen und Pierre Bourdieu. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 91-108.

Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian, 2013a: Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 13-41.

Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), 2013b: Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS.

Lizardo, Omar, 2004: The Cognitive Origins of Bourdieus' Habitus. Journal for the Theory of Social Behaviour, 2004, Jg. 34, Heft 4, 375-401.

Matthiesen, Ulf, 1989: „Bourdieu“ und „Konopka“. Imaginäres Rendezvous zwischen Habituskonstruktion und Deutungsmusterrekonstruktion. In: Eder, Klaus (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 221-299.

Mayerl, Jochen, 2009: Kognitive Grundlagen sozialen Verhaltens. Framing, Einstellungen und Rationalität. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

McNay, Lois, 2001: Meditations on Pascalian Meditations. Economy and Society, Jg. 30, Heft 1, 139-154.

Meuser, Michael, 2013: Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Bohnsack, Ralf; Nentwig-Gesemann, Iris; Nohl,

Arnd-Michael (Hg.), Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Wiesbaden: Springer VS, 223-239.

Meyer, Thomas, 2001: Das Konzept der Lebensstile in der Sozialstrukturforschung – eine kritische Bilanz. Soziale Welt, 2001, Jg. 52, Heft 3, 255-272.

Miller, Max, 1989: Systematisch verzerrte Legitimationsdiskurse. Einige kritische Überlegungen zu Bourdieus Habitus-theorie. In: Eder, Klaus (Hg.), Klassenlage, Lebensstil und kulturelle Praxis. Theoretische und empirische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Pierre Bourdieus Klassentheorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 191-220.

Müller, Hans-Peter, 1986: Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kulturosoziologie Pierre Bourdieus. In: Neidhardt, Friedhelm; Lepsius, Rainer M.; Weiß, Johannes (Hg.), Kultur und Gesellschaft. Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag, 162–190.

Müller-Schneider, Thomas, 2005: Gunnar Otte, Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. In: Soziologische Revue, 2005, Jg. 28, Heft 4, 265-268.

Neidhardt, Friedhelm; Lepsius, Rainer M.; Weiß, Johannes (Hg.), 1986: Kultur und Gesellschaft. Sonderheft 27 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Noble, Greg; Watkins, Megan, 2003: So, How Did Bourdieu Learn To Play Tennis? Habitus, Consciousness and Habituation. Cultural Studies, 2003, Jg. 17, Heft 3, 520-538.

Otte, Gunnar, 2005: Hat die Lebensstilforschung eine Zukunft? Eine Auseinandersetzung mit aktuellen Bilanzierungsversuchen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2005, Jg. 57, Heft 1, 1-31.

Otte, Gunnar, 2008: Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Otte, Gunnar; Rössel, Jörg, 2012: Lebensstile in der Soziologie. In: Rössel, Jörg; Otte, Gunnar (Hg.), Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 7-35.

Parzer, Michael (Hg.), 2004: MUSIKSOZIOLOGIE remixed. Impulse aus dem aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskurs. Wien: Institut für Musiksoziologie. Universität für Musik und darstellende Kunst Wien.

Paulle, Bowen; van Heerikhuizen, Bart; Emirbayer, Mustafa, 2012: Elias and Bourdieu. *Journal of Classical Sociology*, 2012, Jg. 12, Heft 1, 69-93.

Reay, Diane, 1995: Using habitus to look at 'race' and class in primary school classrooms. In: Griffiths, Morwenna; Troyna, Barry (Hg.), *Anti-racism, culture and social justice in education*. Stoke-on-Trent: Trentham Books, 115-132.

Reay, Diane, 2004: ‚It’s all becoming a habitus‘: beyond the habitual use of habitus in educational research. *British Journal of Sociology of Education*, 2004, Jg. 25, Heft 4, 431-444.

Reckwitz, Andreas, 2003: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. *Zeitschrift für Soziologie*, 2003, Jg. 32, Heft 4, 282-301.

Rehbein, Boike, 2003: >>Sozialer Raum<< und Felder. Mit Bourdieu in Laos. In: Rehbein, Boike; Saalman, Gernot; Schwengel, Hermann (Hg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 77-96.

Rehbein, Boike; Saalman, Gernot; Schwengel, Hermann (Hg.), 2003: *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Rehbein, Boike; Saalman, Gernot, 2009: Habitus (habitus). In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), *Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Stuttgart: Metzler Verlag, 110-118.

Rehbein, Boike, 2013: Bourdieus Habitusbegriff und Wittgensteins Sprachphilosophie. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden: Springer VS, 123-129.

Rössel, Jörg, 2003: Die Erlebnisgesellschaft zwischen Zeitdiagnose und Sozialstrukturanalyse. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie*, 2003, Jg. 28, Heft 3, 82-101.

Rössel, Jörg, 2012: Soziologische Theorien der Lebensstilforschung. In: Rössel, Jörg; Otte, Gunnar (Hg.), *Lebensstilforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 35-61.

Rössel, Jörg; Otte, Gunnar (Hg.), 2012: Lebensstilforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Sallaz, Jeffrey J.; Zavisca, Jane, 2007: Bourdieu in American Sociology, 1980 – 2004. Annual Review of Sociology, 2007, Jg. 33, 21-41.

Schmidt, Robert, 2004: Habitus und Performanz. Empirisch motivierte Fragen an Bourdieus Konzept der Körperlichkeit des Habitus. In: Engler, Steffani; Kahlert, Heike; Kraus, Beate; Wiggins, Matthias (Hg.), Das kulturelle Kapital und die Macht der Klassenstrukturen. Sozialstrukturelle Verschiebungen und Wandlungsprozesse des Habitus. Weinheim und München: Juventa Verlag, 55-70.

Schneickert, Christian, 2013: Die Wurzeln von Bourdieus Habituskonzept in der Phänomenologie Edmund Husserls. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 75-89.

Schönauer, Annika, 2004: Musik, Lebensstil und Distinktion: Pierre Bourdieu und Gerhard Schulze im Kontext der deutschsprachigen Lebensstilforschung. In: Parzer, Michael (Hg.), MUSIKSOZIOLOGIE remixed. Impulse aus dem aktuellen kulturwissenschaftlichen Diskurs. Wien: Institut für Musiksoziologie. Universität für Musik und darstellende Kunst Wien, 17-38.

Schultheis, Franz, 2013: Habitus in der kabyllischen Gesellschaft und Max Webers protestantische Ethik. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 45-56.

Schulze, Gerhard, 2001: Scheinkonflikte. Zu Thomas Meyers Kritik der Lebensstilforschung. Soziale Welt, 2001, Jg. 52, Heft 3, 283-297.

Schulze, Gerhard, 2005a: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Campus Verlag: Frankfurt / New York.

Schulze, Gerhard, 2005b: Anhang zur Erlebnisgesellschaft. http://www.campus.de/buecher-campus-verlag/wissenschaft/soziologie/show/produkt/BookProduct/downloadPdf/2540.html?tx_saltbo

okproduct_detail%5Bpdf%5D=93&cHash=33e11516e703b8ea9343576b23c7e6f0,

23.11.2014.

Schumacher, Florian, 2013a: Bourdieus Adaption von Erwin Panofskys kunsttheoretischem Entwurf epochaler „Mental Habits“. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 109-122.

Schumacher, Florian, 2013b: Norbert Elias' „sozialer Habitus“ als Vorläufer des Bourdieu'schen Habitus? Eine vergleichende Analyse. In: Lenger, Alexander; Schneickert, Christian; Schumacher, Florian (Hg.), Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven. Wiesbaden: Springer VS, 131-145.

Solga, Heike; Powell, Justin; Berger, Peter A. (Hg.), 2009: Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse. Frankfurt am Main: Campus.

Sperlich, Stefanie; Mielck, Andreas, 2003: Sozialepidemiologische Erklärungsansätze im Spannungsfeld zwischen Schicht- und Lebensstilkonzeptionen. Plädoyer für eine integrative Betrachtung auf der Grundlage der Bourdieuschen Habitus Theorie. Zeitschrift für Gesundheitswissenschaften, 2003, Jg. 11, Heft 2, 165-179.

Stein, Petra, 2005: Soziale Mobilität und Lebensstile. Anwendung eines Modells zur Analyse von Effekten sozialer Mobilität in der Lebensstilforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2005, Jg. 57, Heft 2, 205-229.

Suderland, Maja, 2009a: Disposition (disposition). In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler Verlag, 73-75.

Suderland, Maja, 2009b: Sozialer Raum (espace social). In: Fröhlich, Gerhard; Rehbein, Boike (Hg.), Bourdieu-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler Verlag, 219-224.

Vester, Michael, 2003: Class and Culture in Germany. SOCIOLOGIA, PROBLEMAS E PRÁTICAS, 2003, Jg. 22, 25-64.

Vester, Michael, 2007: Weder materialistisch noch idealistisch. Für eine praxeologische Bewegungsanalyse. Forschungsjournal Neue soziale Bewegungen, Jg. 20, Heft 1, 22-33.

Vester, Michael; von Oertzen, Peter; Geiling, Heiko; Hermann, Thomas; Müller, Dagmar, 1992: Neue soziale Milieus und pluralisierte Klassengesellschaft. Endbericht des Forschungsprojektes ‚Der Wandel der Sozialstruktur und die Entstehung neuer gesellschaftlich-politischer Milieus‘. Projektendbericht. Hannover: Forschungsgruppe Sozialstrukturwandel.

Vester, Michael; von Oertzen, Peter; Geiling, Heiko; Hermann, Thomas; Müller, Dagmar, 2001: Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Vögele, Wolfgang; Bremer, Helmut; Vester, Michael (Hg.), 2002: Soziale Milieus und Kirche. Würzburg: Ergon Verlag.

Wacquant, Loic J.D., 1989: Towards a Reflexive Sociology: A Workshop with Pierre Bourdieu. *Sociological Theory*, 1989, Jg. 7, Heft 1, 26-63.

Wacquant, Loic J.D., 2004: *Body & Soul. Notebooks of an apprentice boxer*. New York: Oxford University Press.

Wagner, Hans-Josef, 2003: Kultur – Sozialität – Subjektivität. Konstitutionstheoretische Defizite im Werk Pierre Bourdieus. In: Rehbein, Boike; Saalman, Gernot; Schwengel, Hermann (Hg.), *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 203-230.

Weiß, Anja, 2013: *Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit*. Wiesbaden: Springer VS.